

Dissertation  
zur Erlangung der Würde des Doktors der Philosophie  
des Fachbereichs Sozialwissenschaften  
der Universität Hamburg

# Gewalt und Mimikry

Destruktive Aspekte der Selbstkontrolle bei amokartiger Gewalt

vorgelegt von

Andreas Prokop

2015

Erster Gutachter: **Prof. Dr. Sebastian Scheerer**

Zweiter Gutachter: **Prof. Dr. Lorenz Böllinger**

Datum der mündlichen Prüfung: 08.07.2015

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	5
Einleitung: »I want to kill them all, because they ruled my life«.....	6
1 Anpassung, Messung und Erfahrung .....	22
1.1 Zur Epistemologie: Atom vs. Konfiguration .....	22
1.2 Der Positivismus und die magische Eliminierung des Leidens.....	27
1.2.1 Die Vernaturwissenschaftlichung des Sozialen.....	27
1.2.2 Die unsichtbare Diktatur des Identischen.....	32
1.2.3 Rationalität und Irrationalität: Forschungsperspektiven bei Erdheim .....	36
1.3 Die Wissenschaft und das Böse .....	40
1.4 Die Psychoanalyse als epistemologisches Unternehmen .....	42
2 Mörderische Selbstkontrolle.....	44
2.1 Selbstbeherrschung und Menschenverachtung .....	44
2.2 Die Grenzen der Normalität und das Böse .....	49
2.3 »Einheit ist Spaltung« .....	53
2.4 Die Ursache folgt der Wirkung nach .....	57
2.5 Normalität, Spaltung, Narzissmus.....	58
2.6 Das Monströse als das konstitutive Außen der Normalität .....	60
2.7 Strafjustiz, Psychiatrie und ihr Drittes .....	62
2.8 Von der grundlosen zur triebhaften Tat .....	68
2.9 Mörderische Selbstkontrolle?.....	73
3 Selbstkontrolle und Ichfunktion.....	81
3.1 Phänomen Selbstkontrolle.....	81
3.1.1 Etablierte und Außenseiter .....	83
3.1.2 Schein ist Sein .....	88
3.2 Bindung und Selbstkontrolle.....	93
3.2.1 Theoretische Perspektiven der Kriminologie: Konformität gegenüber Wertsystemen.....	94
3.2.2 Soziale Bindung – Bindung an Normgefüge und Mimikry .....	96
3.2.3 Bindung, Moralität, kognitive Kontrolle.....	99
3.2.4 Bindung und wissenschaftliche Zugänglichkeit .....	103
3.2.5 Selbstkontrolle .....	104
3.3 Aktivität im Vorderhirn und Selbstkontrolle.....	107
3.3.1 Bezogenheit und Selbstkontrolle .....	112

3.3.2	Epigenetik und Stress.....	113
4	Der Imperativ der Anpassung .....	120
4.1	Spagat zwischen Innen und Außen: das Ich als Pose .....	120
4.2	Szientismus und Anpassung.....	123
4.3	Tierpsychologie in der Literatur .....	131
4.4	Über das schonende Töten – Empirismus und psychische Chirurgie .....	135
5	Kultur und Narzissmus oder: Der neue Gesellschaftsvertrag .....	152
5.1	Devianzmotivation und die Unerträglichkeit von Spannungen bei Agnew .....	152
5.2	»Das psychologische Elend der Masse« .....	155
5.3	Sloterdijks Gewinner-Verlierer-Dichotomie – oder: der Amokläufer als Inkassounternehmer 163	
6	Das Tribschicksal der bürgerlichen Moderne .....	172
6.1	Der performative Widerspruch der Gewalt und ihr sexueller Kern.....	172
6.2	Der Wahn der Vernunft .....	177
6.3	Kant und de Sade .....	181
6.4	Harmonie! .....	190
7	Der traumatische Einbruch des Triebhaften.....	193
7.1	Sexuelles Trauma und unterschwellige Aggression.....	193
7.2	Trauma und Amok.....	196
7.3	Symbiose und Entwicklung .....	197
7.4	Spätes vs. frühes Trauma .....	201
7.5	Orgastische Affektregulierung .....	204
7.6	Die gefährliche Mutter.....	207
8	Die Unfähigkeit (nicht) zu lieben.....	213
8.1	Hysterie und Hypochondrie .....	213
8.2	Narziss im Spiegel.....	215
9	»Virgin-Killer«.....	222
10	Schlussbetrachtung und Thesen .....	237
	Literaturverzeichnis .....	242

## Vorwort

Es sind nun etliche Jahre, die ich mich mit einem sehr unerfreulichen und erschreckenden Phänomen beschäftige, das sich dem begrifflichen Zugriff ebenso zu entziehen scheint, wie sich die »Protagonisten« häufig der Strafverfolgung durch Suizid entziehen: der amokartigen Gewalt. Fern davon ein marginales Phänomen zu sein, verweist es auf die Glut, die im Innern des Menschen schlummert, auch dort, wo das Leben sich routinartig vollzieht. Inzwischen haben die islamistischen Gewaltakte die Schülergewalt hinsichtlich der medialen Aufmerksamkeit überflügelt. Der unterschiedliche äußere Anstrich von Gewalttaten dürfte aber regelmäßig zweitrangig sein gegenüber der inneren Not, die sich im Gewaltakt entlädt. Ich habe mich im Folgenden bemüht, sondierend einen transdisziplinären Zugang zu diesem Problem zu gewinnen.

Hierbei war ich in der glücklichen Lage, auf Unterstützungsgewährungen zurückgreifen zu können, ohne die dieses Projekt nicht möglich gewesen wäre.

Dies gilt insbesondere für die großzügige finanzielle Förderung durch die *Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur* und zuletzt die *Lieselotte-Pongratz-Stiftung*, wofür ich den jeweiligen Stiftungsmitgliedern meinen herzlichen Dank aussprechen möchte.

Bedanken möchte ich mich auch für die vielfältigen Anregungen, die ich durch Tagungen, Seminare und Gespräche erhalten habe.

Schließlich möchte ich auch meiner Familie und meinen Freunden danken für den sozialen Halt, den gerade ein solches Projekt unbedingt erfordert.

Hamburg, den 04.02.2015, Andreas Prokop

## **Einleitung: »I want to kill them all, because they ruled my life«<sup>1</sup>**

Gewalt und Mimikry sind die die Leitbegriffe, mit denen diese Darstellung operiert, um einem Phänomen auf die Spur zu kommen, das vor allem seit dem 20. April 1999, dem Tag des Anschlags auf die Columbine Highschool bei Littleton, einem Vorort von Denver, USA, massives Leid erzeugt, aber auch die fernere Öffentlichkeit erschüttert hat. Das Datum – Hitlers 110. Geburtstag – wurde nicht zufällig gewählt.

Die lärmenden Exzesse amokartiger Gewalt, die mit der häufigen Unscheinbarkeit der »Protagonisten« kontrastieren, die sich so als bloße Mimikry erweist – in meinem Wortgebrauch: stille Anpassung und Unauffälligkeit bei großen inneren Spannungen –, bilden nach meiner These mit letzterer gleichwohl einen konfigurativen Zusammenhang: entweder muss – psychisch – das Selbst vernichtet werden oder – physisch – die Außenwelt. Eine Koexistenz unter Toleranz von Differenz ist nicht möglich. Auch die Mimikry ist deshalb gewalttätig, wenn auch nach innen. Nur ist diese Art von Gewalt häufig allzu bequem für die gegebene Umwelt. Diese sogenannten Amokläufe stellen ein ernstes Problem in der westlichen Welt dar. Es handelt sich dabei – anders als die aus dem Malaiischen kommende Bezeichnung suggeriert – um oft längerfristig geplante Gewaltexzesse, die auf die Tötung teils von bestimmten, teils von möglichst vielen Menschen abzielen. Man kann die Taten, die nicht spontan erfolgen, der »prädatoren« Gewalt zurechnen. In den USA gab es beispielsweise allein zwischen 2000 und 2013 160 solcher Vorfälle mit ansteigender Tendenz. In Deutschland waren zwischen 1992 und 2013 28 Taten zu beklagen.

Über die Folgen für die unmittelbar Betroffenen hinaus haben diese plötzlichen Eruptionen weitreichende Folgen, da sie häufig (aber nicht immer) an Orten wie Schulen stattfinden, an denen so etwas vordem nicht denkbar schien, Orte, an denen »normales Leben« stattfindet, es zwar Konflikte gibt, Ärger, auch Schlägereien, unter Umständen Mobbing und Abzocke, aber doch nicht Massenmord.

Verständlicherweise ist die Erforschung der Amokphänomene von dem Bestreben geprägt, solche Taten zukünftig möglichst zu verhindern. Man versucht, Täterprofile zu erstellen, Motive zu ergründen. In Deutschland wurde ein entsprechender Forschungsverbund gegründet der sich mit »Tat- und Fallanalysen hochexpressiver zielgerichteter Gewalt (TARGET)« beschäftigt. Einer der Exponentinnen des Programms, Britta Bannenberg zufolge gehe es dabei um die Ergründung der »konkreten Entwicklungsverläufe der Täter und die komplexen Ursa-

---

<sup>1</sup> Der Satz stammt aus einer Youtube-Botschaft von Sebastian Bosse, dem Emsdetter Amokläufer.

chen ihrer Entwicklung« (Bannenberg 2014, S. 435–436) durch empirische Datenermittlung. Diese Umstände seien »im Detail noch ungenügend erforscht« (a. a. O., S. 436).

Auch diese Arbeit hat das Ziel, diese Umstände ein Stückweit zu erhellen. Dafür ist ohne Zweifel eine große Datenbasis sehr wichtig. Meines Erachtens reicht für ein tiefgehendes Verständnis der Taten und der sie Verübenden aber eine empirische Untersuchung (im engeren Sinne), wie sie der Forschungsverbund anstrebt, nicht aus. Das hat vor allem vier Gründe: Erstens basiert der Empirismus auf etwas, das ich als »diskursiven Konsens« bezeichnen möchte, also einerseits auf bestimmten Voraussetzungen des begrifflichen Denkens und andererseits auf psychosozialen (habituellen) Gemeinsamkeiten der Forscherpersönlichkeiten. Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Persönlichkeit wird dabei üblicherweise nicht systematisch betrieben.

Zweitens und damit in Verbindung versucht der Empirismus, das Innere des Menschen so zu erforschen, wie er – mit großem Erfolg allerdings – die Außenwelt erforscht; dem steht aber, folgt man bestimmten Erkenntnissen der Hirnforschung, die Natur dieses Inneren entgegen, d. h. die innere Wahrnehmung ist wesentlich anders organisiert und viel unspezifischer als die äußere<sup>2</sup>, was wiederum auch der Perzeption dieser Apperzeption größte Probleme bereitet, speziell unter der Voraussetzung der Subjekt-Objekt-Spaltung. Das ist auch der Grund, warum psychiatrische Gutachten trotz »evidenzbasierter Methoden« oft mehr oder weniger beliebig erscheinen (und Michel Foucault den forensischen Gutachter despektierlich als »König Ubu« verspottet hat). Eine Frage, wie sie sich der österreichisch-amerikanische Psychiater Kurt R. Eissler stellte wie vor ihm andere, kommt deshalb nicht von ungefähr: »Was soll aus einer Menschheit werden, die so viel mehr über das Atom als über sich selbst weiß?« (Eissler 1968, S. 652)

Drittens werden das kulturelle Umfeld sowie die kulturelle Tradition nicht (genügend) in die Forschung einbezogen. Erkenntnisleitende Ähnlichkeiten zu als »normal« geltenden Phänomenen bleiben so unberücksichtigt und auch bestimmte konfigurative Dynamiken zwischen Gruppen- und Individualentwicklungen. Das liegt sicherlich auch an den künstlichen Disziplinargrenzen – die Psychologie tendiert zu einem primär monadischen Menschenbild, die Soziologie zu einem primär sozialen, während die Biologie chemische Prozesse privilegiert. So ergibt sich der Eindruck einer Art wissenschaftlicher Schrebergartenkolonie. Vor allem bleiben in der Regel mögliche Gruppenpathologien und deren fortdauernde kulturelle Sedimente, die auch der Modellierung der prävalenten Normalitätsvorstellungen Pate stehen dürften,

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu etwa Solms 2006

außer Betracht. Was sich dann als neue Erkenntnis über *den* Menschen brüstet, dürfte deshalb häufig nur Ausdruck des Wandels hegemonialer Psycho- und Sozialstrukturen sein.

Viertens ist der Empirismus methodenbedingt elementaristisch bzw. atomistisch und, das heißt, ihm fehlt, wie ich auch einmal auf einer Tagung über Jugendgewalt klagen hörte, mit Goethe gesprochen, das »verbindende Band«. Denn die einzelnen Atome finden in diesem eleatischen (auf einzeln Seiendes jenseits von Raum und Zeit bezogenen) Universum ohne die »Gewalt« linearer Logik (entsprechend dem »logischen Empirismus«) nicht zueinander. Die bloße Subsumtion unter psychiatrische Kategorien erscheint ebenfalls problematisch, einerseits angesichts der überschaubaren Halbwertzeit dieser Konstrukte und andererseits deshalb, weil es sich lediglich um Deskriptionen handelt, also Konventionen ohne Erklärungswert, die aber zu einer tautologischen Argumentation verführen.

Will man etwas über die Motivationsstrukturen von Amokläufern herausfinden, könnte sich deshalb der empiristische Rahmen als zu eng (bzw. zu flach) erweisen. Mit Norbert Elias plädiere ich deshalb für ein konfiguratives (und damit affektgegründetes) Denken.

Ich bin der Auffassung, dass amokartige Gewalt nicht nach den üblichen (linearen) Motivations-schemata beurteilt werden kann. Dafür spricht auch, dass die Motivationslage häufig unklar ist. Aber auch dort, wo es Äußerungen gegeben hat, die sich um Rache, Hass oder Ruhm drehen, geht man meines Erachtens in die Irre, wenn man dies rationalistisch zu interpretieren versucht, also ein abgegrenztes, autonomes Ich als Quelle dieser Intentionen betrachtet. Unsere westliche kognitivistisch-rationalistische Schlagseite kann uns hier leicht den Blick verstellen.

Rationalität ist aber jenseits der Hypertrophie lediglich ein Hilfsmittel, um Angst zu bewältigen, Angst vor einer unüberschaubaren und bedrohten Existenz. Arnold Gehlen hat den Menschen zu Recht als »ontogenetische Frühgeburt« bestimmt (Bröckling 2004, S. 336), denn aus anatomischen Gründen kommen wir (im Gegensatz zu anderen Tieren) in einem äußerst unfertigen Zustand auf die Welt und sind deshalb auch auf eine unseren Bedürfnissen besonders adäquate Umwelt angewiesen. Dass wir gerade in der frühen Entwicklungszeit besonders störanfällig sind sollte deshalb nicht verwundern.

Gleichwohl blenden wir bei unserem Bemühen, Gewaltphänomene zu verstehen, häufig gerade diese frühe Entwicklungszeit aus – denn sie bietet uns kaum die Datengrundlage wie spätere Zeiten und wir können einen Säugling auch keinen Fragebogen ausfüllen lassen. Deshalb suchen wir, wie das bekannte Bild illustriert, lieber dort nach dem Schlüssel, nach Erklä-

rungen, wo das Licht unserer kulturell geprägten Voreinstellungen respektive der entsprechenden Forschungsmethoden hinfällt.

Das gilt insbesondere für die Sprache, soweit wir dazu tendieren, den sprechenden Menschen für den ganzen Menschen zu nehmen. Aber die Sprache ist ein relativ später Erwerb, der dem Säugling nicht und dem Kleinkind nur eingeschränkt zur Verfügung steht. Es steht außerdem zu vermuten, dass der unauffällig auffällige Jugendliche einen ganz anderen Gebrauch von der Sprache macht, als ein Vertreter der Mitte der Gesellschaft.

Um die Amokläufe zu verstehen, müssen wir deshalb einer anderen Logik auf die Spur kommen, nämlich einer affektiven. Es geht dabei vornehmlich um die Rekonstruktion von affektiven Kommunikationsstrukturen zwischen dem Säugling, dem Kleinkind und seiner Mutter, die in der Regel die Person darstellt, die den Übergang von einem relativ geschützten intrauterinen Leben zu einem gefährdeten und ohnedies todbringenden extrauterinen moderieren und abfedern muss.

Wie eine Mutter diese Aufgabe löst, hängt freilich nicht nur von ihr selbst, sondern auch von der prävalenten Kultur und ihrer Tradition ab, wie sie sich dem Einzelnen einschreibt, etwaigen kulturellen Interferenzen sowie dem mikrosozialen Umfeld, in dem die Mutter aktuell lebt. Das ist das Gebiet, auf dem die Psychoanalyse mit ihrer Klinik die größte Erfahrung hat. Allerdings bietet sie ein sehr unübersichtliches Feld, das nicht leicht zu ergründen ist, aber damit nur die Schwierigkeiten des Gegenstandes spiegelt.

Eine Rezeption psychoanalytischer Erkenntnisse in die Gewaltforschung, wie ich sie hier in Ansätzen vorlege, halte ich gleichwohl für enorm wichtig, denn »empirische Lücke[n]« (Bannenbergs 2012, S. 95) sind anders kaum auch nur annähernd zu kompensieren, wobei die Metapher meines Erachtens auch nicht ganz zutreffend ist, da die Erhellung von etwas bislang Unbekanntem kaum nur ein neues Puzzle-Teilchen offenbart, sondern auch das vermeintlich Bekannte in einem mitunter gänzlich anderem Licht erscheinen lassen kann. Es gilt also immer auch das Forschungsobjekt zu entwickeln, durch Schulung der inneren, affektiven Wahrnehmung, Vergleich und Rekonstruktion.

Da der Empirismus programmgemäß die beobachteten Phänomene in einer möglichst schlichten Weise interpretieren zu müssen meint, um spekulative Willkür einzuschränken, dürften häufig soziokulturelle Vorurteile – unreflektierte Selbstverständlichkeiten einer Gruppe – durchdrücken und sich dem Beobachteten aufprägen. Am einfachsten erscheint uns

das, was wir von früh an als Normalität zu sehen gewohnt sind, weil uns dessen Kontingenz verborgen ist. Platon hat dieses Phänomen zur Grundlage seines Staatsgedankens gemacht<sup>3</sup>.

Das dürfte auch für bestimmte Phänomene gelten, die immer wieder im Zusammenhang mit dem psychischen Erscheinungsbild der Amokläufer berichtet werden, insbesondere narzisstische Phänomene neben Hass und Rachewünschen sowie Paranoia. Es handelt sich quasi um eine Art Negativ des kulturell Erwünschten.

So konstatiert Heinz Kohut, der Exponent der psychoanalytischen Selbstpsychologie, eine »leicht pejorative Bedeutung« des Narzissmus im wissenschaftlichen Kontext einerseits, mehr noch aber eine dem abendländischen Wertesystem inhärente Affirmation des Altruismus bei komplementärer Herabsetzung von Egoismus und der Sorge um das eigene Wohl. Das führe jedoch zu einer Intensivierung der »niedergehaltenen, aber nicht modifizierten narzisstischen Strukturen«, soweit ihnen der Ausdruck verwehrt ist. Plötzlich durchbrächen sie jedoch »die brüchigen Kontrollen und führen zu ungehemmter Verfolgung grandioser Ziele und zu widerstandsloser Verschmelzung mit omnipotenten Selbst-Objekten«. Das gelte nicht nur für Individuen, sondern auch für Gruppen (Kohut 1975, S. 209 f.).

Der (ursprüngliche) Kapitalismus mit seiner Affirmation eines grandiosen unternehmerischen Selbst muss demnach als Gegenreaktion gegen christliche Selbstverleugnung (christlichen Selbsthass, wie Nietzsche sagt), als »Widerkehr des Verdrängten« gelten. aber auch die Betonung »westlicher Werte« kann als Ausdruck von Gruppennarzissmus erscheinen. Denn, wie Kohut betont, ist »[w]ährend ruhiger geschichtlicher Perioden [...] die Einstellung gewisser Gesellschaftsschichten zum Narzissmus ähnlich unaufrichtig wie die der viktorianischen Gesellschaft zur Sexualität. Offiziell wird die Existenz der sozialen Manifestationen, die vom grandiosen Selbst und vom omnipotenten Objekt ausgehen, nicht anerkannt«.

Kohut plädiert demgegenüber für eine Balance der (sexuellen) Bezogenheit auf den Anderen und der (narzisstischen) auf das Selbst: »weder eine geringschätzige Einstellung zu den mächtigen psychischen Kräften, die in diesen beiden Dimensionen des menschlichen Lebens nach ihren Zielen streben, noch der Versuch ihrer totalen Ausrottung werden zu einem wirklichen Fortschritt der Selbstkontrolle und der sozialen Anpassung des Menschen führen« (a.a.O.).

Daraus lässt sich ableiten, dass die Untersuchung narzisstischer Phänomene bei Einzelnen leicht kontaminiert werden kann durch die dem Narzissmus des Forschenden dienende Identi-

---

<sup>3</sup> In seinem *Staat* lässt Platon Sokrates dafür plädieren, die künstliche Staatsordnung zu naturalisieren, um ihr so Geltung zu verschaffen. Ähnlich versteht Freud die Religion bzw. den Gottesglauben im Hinblick auf die Moral (vgl. Freud 2000f und weiter unten).

fikation mit einer Gruppenauffassung – mit kulturellen Werten, Gruppennormen, zu denen natürlich auch wissenschaftliche Methoden gehören –, was dann zu einer epistemologischen Schiefelage führen würde, die es zu berücksichtigen gilt.

Nun bekommt man beim Lesen empiristischer Darstellungen leicht den Eindruck einer mehr oder weniger verdeckten Vorwurfshaltung gegenüber den Forschungsobjekten, indem die Phänomene so dargestellt werden, dass sich beim Leser eine Aversionshaltung einstellt. Bei Massenmord ist das kaum verwunderlich, kann aber die Wahrnehmung in problematischer Weise kontaminieren. Bannenberg zitiert etwa die forensische Psychiaterin Nahlah Saimeh mit der Aussage: »Narzisstisch gestörte Personen haben ein erhöhtes Geltungsbedürfnis und erheben Anspruch auf bedingungslose Bestätigung ohne dass sie imstande sind, dafür eine entsprechende Sonderleistung liefern zu können« (Bannenberg 2012, S. 95).

Wir sehen hier so etwas wie die wissenschaftliche Inbetriebnahme des kapitalistischen Tauschprinzips, aber das ist gerade kein Ausdruck wissenschaftlicher Objektivität, sondern eher des prävalenten Gruppennarzissmus (zu dem der Amokläufer offenbar keinen Zugang hatte). Man verstellt sich hier gerade eine Position wissenschaftlicher Objektivität, die ein besseres Verständnis der Phänomene ermöglichen könnte.

Das Tauschprinzip ist als wissenschaftlicher Maßstab völlig irrelevant. Im Umkehrschluss würde das heißen, dass jemand, der nach bürgerlichen Maßstäben »etwas leistet«, nicht narzisstisch (fixiert) sein könne. Das scheint mir aber doch eher auf den besagten verdeckten Gruppennarzissmus zu verweisen.

Ich selbst bin ja in der als »sozialistisch« sich verstehenden DDR aufgewachsen, und dort wurde wiederum der Kapitalist bzw. Unternehmer als Schmarotzer dargestellt, der von der Arbeit anderer lebt. Natürlich war die DDR nichts weiter als staatgewordene Paranoia. Aber sie ist damit nur Ausdruck einer über sie hinausreichenden kulturellen Imbalance, als Manifestation von kulturimmanenten Spaltungsprozessen nach dem grandiosen Amoklauf Hitlers, der wiederum den Gruppennarzissmus für seine Ziele zu instrumentalisieren wusste.

Betrachtet man die Phänomenologie des Amoklaufs jedoch mit Hilfe der psychoanalytischen Erfahrung, die im Unterschied zum Empirismus auf einer Aufhebung der Subjekt-Objekt-Spaltung beruht, dann wird schnell klar, dass die Phänomenologie des Amokläufers durch Fixierungs- bzw. Regressionsphänomene geprägt ist. Die Psychoanalyse stellt darüber hinaus eine Art Radiokarbonmethode zur Verfügung, die es gestattet, in etwa das psychische Alter des Fixierungs- bzw. Regressionspunktes zu bestimmen.

Die Phänomene der Unauffälligkeit, der Versorgungserwartung, des plötzlich zum Vorschein kommenden narzisstischen Größenselbst, der Empathielosigkeit, der Paranoia wie auch der Aspekte sexueller Perversion, zu denen ich neben dem Masochismus, dem Fetischismus (die Tat selbst ist ein Fetisch) auch das (sadistisch konnotierte) Ressentiment, die zunächst verhaltenen Hass- und Racheimpulse zähle, sprechen eine deutliche Sprache, wenn man sie nicht lediglich in ein flaches (psychiatrisches) Tableau einträgt, sondern sie mit Erkenntnissen aus der Entwicklungsforschung und der philosophischen Reflexion holistisch konvergiert: eine solche Psychostruktur ist mit dem (vollständigen) Erreichen des Entwicklungsstatus der *Objektkonstanz* unvereinbar. Nach der einflussreichen Entwicklungstheorie von Margareth Mahler wird dieses Stadium typischerweise im dritten Lebensjahr erreicht. Wir müssen also das psychische Alter des Amokläufers in etwa vor die Vollendung dieses Jahres datieren.

Die vermisste Fähigkeit zur Empathie kann sich natürlich nicht entwickeln, wenn die primäre Bezugsperson nicht *jenseits* der Versorgung und *jenseits* der affektiven Gestimmtheit und *jenseits* der Anwesenheit psychisch als eine einheitliche Person repräsentiert werden kann. Gleichzeitig ist eine stabile Affektbindung (die dauerhafte Verteilung der affektiven Besetzung, der Erregung, auf differente Gegenstände, auch geistige) nicht ohne *Objektkonstanz* möglich. Voraussetzung für die *Objektkonstanz* ist die *Fähigkeit, die Getrenntheit von der versorgenden Bezugsperson zu ertragen*, und davon abgeleitet auch die *Begrenztheit der eigenen Person in Zeit und Raum*. Es steht zu vermuten, dass hier das zentrale Problem liegt: bei *unerträglichen Trennungs- bzw. Beschädigungsängsten*.

Paranoia, Hass und Rachewünsche sind demgegenüber nur die Kehrseite der Gebundenheit an und der Abhängigkeit von einem allmächtigen versorgenden Objekt – zu dem man sich unter Umständen auch selbst bestimmen kann: auf den »Gotteswahn« der Amokläufer sei hier verwiesen. John B. McDevitt geht entsprechend und unter Berufung auf Harold P. Blum von einem »inkonstanten Objekt« aus: »Bei manchen Borderline-Fällen und bei der paranoiden Spaltung stellt das persistierende persekutorische Objekt die negative Entsprechung der libidinösen Objektkonstanz dar« (McDevitt 1997, S. 30). Das heißt, der sich von anderen, einer Gruppe, der Gesellschaft verfolgt fühlende respektive von Hass und Rachsucht beherrschte Mensch hält selbst, wenn auch unbewusst an diesem Szenario, das ihn quält, fest, um dadurch nämlich einen noch unerträglicheren »Mangel an beruhigender, Anteilnehmender Versorgung und Fürsorge« (a. a. O.) zu kompensieren. Wer sich verfolgt fühlt, fühlt sich nicht im Stich gelassen.

Den Grund für diese Aporie gilt es zu rekonstruieren. Nach der hier vertretenen These ist der Grund für das Festhalten des Amokläufers an der Symbiose mit einem versorgenden/verfolgenden Objekt, auch wenn oder gerade weil diese Versorgung nicht optimal ist, in frühesten schweren bzw. kumulativen traumatischen Erfahrungen und deren Auswirkungen auf die Affektregulierung und die Ich-Entwicklung zu sehen. Typischerweise kommt es dabei zu einer Ich-Spaltung – ein Teil des Ichs bleibt infantil, während der andere (relative) Normalität zeigt.

Über den Begriff des psychischen Traumas besteht allerdings so etwas wie ein Kulturkampf – auch innerhalb der Psychoanalyse. Eine objektivistische Position privilegiert in dieser Hinsicht bestimmte Typen wie Gewalterfahrung und sexueller Missbrauch, eine subjektivistische stellt auf das Erleben ab. Ich werde in meiner Darstellung dem *quantitativen Traumabegriff* Sigmund Freuds folgen. Denn Traumatypen sind häufig vor allem Ausdruck kulturell bedingter Idiosynkrasien und aus einer Erwachsenenperspektive modelliert. Ein subjektives Erleben hat sich andererseits bei sehr kleinen Kindern häufig noch gar nicht entwickeln können.

Mit Freud verstehe ich unter solchen frühen traumatischen Erfahrungen also solche, die durch *unerträgliche Erregungsquanten* ausgelöst werden.

Erstaunlich an der Amokforschung ist in diesem Zusammenhang, dass sie – neben und im Zusammenhang mit der frühen Mutter-Kind-Situation – der Sexualität so wenig Aufmerksamkeit schenkt. Zwar verweist auch Bannenberg häufig auf die sexuellen Auffälligkeiten etlicher Amokläufer (und andererseits auf persistierenden Hass und Rachephantasien), jedoch fehlt es hier meines Erachtens an einem Verständnisansatz, so dass sich leicht der Eindruck einer selbstevident erscheinenden »trait«-Psychologie einstellt.

Dass sexualitätsbezogene Auffälligkeiten wie Masochismus, Sadismus, (Waffen-)Fetischismus (Erotisierung von Waffen) bei Amokschützen notorisch sind wie andererseits das Ressentiment (lange unterdrückte, sozusagen schwelende Hass- und Rachephantasien), habe ich bereits dargelegt.

Hier möchte ich nun auf ein bestimmtes Phänomen zu sprechen kommen, nämlich auf den Umstand, dass sich die Rachephantasien langsam zum Plan eines gewaltsamen Finales verdichten, dass sie auf einen »Höhepunkt« zusteuern, der sich auch als gewaltsame, gleichsam orgastische Entladung verstehen lässt. Dieses Phänomen ist zwar häufig beschrieben worden – etwa von Weilbach, auch von Bannenberg – aber ohne Beachtung der sexuellen (bzw. affektbezogenen) Konnotation, ohne dieses Phänomen mit sonstigen sexualitätsbezogenen Auffälligkeiten in Verbindung zu bringen.

Dabei hat einer der ersten Amokläufer westlicher Provenienz, der Degerlocher Hauptlehrer Ernst August Wagner, bereits auf die Rolle der Sexualität bei amokartiger Gewalt hingewiesen, indem er sein tatrelevantes »Nervenleiden« nicht etwa den ärztlicherseits gern ins Feld geführten üblichen Verdächtigen – Alkohol, Erwerbs- und Großstadtleben – zuschrieb, sondern, wie er dies selbst formuliert, der »geschlechtlichen Unnatur«. Diese abwertende Bezeichnung zeigt schon an, dass Wagner seine sexuellen Impulse nicht als integrierten Aspekt seiner selbst verstehen konnte, dass sie ihm als etwas Fremdes erschienen. Er litt unter der Masturbation wie auch zumindest einige seiner Sukzessoren (und nach Freud jeder Neurotiker). In den meisten Fällen erfährt man ja nichts Unmittelbares über das Sexualleben der Amokläufer, aber es gibt sehr evokative Schilderungen, auf die ich mich beziehen werde.

Wagners wohl paranoide Vorstellung, dass er in dem schwäbischen Ort Mühlhausen, an dem er zeitweilig als Lehrer tätig gewesen war, wegen Sodomie ins Gerede gekommen sei, hatte in ihm einen solchen Hass auf den Ort geschürt, dass er ihn möglichst vom Erdboden vertilgen wollte: als Mordbrenner sondergleichen. Das erforderte nach seinem Dafürhalten obendrein die vorherige Ermordung seiner Familie – jeweils zweier Töchter und Söhne sowie seiner Frau – aus rationalen Gründen selbstverständlich: Die Kinder sollten nicht als Kinder eines Massenmörders aufwachsen und der Frau sollte der Verlust ihrer Kinder erspart bleiben.

Zuvor hatte Wagner schon mehrfach versucht, sich das Leben zu nehmen, sich dazu aber für zu feige befunden. Nun trug er mit seiner Tat dem Rechtswesen seine Tötung an, aber auch daraus wurde nichts: er landete in der Psychiatrie, am Ende ausgerechnet der von Winnenden. Dass er dort noch einmal beerbt werden würde, konnte er allerdings nicht vorausahnen.

Am 11. März 2009 hatte dort der 17-jährige Tim Kretschmer 16 Menschen einschließlich seiner selbst erschossen. Wie viele andere spätere Amokläufer und auch Wagner war er zuvor kaum aufgefallen. Nach der Tat fanden sich auf seinem PC sogenannte Bondage-Bilder: »verschnürte Männer« [...], die von Frauen gequält wurden« (Huck 2012, S. 17). Es gab einen Gutachterstreit, ob »masochistische Obsessionen« den Amoklauf ausgelöst hätten. Dieser Auffassung war der Gutachter der Staatsanwaltschaft – es ging bei dem Prozess um die Schuld des Vaters, mit dessen frei zugänglicher Waffe Kretschmer die Tat begangen hatte –, während der Gegengutachter Peter Winckler, der von den Eltern der Opfer beauftragt war, dies bestritt: es gäbe dafür, so Winckler, »keinerlei Beweis« – also kein Tagebuch oder Ähnliches, das dem Gutachter etwas in die Hand gibt. Der Schluss auf das Nichtvorliegen ist aber

mindestens so spekulativ wie der auf das Vorliegen, spekulativer noch, soweit er ohne positive Begründung bleibt.

Sokratisch wäre hier das Zugeben des Nichtwissens, was aber die Möglichkeit einschließt. Wir scheinen aber eher die Nachfahren jener Staatsanwälte zu sein, die den Sokrates (wegen seiner Eigenheiten) angeklagt hatten. Wenn manche Amokläufer von selbst über ihre sexuellen Probleme berichten, andere aber nicht, dann kann man daraus nicht zwangsläufig schließen, dass bei diesen solche Probleme nicht vorlägen. Wir wissen es nicht. Erkenntnisleitend kann allerdings die Konvergenz mit anderen Beobachtungen aus dem psychoanalytischen Fundus sein.

Wenn man etwas über die Motivation des Amokläufers erfahren will, dann reicht es nicht, ausgetretene Pfade zu beschreiten. Die kognitivistische Vereinseitigung einer leibfernen Kultur lässt leicht übersehen, dass Motivation der bewussten Erfassung vorausgeht. Es nützt jedoch nichts – wie dies heute Mode geworden ist – das nicht einem hypostasierten bewussten »bürgerlichen Ich« Zurechenbare einer subjektiv konzipierten Entität namens Gehirn zu überschreiben. Das Gehirn handelt nicht. Es ist das Subjekt, das handelt, auch wenn es seine Motivationen nicht immer durchschaut. Diese Motivationen lassen sich jedoch zumindest versuchsweise rekonstruktiv erschließen, während sie gleich dem Medusenhaupt oft nur über Spiegel in Betracht kommen können.

Ein amerikanischer Psychiater, Peter Langman, der, wie er schreibt, mit Widerwillen sein Buch über Schulamokläufe verfasst hat, wundert sich dort, dass der Schüler Eric Harris, der gemeinsam mit seinem Schulkameraden Dylan Klebold das Attentat an der Columbine-Highschool veranstaltet hat, im Advent der Tat über mangelnden Sex geklagt hat. Langman konnte Sex – wohl kulturbedingt – nur mit narzisstischer Aufwertung in Verbindung bringen (Langman 2009, S. 84).

Die Psychoanalyse hat sich dem puritanischen Geist jedoch widersetzt, auch wenn mit der Kassenzulassung das sexuelle Paradigma teilweise wieder verlorengegangen zu sein scheint (Green 1998b). Hat die Psychoanalyse doch im sexuellen Orgasmus das Basismodell einer von *zwei Arten der Regulierung von Affekten* herausgearbeitet, nämlich der *unmittelbaren Erregungsabfuhr* gegenüber der *Affektbindung*.

Auch der Amoklauf, das sich langsam Hineinsteigern in einen Racheplan mit der »Klimax« in Gestalt der Tat hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Orgasmus – eine längere Zeit der »Vorlust« und dann schließlich die – in dem Fall vor allem antizipierte – »Erleichterung« durch das »Finale«. Obwohl der Amoklauf nur ein Symbol solcher Erregungsabfuhr sein

kann, möchte ich postulieren, dass es diese begehrte Erleichterung (von der Dauererregung) ist, die die unbewusste Motivation des Amokläufers darstellt. Dabei spielen die Vortaten, wie ja bekannt, eine wesentliche Rolle. Um diese Zusammenhänge zu verstehen, braucht es allerdings ein tiefgehendes Verständnis der affektiven Entwicklung.

Ich hatte von einer weiteren Form des Erregungsmanagements gesprochen. Es handelt sich hier um eine Variante, die gegenüber der primitiven Affektabfuhr einen reiferen Modus darstellt, der erstere aber im Idealfall nicht einfach ablöst, sondern sie ergänzt: die *Affektbindung*. Erregung wird dabei diversifiziert und in kleinen Mengen sozialverträglich abgeführt. Wenn etwas für uns wichtig ist, dann heißt das, dass wir es mit psychischer, mit Affekt-Energie besetzen. Demgegenüber leiden Amokläufer unter dem Verlust von Sinn – Sinn verlangt nach Differenz.

Es scheint also so, dass diese affektbindende Form der Erregungsverwaltung dem Amokläufer nicht ausreichend verfügbar ist, dass er unter der übermäßigen Erregung leidet und diese loswerden will, so dass sich die Frage stellt, warum dies denn so ist. Nun war ich bereits auf die *mangelnde Objektkonstanz* zu sprechen gekommen, und ich gehe davon aus, dass beide Phänomene, die *Objektkonstanz* und die *Affektbindung*, aufeinander verweisen. Die Objektkonstanz, die die psychische Differenzierung zwischen Selbst und anderem voraussetzt, stellt dann die Voraussetzung für die Verteilung psychischer Energie dar. Aber die damit verbundene *psychische Trennung* erscheint im Falle des Festhaltens an der symbiotischen Bindung als unerträglich.

Den Grund dafür sehe ich in frühem traumatischem Geschehen, das die Ich-Konstitution hintertreibt. Da das Trauma in diesen Fällen regelmäßig durch die Bezugsperson ausgelöst wird, darf sie nicht (mehr) als getrenntes Objekt in Erscheinung treten, das traumatisierte Subjekt versucht sich nach der hier vertretenen These indessen – wie dies vom Stockholm-Syndrom her bekannt ist – *über die Synchronizität mit dem traumatisierenden Objekt zu stabilisieren*.

Die Stabilität des Subjekts, des Säuglings zunächst, hängt also davon ab, dass kein Blatt zwischen es selbst und sein Objekt passt – wie dies Luther über sein anfängliches Verhältnis zum Papst gesagt hat. Dieses symbiotische Objekt kann allerdings später auch vervielfältigt werden, im Handy, im Computer, in einer Ideologie bestehen. Oder eben einfach in den gesellschaftlichen Verhältnissen, gegenüber denen man dann Mimikry übt. Im großen Maßstab werden Menschen so zum »Anhängsel der Maschinerie« und bewirken die ideologische Wir-

kung der »übermächtig daseienden Verhältnisse als solche«<sup>4</sup>, wie Theodor W. Adorno bemerkt hat (Adorno 2003b, S. 18).

In diesem Zusammenhang gerät nun auch eine bekannte kriminologische Theorie in den Blick, nämlich die Theorie von der mangelnden Selbstkontrolle als Ursache von kriminellem Verhalten per se, die *General Theory of Crime* von Michael R. Gottfredson und Travis Hirschi (Gottfredson und Hirschi 2004). Amokläufer scheinen sich im (jedenfalls scheinbaren) Gegensatz zu dieser Annahme besonders gut zu kontrollieren, auch wenn sie Elemente ihres Tatplans bzw. ihrer Tatmotivation mitunter durchsickern lassen. Die Eltern jugendlicher Täter sind jedoch häufig völlig überrascht, haben nichts oder erst sehr spät etwas bemerkt. Hier einige Beispiele:

In einem Fall haben die Täter eines Familienmordes zuerst die Schwestern eines der beiden Täter ermordet und saßen dann noch eine Weile mit dessen Eltern in einer Gaststätte beisammen, die sie später wie geplant ebenfalls ermordeten. Der bereits erwähnte Psychiater Winckler sprach hier, offenbar entsetzt, von »kaltblütiger, menschenverachtender Selbstbeherrschung« (Friedrichsen 2010, S. 35).

Über ihren Sohn Anders Behring Breivik, den Attentäter, der am 22. Juli 2011 in Oslo und auf der Insel Utøya 77 Menschen mit ermordet hat, sagte seine inzwischen verstorbene Mutter Wenche Behring, er sei »»ruhig, zurückhaltend, beherrscht«. [...] Niemals in seinem ganzen Leben hätte er irgendwelche Aggressionen gezeigt« (Orange 2013, 235).

Auch Wagner hatte noch am Tatabend mit Familie und Vermieterin »scheinbar friedlich im Garten gesessen, die warmen Sommerabende gelobt und die Tochter [der Vermieterin] nach Büchern, die er für seinen Turnunterricht brauchen könnte, gefragt« (Gaupp 1914, S. 10).

Die beiden Attentäter von Littleton waren zwar vor der Tat durch Einbruch und Vandalismus aufgefallen, zeigten sich aber andererseits sehr angepasst. So schrieb einer der beiden, Erik Harris, anlässlich eines Antiaggressionstrainings:

Der Kurs zur Aggressionsbewältigung war in vieler Hinsicht hilfreich. Die Betreuer waren meiner Meinung nach für diesen Kurs gut qualifiziert, und er war nicht zu groß. Ich lernte vieles, etwa, wie Drogen und Alkohol zu Gewalt beitragen und wie man vermeidet, Drogen oder Alkohol zu nehmen (Gaertner 2009, S. 81).

Er galt als exzellenter Schüler.

---

<sup>4</sup> Es war erstaunlich, wie zur Zeit der »Wende« in der DDR 1989 plötzlich ein großes »Kommunistensterben« einsetzte. Es war, als sei der Fernsteuerung plötzlich der Strom entzogen und damit die Gleichschaltung aufgehoben. Im Frühjahr 1989 hatte es bei der Kommunalwahl noch über 90 % »Zustimmung« gegeben (auch wenn es Wahlfälschungen gab, die dann die gewünschten, einer Gruppensymbiose entsprechenden fast 100 % erreichen sollten).

Der andere der beiden, Dylan Klebold, galt als netter Junge (aus begütertem Haus), die Eltern traten als Waffengegner auf. Aber sein Tagebuch offenbarte, dass das gezeigte Wohlverhalten lediglich auf Angst basierte.

Am 24. Mai 2014 tötete in Santa Barbara, Kalifornien, der Student Elliot Roger sechs Menschen und sich selbst. Aufgrund beunruhigender YouTube-Videos war die Polizei auf ihn aufmerksam gemacht worden. Die Polizisten hatten den jungen Mann jedoch als »perfectly polite, kind and wonderful human« erlebt. Sie sahen deshalb keinen Grund, sein Zimmer zu durchsuchen, wo er Schusswaffen gelagert hatte.

Die Amoktaten sprechen demnach anscheinend gegen die These von Gottfredson und Hirschi, jedenfalls gegen deren Anspruch, jegliche Devianz erklären zu wollen. Problematisch dürfte sein, dass die Autoren nicht zwischen verschiedenen Erscheinungen von Selbstkontrolle differenzieren, nur die kognitive Entwicklung in den Blick nehmen sowie die verbale Kontrolle – ganz gemäß der (patriarchalen) bürgerlichen bzw. Mittelklasse-Tradition. Sie lassen dabei unberücksichtigt, dass diese kognitive Entwicklung von der früher einsetzenden affektiven, für die Affektbindung relevanten, abhängig ist, die nicht über den Verstand gesteuert werden kann, sondern auf besondere intersubjektive Bindungs- und Spiegelungsmodi angewiesen ist sowie auf das Ertragen psychischer Getrenntheit.

Im andern Fall, dem hier in Rede stehenden, muss nämlich die von Gottfredson und Hirschi affirmierte Erziehung in der Weise wirken, die Otto Gross, der Sohn des Kriminologen Hans Gross (und wohl auch auf diesen bezogen), als vernichtenden Einbruch des Fremden beschrieben hat, und demnach entweder zu völliger Unterwerfung oder zu Auflehnung führen. Oberflächlichkeit und Ignoranz können dann bewirken, dass eine »masochistische« Unterwerfung als Erziehungserfolg erscheint.

Der prävalente »orgastische« Affektregulierungsmodus lässt jedoch darauf schließen, und das ist eine zentrale These dieser Arbeit, dass beim »idealtypischen« Amokläufer auf der psychischen Ebene eine symbiotische Bindung an das, wie die Psychoanalyse sagt, »primäre Liebes-Objekt« persistiert, in die »Erziehung« einerseits, Mobbing bzw. Zurückweisung durch Gleichaltrige andererseits *traumatisch einbrechen*. Ähnlich scheint der Amokläufer Zurückweisung oder Ignoranz als *Angriff* zu erleben, was eben auf psychische Infantilität, mangelnde Objekt Konstanz schließen lässt.

Das bedeutet aber auch, dass enge »soziale« Eingebundenheit, eine bestimmte Beziehungsstruktur das Problem, den traumatogenen Mangel an Objekt Konstanz, auffangen könnte, indem Beziehungen zu *Teilobjekten* unterhalten werden (was nicht unbedingt auffallen muss).

Möglicherweise dienen ganze Sozialstrukturen der Traumaabwehr. Ich denke da etwa an den »Sozialismus« der DDR. Dort war ja Differenz, Authentizität jenseits des Verordneten, geradezu verboten. Auch in Ansehung der Weltgeschichte kann man hier nicht von isolierten, kontingenten Problemen erbbiologischer Provenienz bei Einzelnen sprechen, wie das der (psychiatrische) Naturalismus tut.

Vielmehr muss die auch den Amokläufer bestimmende symbiotische Struktur vor einem kulturellen Hintergrund betrachtet werden. Rüdiger Safranski äußerte etwa in einer Sendung über Goethes Faust, Goethe mache mit seinem Faust so etwas wie Hegel mit seiner Philosophie der Geschichte:

die Grundlogik ist ja, man ist erst mal bei sich, dann geht man in die Welt und hat Angst, sich selbst zu verlieren, dann geht man wieder in sich zurück und hat die Angst, die Welt zu verlieren. Entweder verliert man sich selbst oder man verliert die Welt; am allerschönsten ist, wenn man bei sich ist und trotzdem die Welt begreifen kann, ohne sich selbst zu verlieren. So, und da sagte Goethe, so, »Mein Faust ist eigentlich auch das, was der Hegel da mit seinem Geist macht; mein Faust ist eine Figur, der hat zuerst eine geistige Leidenschaft, dann geht er in die Welt; und jetzt hat er das Problem, kommt er wieder zu sich zurück, oder verliert er sich da draußen in der Welt?«

Safranski sieht hier ein rein geistiges Problem, aber damit bleibt er dem bürgerlichen Paradigma verhaftet und übersieht, dass es hier vor allem um ein sozio-affektives Problem geht, das lediglich auf einer manifesten Ebene mittels geistiger Objekte ausgedrückt wird. Auch hier kann aber nur die Stabilität des Ich im Beziehungskontext gemeint sein. Max Horkheimer und Adorno haben Odysseus, der sich gegen den Sog, der von den Sirenen ausging, durch Gewalt gegen sich selbst gewappnet hat, indem er sich von seiner Crew am Mast seines Schiffes festbinden ließ, als Prototyp des Bürgers interpretiert. Der Amokläufer kann sich nicht am Mast festbinden lassen; er hat keine Crew, die das tut und obendrein sein Schiff steuert. Jedenfalls solange nicht, bis nicht – wenn er den Amoklauf überlebt – wie bei Breivik der Staat einspringt.

Wenn aber die persistierende Symbiose gegenüber der frühen Mutter so häufig vorkommt, dann stellt sich weiterhin die Frage, warum nur einige wenige dem Problem mit einem gewalttätigen Inferno beizukommen suchen. Das aber lässt sich kaum gänzlich erschließen, weil eben dem Menschen einerseits immer Freiheit zukommt und andererseits die Kompensationsmöglichkeiten und die Abfolge der Ereignisse, das jeweilige Umfeld unterschiedlich ausfallen dürften.

Gleichwohl lassen sich bestimmte Eckpunkte herausarbeiten, die im Zusammenhang mit den beiden Modi der Affektregulierung stehen. Der »primitive« der beiden genannten Modi, die (orgasmusartige) Affektabfuhr geht mit einer *Beweglichkeit der Besetzungen* einher, die es erlaubt, dass *Objekte* (im einfachen Sinn als Objekte der – vor allem inneren – Wahrneh-

mung) leicht ausgetauscht werden können. Die psychische Repräsentanz der symbiotischen Mutter kann demnach allem Möglichem zufallen: Briefmarken, Autos, Essen, Erfolg, Reichtum, narzisstischer Liebe, aber auch einer Gruppe oder der Gesellschaft als ganzer.

Diese symbiotische Verschränkung ist jedoch auch eine Falle, da sie die *spontanen Impulse, das wahre Selbst blockiert*. Foucault sprach von der »Seele«, die den »Körper« einkerkere (Foucault 1994), womit eben nur jene spontanen Impulse gemeint sein können. Einerseits wirkt demnach die Symbiose als Käfig, als Bedrängnis; andererseits kann ihr plötzliches Entfallen aber eine radikale Entwurzelung darstellen. Der Genesis-Song *Many too Many* handelt von einer Mutter, die das Kind erst optimal versorgt, ihm dann aber plötzlich den Boden unter den Füßen wegzieht: »You set me on a firmly laid and simple course, Then removed the road«. Das ist das Dilemma: Überversorgung und plötzlicher Rückzug.

Es dürfte für uns Menschen wesentlich sein, dass wir einerseits miteinander in Beziehung stehen, aber andererseits genügend Spielraum für uns selbst haben – ein ausgewogenes Verhältnis von *Attraktion* und *Repulsion*. Gerät beides in eine Imbalance – das meint die Gegenüberstellung von *Gewalt* und *Mimikry*, dann haben wir ein existenzielles Problem. Die durch die Selbstbehauptungsimpulse ausgelöste Aggression kann dann nur *gegen das eigene Selbst* gerichtet werden (was eine Depression auslösen dürfte). Es sei denn, man hat die Möglichkeit, entsprechende Aggressionen an wohlfeilen Sündenböcken abzureagieren. Auf diese Weise wird die Gesellschaft zur Reise nach Jerusalem, und jemand bleibt immer übrig, dem dann die ultimative »Affektabfuhr« obliegt, an der wir medial teilnehmen, während wir uns bewusst aufs Schärfste distanzieren. Es hat sich gezeigt, dass, wie im Fall des Dylan Klebold, auch die *bloße Angst* vor dem sozialen Ausschluss tatfördernd wirken kann.

Masochismus und Sadismus spielen hier jedenfalls im Kontext bestimmter Gruppendynamiken wie auch bei den Amokläufern eine wichtige Rolle. Meines Erachtens sind diese Deformationen der Sexualität aber nicht bloße Spielarten, sondern die *zwangsläufige Form der Sexualität unter symbiotischen Bedingungen*. Masochistische und sadistische Impulse dürfte es deshalb bei allen Amokläufern geben, aber nicht nur bei diesen. Man kann allgemein sagen, dass perverses Agieren (»bürgerliche Doppelmoral«) hier entlastend wirken kann, während moralischer Rigorismus den Druck erhöht, die Gewalttat begünstigt.

Wir können hier Zusammenhänge mit der ja nicht eben gewaltfreien Entwicklung unserer Kultur erkennen, ihres problematischen Verhältnisses zur Sexualität zumal. Kulturellen Außenseitern oder Aufsteigern ins bürgerliche Milieu dürfte sich hier häufig das Problem ge-

stellt haben, dass sie die doppelte Buchführung nicht verstanden, und aufgrund des Bemühens, besonders gut zu sein, besonders schlecht wurden.

Kommen wir an dieser Stelle noch einmal auf den Hauptlehrer Wagner zurück, einem Aufsteiger aus bäuerlichem Milieu, der gegenüber seinem psychiatrischen Gutachter Robert Eugen Gaupp nach seiner Tat geäußert hatte: »Wegen so weniger Toten wäre ich nach Mühlhausen gar nicht hinunter. 80 wären mir nicht zu viel gewesen. [...] An der Größe des Unglücks in Mühlhausen wollte ich gleichsam erkenntlich machen, wie groß mein eigenes Leiden gewesen ist« (Gaupp 1996, S. 116–117).

Muss man dann nicht auch ein kulturelles Umfeld vermuten, das Leiden zu einem blinden Fleck hat werden lassen, ein Umfeld, das gänzlich von etwas absorbiert ist, das man als »Normalität« zu bezeichnen gewohnt ist, das im Wesentlichen aus wiederholten Verrichtungen und Konsum besteht und das in gewisser Weise die Differenzaversion des Amokläufers komplementiert?

Diese Art von unsichtbarer Gleichschaltung hat vielleicht etwas damit zu tun, dass wir, wie Hannah Arendt in einem Vortrag ausführt, Kindern kaum noch einen privaten Schutzraum bieten, innerhalb dessen sie sich angemessen entwickeln können, sondern sie frühzeitig dem Scheinwerferlicht einer Art von Pseudo-Öffentlichkeit aussetzen – in Kindergärten, Tagesstätten, Schulen. Von daher ist es vielleicht auch nicht zufällig, dass viele Amokläufe sich an öffentlichen Orten, Schulen zumal, abspielen, die als Orte der Demütigung erfahren wurden. Hannah Arendt zufolge »liegt das Schädliche [solcher Orte] darin, dass Kinder, also Menschen die im Werden sind und noch nicht sind, gezwungen werden, sich im Licht einer Öffentlichkeit und sei es auch nur im Licht einer Kinderöffentlichkeit zu exponieren« (Arendt 1958).

Wenn Amokläufer in ihrer verzerrenden Sprache den hohen »Gleichschaltungsdruck« anprangern, »S.A.A.R.T.« (den »normalen« Lebensweg von »Schule, Ausbildung, Arbeit, Rente, Tod«) als Horror empfinden, dann sollte man das nicht lediglich als Zeichen ihrer »Gestörtheit« abtun. Sie projizieren dort ohne Zweifel die Enge ihrer eigenen symbiotischen Binnenstruktur hinein. Aber sie können das nur, weil das »moderne Leben« dafür auch gewisse Anhaltspunkte bietet.

# 1 Anpassung, Messung und Erfahrung

Dem Bewusstsein der Einzelperson dämmert an dem, was ihr widerfährt, die universale Interdependenz. Ihr dem Schein nach isoliertes Schicksal reflektiert das Ganze.

*Theodor W. Adorno*

## 1.1 Zur Epistemologie: Atom vs. Konfiguration

Die Untersuchung amokartiger Gewalt wirft zunächst das Problem der Analyseebene auf. Dabei geht es vor allem darum, sinnvolle Abstraktionen zu bilden, die einen Erkenntnisgewinn ermöglichen. Verbreitet ist in der Sozialforschung hier die Konstruktion von Kausalketten nach physikalischem Vorbild. Demgegenüber ist jedoch einzuwenden, dass eine solche mechanistische Vorgehensweise gerade vom Wesentlichen abstrahiert, nämlich sowohl vom Subjekt als auch vom sozialen Bezugsrahmen.

Die kriminologische Perspektive, wie sie bei Henner Hess und Sebastian Scheerer bestimmt worden ist, würde so von vornherein verfehlt:

Aufgabe der Kriminologie ist es also, sich mit Handlungen zu beschäftigen, die unter kriminalisierte Handlungskategorien subsumiert werden; und da diese Subsumtionen meistens zuerst und vor allem durch die Handelnden selbst vorgenommen werden, lässt sich durchaus sagen, dass sie – im Gegensatz zu einer verbreiteten Anschauung – durch den vom Akteur mit der Aktion verbundenen subjektiv gemeinten Sinn (das Kriterium, das nach Max Weber Handeln vom bloßen Verhalten unterscheidet) *von vornherein Kriminalität sind* (Hess und Scheerer 2004, S. 75).

Kriminalität ist der Amoklauf, da diese Handlung sich gegen die Gesellschaft richtet, häufig explizit formuliert, auch wenn die Gesellschaft Symbol ist für nicht Greifbares. Damit verbindet sich Kriminalität mit Politik. Der subjektiv gemeinte Sinn, die Intentionalität, ist jedoch aus psychoanalytischer Sicht nicht zwangsläufig bewusst, sondern muss unter Umständen erschlossen, genealogisch freigelegt werden. Das ist zumal dann der Fall, wenn von einer Person in gewisser Hinsicht gar nicht gesprochen werden kann, wenn sich dem Betrachter also ein Bild präsentiert, dessen nähere Untersuchung es als Fälschung ausweisen könnte.

Die Subjekt-Objekt-Spaltung, wie sie der naturwissenschaftliche Ansatz erfordert, dürfte deshalb gerade dort, wo das »Objekt« der Mensch selbst ist, problematisch werden.

Wissenschaftliche »Objektivität«, so der Physiker und Philosoph Heinz von Foerster, erfordere »die Trennung des Beobachters vom Beobachteten: ›Die Eigenschaften des Beobachters dürfen nicht in der Beschreibung seiner Beobachtungen zu finden sein!«

(Foerster 1987, S. 24). Auf diese Weise mutiert der Mensch als Forschungsgegenstand aber leicht zum »Ding«<sup>5</sup> – der Philosoph Günther Anders hat deshalb auch sarkastisch für eine »Dingpsychologie« plädiert (Anders 2002a, S. 58) – und andererseits zu etwas, das mir als Beobachter als ein unüberbrückbar Anderes erscheint, als völlig fremd. Beide Aspekte, Dinghaftigkeit und Fremdheit, lassen sich im Übrigen komplementär zueinander verstehen. Das ist speziell beim Gegenstand dieser Untersuchung allerdings auch verlockend, da die in Rede stehenden Taten kaum das Bedürfnis nach Identifikation auszulösen geeignet sind.

Andererseits hat etwa der Psychohistoriker Lloyd deMause betont: »Nur durch das Entdecken des ›Hitlers in uns‹ können wir einen Hitler verstehen« (DeMause und Ende 1989, S. 15).

Wenn man also trotz intensiver Forschung im Bereich der amokartigen Gewalt den »Protagonisten« nicht versteht, dann könnte das eben auch an dieser naturwissenschaftlichen Optik liegen, wie sie die Faktorenanalyse impliziert. Deren Problem liegt eben darin, dass sie lauter Einzelteile produziert, denen, wie es in Goethes Faust heißt, das »verbindende Band« fehlt. Dieser fehlende Zusammenhang muss dann technologisch, sprich über den Verstand, das zweckrationale Denken, hergestellt bzw. konstruiert werden, das so leicht zum bloßen »pensée opératoire« wird.

Karl Jaspers spricht hier von »[f]alsche[r] Aufklärung«, die »meint, alles Wissen und Wollen und Tun auf den bloßen Verstand gründen zu können, statt den Verstand als den nie zu umgehenden Weg der Erhellung dessen, was ihm gegeben werden muss zu nutzen«. Gegen diese Verabsolutierung der »immer partikularen Verstandeserkenntnisse« wendet sich Jaspers mit der Forderung nach einer maßvoll relativierenden Anwendung. Er kritisiert den Individualismus des Verstandesdenkens, das

den Einzelnen zu dem Anspruch [verführe], für sich allein wissen zu können und allein aufgrund seines Wissens handeln zu können, als ob der Einzelne alles wäre, statt sich auf den lebendigen Zusammenhang des in Gemeinschaft infrage stellenden und fördernden Wissens zu gründen (Jaspers 1958).

Damit schneidet Jaspers ein grundlegendes Problem an, das den scheinbar rein methodischen Streit innerhalb der Wissenschaft, den nach dem Primat des Messens/Erklärens respektive Verstehens, unterfüttert: die Dualität von Gemeinschaft und Gesellschaft, »Kollektivismus« und »Individualismus«. Das Erklären ist souverän, skotomisiert alles, was es schwächen könnte (nicht technisch überprüfbar ist); reduziert damit die Welt

---

<sup>5</sup> Nicht zu verwechseln mit dem »Objekt« der Psychoanalyse. Das »Ding« ist ein Quasi-Objekt ohne Ort in Raum und Zeit.

auf 0 und 1. Das stärkt zweifellos die Persönlichkeit des Forschers (schützt gegen Verunsicherung), schneidet ihn aber zugleich von der untersuchten Welt ab. In dem Zusammenhang kommt besagter Dualität eine wesentliche Bedeutung zu. Max Scheler schreibt dazu:

F[erdinand] Tönnies hat zuerst die tiefgreifende Scheidung zwischen auf Treu und Glauben verbundener »Gemeinschaft«, die allen Gruppenmitgliedern als Ganzes fühlbar einwohnt, in der »Vertrauen« und »Solidarität« herrscht, und »Gesellschaft« gemacht, in der von prinzipiellem Mißtrauen beseelte, miteinander konkurrierende, rationale Subjekte ihre Interessengegensätze durch Verträge ausgleichen.

Ich habe gezeigt, dass die letzte philosophische Fundierung dieses Unterschieds schon auf der grundverschiedenen Gegebenheit des seelischen Seins und Erleben des »anderen« beruht. In der »Gemeinschaft« ist der andere mit seinem inneren Leben in Gestus und Äußerung *selbst wahrnehmungsmäßig da* und gegeben, all sein Tun und Sichäußern wird aus der bekannten Gesinnung heraus unmittelbar verstanden, solange nicht besondere Enttäuschungen vorliegen. In der »Gesellschaft« ist der andere zunächst *von außen gesehen*, ist ein sich verändernder Körper, »hinter« dem Gedanken, Gefühle, Entschlüsse wohnen, die erst mühsam zu »erschließen« sind. Der »Hintergedanke« wird hier zur Form des Gedankens überhaupt (Scheler 1955b, S. 349–350).

»Verstehen« und »Erklären« können von daher als Explikationen des gemeinschaftlichen bzw. gesellschaftlichen *modus vivendi* aufgefasst werden<sup>6</sup>.

Verstehen ist nach Jaspers als »kritische[s] Nichtwissen[.]« zur Welt hin geöffnet. Diese Last vermag jedoch der Mensch »in bloßer Bereitschaft für das Hören im gegebenen Augenblick nicht immer zu tragen«. Er möchte Gewissheit über das, »worauf es im Leben entscheidend ankommt«. Mit Scheler lässt sich dieses Bedürfnis nach Gewissheit als Ausfluss der Entfremdung vom »anderen« deuten. Diese Gewissheit verspricht das Verstandesdenken – das mathematische Kombinieren von technisch ermittelten Identitäten, die Faktorenanalyse<sup>7</sup>. Die Erfüllung dieses Anspruchs könne, so Jaspers, jedoch »nur durch Täuschung gelingen«: »Das endlich bestimmte – einmal dieses, einmal jenes in endloser Vielfachheit – wird verabsolutiert zum Ganzen. Die jeweilige Denkform wird für das Erkennen schlechthin gehalten. Es geht verloren die Kontinuität der ständigen Selbstprüfung, der man sich durch eine endgültige Scheingewissheit überhebt« (Jaspers, 18:43).

---

<sup>6</sup> Die geforderte »Interraterreliabilität« der »erklärenden Faktorenanalyse« entspricht nicht dem Gemeinschaftsmodus, da sie nicht auf der Konvergenz differierender Orte beruht, sondern auf der vorauszusetzenden »gesellschaftlichen« Einigung auf einen einheitlichen Ort, von dem aus die Welt zu betrachten ist. Die Persönlichkeit des Forschers (als individueller leiblicher »Ort« muss zu diesem Zweck gewissermaßen »ausgelöscht« werden und deshalb entspricht die »Interraterreliabilität« in gewisser Hinsicht dem Schelerschen Begriff der »Masse«. In Abgrenzung zur Gemeinschaft kennzeichnet Scheler dieselbe als »[d]iejenige soziale Einheit, die sich (gleichzeitig) durch verständnisfreie sog. Ansteckung und unwillkürliche Nachahmung konstituiert« Scheler 2000, S. 515. Das entspricht m. E. dem einheitlichen Weltbild, dass die Naturwissenschaft voraussetzt. Nur ist anders als bei der unwillkürlichen Massenbildung der Verzicht auf die eigene Perspektive gewollt.

<sup>7</sup> Gerade der Verzicht auf den eigenen – das heißt: affektiv-spatialen – Weltzugang erfordert Gewissheit als Abwehr von Angst. Jenseits der Identität lauert das Nichts.

Das Bedürfnis nach jener Scheingewissheit dürfte mit dem »*unräumlichen* Charakter« von Gesellschaft zu tun haben, den Scheler davon ableitet, dass sie »diejenige Sozialeinheit ist, die alle anderen Sozialeinheiten zu durchqueren vermag«. So habe sie auch »keinerlei andere räumliche Gebundenheit als diejenige, die ihr der Aufenthaltsort von Wesen setzt, die Verträge über Materien eingehen können, welche ihre jeweiligen Einzelinteressen und die wesenhaft singulären Werte des Angenehmen und Nützlichen berühren«. Die »Geltung dieser Vertragsbeziehungen« ist es, in denen sich der Begriff der Gesellschaft erschöpfe. Diese müsse deshalb »Lebensgemeinschaft überhaupt voraussetzen« (Scheler 2000, S. 546). Lebensgemeinschaft konstituiert sich nun nach Scheler im »unmittelbaren Erleben und Verstehen« als »Miteinandererleben[...]« (Scheler 2000, S. 515).

Die kapitalistische Wirtschaftsweise ist jedoch darauf angelegt, auf solche organische lebensgemeinschaftliche Verbundenheit keinerlei Rücksicht zu nehmen. Die zu erwartenden – entwurzelnden – Folgen müssen daher einem daran gekoppelten Wissenschaftssystem zu blinden Flecken werden, das dem gesellschaftlichen Individualismus – »alle Verbindung zwischen Einzelnen [wird] erst durch *besondere bewußte* Akte hergestellt [...], die von jedem als von seinem *hier zunächst* erlebt gegebenen *Einzelich* herkommend, und auf den anderen als einen ›anderen‹ hinzielend, erlebt sind« (Scheler 2000, S. 517) – einen epistemologischen Atomismus entsprechend dem logischen Empirismus wie selbstverständlich zur Seite stellt.

Auf dessen tautologische Implikationen im Hinblick auf die Kriminologie haben etwa Hess und Scheerer hingewiesen: von der Tat wird umstandslos auf die Person zurückgeschlossen (Hess und Scheerer 2004, S. 81).

Slavoj Žižek kann deshalb auf den »›weltlose[n]‹ Charakter des Kapitalismus« verweisen, der »mit dieser hegemonialen Rolle des wissenschaftlichen Diskurses der Moderne in Zusammenhang« stehe: »Nur noch die Wissenschaft – das konzeptionelle Wissen – nötigt uns Respekt ab«. Es sei »[k]ein Wunder[...], dass die Moderne zur sogenannten ›Sinnkrise‹ führte, also zum Zerfall der Verbindung oder gar Identität von Wahrheit<sup>8</sup> und Bedeutung«. Demgegenüber könne – und diese Auffassung wird auch die Grundlage

---

<sup>8</sup> »Bedeutung« lässt sich mit René Spitz als Zuordnung eines affektiven Zustandes zu einer Wahrnehmung begreifen Spitz 1974. Bedeutungslose – gewissermaßen tote, aus Zeit und Raum entfernte »Wahrheit« kann als solche jedoch zu einem narzisstischen (Selbst-)Objekt umfunktioniert werden und damit zu einem Herrschaftsmittel mutieren: »Machtwissen«. Denn als solches eignet sich »Wahrheit« zur Beschämung von Menschen, die nicht im Besitz derselben sind.

der weiteren Darstellung sein – »nur die Psychoanalyse [...] die Umrisse dessen nachzeichnen, was diese niederschmetternde Tatsache der Moderne (das heißt die Kombination von Kapitalismus und Hegemonie des wissenschaftlichen Diskurses) in uns bewirkt, also wie unsere Identität in einer solchen symbolischen Identifizierung verankert ist« (Žižek 2011, S. 77).

Aus psychoanalytischer Perspektive muss deshalb das Subjekt aus seiner Einzelhaft befreit werden. Hess und Scheerer plädieren dem entsprechend in ihrem Aufsatz kriminalitätsbezogen für eine Perspektivität, die Mikro- und Makroaspekte des Sozialen integriert.

Was Lorenz Böllinger im Hinblick auf Terroristen formuliert, lässt sich demnach auch auf die Amokläufer beziehen, nämlich dass im Forschungszusammenhang notwendig deren: »Lebensläufe [...] nicht als isolierbare Einzelschicksale, als Abweichung und Fehlentwicklung« untersucht [werden], sondern im gesellschaftlichen und historischen Kontext« (Böllinger 2010, S. 36).

Dabei muss freilich den frühesten und damit konstitutiv wirkenden Beziehungserfahrungen besonderes Augenmerk zukommen (a. a. O., S. 37), auch wenn sie einem Beobachter kaum zugänglich sind. Solche Erfahrungen können deshalb nur versuchs- und annäherungsweise über eine Art transsubjektive und transtheoretische »Ergänzungsreihe« rekonstruiert werden. Dies kann als das Programm dieser Arbeit gelten.

Die Psychoanalyse darf indessen nicht als ein fixes Instrumentarium betrachtet werden, das man »anwenden« kann – das eben wäre eine atomistische Verkennung, eine Zementierung der Subjekt-Objekt-Spaltung.

Vielmehr müssen ihre Implikationen immer wieder über das psychische Milieu des Beobachters als einer Art katalysierenden Nährlösung verlebendigt, entwickelt und gegebenenfalls neu konfiguriert werden.

Die Psychoanalyse muss deshalb klar von den Naturwissenschaften unterschieden werden, die ihrerseits das Subjekt nur als äußeren Körper oder kognitiven Apparat in den Blick bekommen können – was aber leicht zu eben jener Tautologie führt, vor der Hess und Scheerer gewarnt haben.

## 1.2 Der Positivismus und die magische Eliminierung des Leidens

### 1.2.1 Die Vernaturwissenschaftlichung des Sozialen

Die Vernaturwissenschaftlichung des Sozialen wirkt sich vor allem auf die Bedeutung von Raum (Beziehung) und Zeit (Genese) aus bzw. besser: auf das konstitutive Zwischen. Dieses Zwischen ist das Uneindeutige, die Ambiguität, die dem Erleben und der Veränderung einwohnt; es ist Spannung, Konflikt. Das Eindeutige, das *tertium non datur* verspricht Leidensfreiheit – immer wissen, was zu tun ist oder zu lassen im Sinne einer Durchrationalisierung des Lebens, wo ein dynamisches Verständnis von Raum und Zeit durch die Logik technischer Abläufe ersetzt wird, die konflikt- und damit leidensfrei sind.

Helen Lynd zufolge spielt die Dimension der Zeit, die Historizität, nur eine marginale Rolle im Wissenschaftsverständnis des zeitgenössischen<sup>9</sup> psychologischen und sozialwissenschaftlichen Diskurses : »Their [das bezieht sich auf die »so-called behavioral sciences«] nonhistorical, or even antihistorical, attitude is a natural outcome of the reaction against the oversimplified evolutionary schemes of the eighteenth and nineteenth centuries, as well as of the current emphasis on empiricism and operational methods« (Lynd 1958, S. 108).

Der wissenschaftliche Atomismus speist sich demnach aus zwei Quellen: der Ablehnung von vorschnellen Konklusionen über historische Gesetzmäßigkeiten im Gefolge Hegels und dem Aufstieg des methodischen Empirismus. Die entsprechende Bewegung habe sich darin ausgedrückt, dass »there has been a tendency to throw out all hypotheses about change in time, to concentrate on what can be observed here and now, and what can be deduced from such observations« (a. a. O.).

Karl R. Popper, der Begründer des »kritischen Rationalismus« wird von Lynd als Protagonist dieser Tendenz angeführt. Seine Auffassung qualifiziere »any attempt to frame hypotheses about sequences of historical change beyond those applicable to limited situations of social engineering« als »a false or misleading ›historicism« ab.

»Fakten« gelten zwar als widerlegbar, aber es gibt keine »von Spannungen gesättigte[.] Konstellation«, kein »konstruktives Prinzip« (Benjamin 2007, S. 138). Deshalb sind diese »Fakten« entweder sinn- und wertlos, oder sie müssen als »weltlose« Wahrheit hin-

---

<sup>9</sup> Das Buch *Shame and the Search for Identity* erschien 1958.

genommen werden<sup>10</sup>. Von da bis zur rigiden Intoleranz gegenüber allem Nichtidentischen ist es nicht mehr weit.

Der Soziologe Norbert Elias kritisiert deshalb Poppers kritischen Rationalismus zu Recht als »nominalistische Metaphysik«. Über Popper schreibt er:

Der tiefe Egozentrismus eines Anhängers der nominalistischen Metaphysik, seine völlige Unfähigkeit, sich selbst als eine Einheit unter anderen, als Teil von Natur und Gesellschaft wahrzunehmen, die implizierte Erfahrung seiner selbst und, per Analogie, jedes Menschen als *homo clausus*, als eines von unsichtbaren Mauern eingekapselten und so vom Rest der Welt abgetrennten Wesens, findet ihren Ausdruck in diesem fundamentalen Paradox: er akzeptiert implizit die Geordnetheit und Strukturiertheit seiner selbst oder zumindest einer Manifestation seiner selbst wie der Sprache oder des Verstandes, kann sich aber nicht davon überzeugen, dass diese menschlichen Manifestationen, dass Denken und Sprechen Teil eines Universums sind, das sich nicht »in seinem Geist« befindet das nicht auf menschliche Gedanken und menschliche Worte reduziert werden kann, das eine Existenz und eine Struktur besitzt, die unabhängig von ihm selbst und seinem Reden und Denken sind (Elias 1985, S. 105).

Über die diesem Weltbild des *homo clausus* inhärente Ausblendung des Prozessualen und die damit verbundene Absorption der Sozialwissenschaften vom Physikalismus sowie die Blindheit gegenüber der soziokulturellen Kontingenz äußert sich auch Elias kritisch:

Während ein beträchtlicher Teil der soziologischen Theoriebildner des vorigen Jahrhunderts sich um Prozesstheorien bemühte, die Vergangenheit, Gegenwart und mögliche Zukunft gleichermaßen umfassten, bemühen sich ihre zeitgenössischen Nachfolger um einen Typ gesetzesartiger Theorien, die wie die der klassischen Physik von allen Wandlungen im Zuge der unwiederholbaren Zeit absehen. Sie sind meistens so gefaßt, als ob sie Anspruch auf universale Geltung erheben, also auf Geltung für Gesellschaften aller Zeiten und Räume, obgleich sie sich oft genug lediglich auf gegenwärtige Gesellschaften beziehen (Elias 1977, S. 134).

Ganz im Sinne des kritisch-rationalistischen »homo clausus« wird, wie auch Lynd kritisiert, das sequenzielle, prozessbezogene Verständnis im ahistorischen Ansatz der Verhaltenswissenschaften vollständig suspendiert gegenüber der (mechanistischen bzw. binären) Fehlerkorrektur, was maximale Vereinfachung ermögliche. In diesem Zusammenhang zitiert Lynd Parsons, der das etablierte Sozialsystem in seiner Gesamtheit für veränderungsresistent hält; allenfalls innerhalb des Systems könne es zu Modifikationen kommen. Dem entspreche ein generelles überwiegendes Interesse an Fragen der Behauptung des gesellschaftlichen Status Quo in den Sozialwissenschaften (Lynd 1958, S. 109). Dessen Voraussetzungen und Unwuchten bleiben außer Betracht bzw. werden dem auffälligen – sprich: aggressiven – Einzelnen überschrieben, wie auch Klaus Horn mit Blick auf die Psychologie konstatiert:

Denn nicht nur wird die Untersuchung Vereinzelter nicht als solche begriffen, d. h. die Psychologien sehen – in verschiedener Weise – den Vereinzelten nicht als in seiner Vereinzelung gesellschaftlich so und nicht anders, produziertes Wesen [...], nein, darüber hinaus wird von dieser Position her gelegentlich versucht,

---

<sup>10</sup> Diese Konfiguration wird später noch in einem scheinbar ganz anderem Kontext auftauchen – dem der Perversion bzw. Ich-Spaltung.

das Problem Gewalt psychologisch, d. h. vom Verhalten Einzelner her, zu erschließen. Das Recht, nicht mehr von Aggression, sondern von Gewalt sprechen zu können, wird entweder nicht oder implizit z. B. daraus abgeleitet, dass das jeweilige Verhalten relativ zu Normen beurteilt wird [...]. Damit sind aber bestimmte Vorentscheidungen gefällt. Nicht nur werden jene Normen aus der Diskussion gehalten, sondern es wird auch aggressives Verhalten per Ansatz als abweichendes festgelegt. So ist in der Tat die in der philosophisch-gesellschaftstheoretischen Geschichte des Gewaltbegriffs enthaltene Spannung zwischen den Vereinzelteten und den von ihnen mitgeschaffenen gesellschaftlichen Verhältnissen und entsprechenden Institutionen ganz aus dem Blickfeld gerückt. [...] Solche Psychologie, die den gesellschaftlichen Einzelnen bzw. sein Verhalten zum Ausgangspunkt des Redens über Gewalt macht, verschleiern den gesellschaftlich produzierten Gewaltzusammenhang, sie entschleiern ihn nicht. Man kann die Art dieser Komplexitätsreduktion insofern »bürgerlich« nennen, als hier Gesellschaft als Summenphänomen gesehen wird: als Zusammenfügung des Verhaltens vieler Einzelner (Horn 1974, S. 60).

Kritisch anzumerken ist hierzu jedoch, dass Horn den anderswo affirmierten »subjektiven Faktor« selbst in gewisser Weise ignoriert, wenn er das Subjekt – in seiner Vereinzelung – als gänzlich »gesellschaftlich produziertes« (oder in neuerer Terminologie: durch Diskurse produziertes) darstellt. Zwar konstituiert sich »Gesellschaft«, folgt man Scheler, aus Einzelnen. Diese müssen danach aber – zumindest was die Entstehung von »Gesellschaftlichkeit« betrifft – vorgängig als solche »produziert« worden sein<sup>11</sup>. Dann stellt sich entsprechend die Frage, warum sich das Subjekt der Gesellschaft bzw. dem (den) Diskurs(en) unterwirft, ob es dafür vielleicht besondere Gründe hat?

Festzuhalten ist, dass das sozialwissenschaftlich affirmierte (dem 19. Jahrhundert verpflichtete) Maschinenmodell der Gesellschaft den »subjektiven Faktor« unter den Tisch fallen lässt bzw. ihn dem Naturalismus überlässt; und es stellt sich so auch die Frage nach der entsprechenden soziokulturellen Bedingtheit einer solchen atomistischen Epistemologie.

### **1.2.1.1 Anpassung um jeden Preis?**

Lynd betont die Zentralität der Anpassung an das Gegebene als zentralen Gesichtspunkt der US-amerikanisch dominierten Sozialforschung im Hinblick auf die Marginalisierung sozialer Veränderung: »Theories of human nature based on assumptions of psychological and moral scarcity and of the tendency of the organism always to restore a previous equilibrium contribute to this antihistorical attitude.«

---

<sup>11</sup> Horn relativiert diese Position allerdings wie folgt: »Zwar konstituiert die einzelne psychische Struktur als Moment auch das Gesellschaftliche, sie trägt es mit; aber sie tut das nicht aus der Position eines Ersten, sondern ist selber bereits aus menschlicher Tätigkeit, der gesellschaftlichen und persönlichen Auseinandersetzung mit »eigner« und äußerer sowie gesellschaftlicher Natur, hervorgegangen« Horn 1974, S. 60. Das Problem dürfte jedoch darin liegen, dass Horns Gesellschaftsbegriff eine starke gemeinschaftliche Konnotation hat und deshalb zu Unschärfen führen muss. Dies gilt jedenfalls, wenn man die entsprechende Differenzierung bei Tönnies und Scheler zugrunde legt. Die Theoriebildung der akademischen Psychologie ist demgegenüber ganz und gar »gesellschaftlich«. In der theoretischen Auseinandersetzung liegt letztlich ein kultureller bzw. »habitusbezogener« Konflikt verborgen.

Sie bezieht sich auf die Anthropologin Dorothy Lee, die »says that she knows of no society where human physical survival has been shown, rather than unquestioningly assumed by social scientists, to be the main purpose of life« (Lynd 1958, S. 109). Schon Max Scheler hatte nietzscheanisch konstatiert: »Egoismus, Todesfurcht [...] ist ein Zeichen niedergehenden, kranken, gebrochenen Lebens. In den Zeiten größter Vitalität war man gleichgültig gegen das Leben und sein Ende. Diese Gleichgültigkeit ist *selbst* ein vital wertvoller Gemütszustand« (Scheler 1955a, S. 77). Lee glaube – so Lynd – »that the compensatory theory of personality leads to an excessive emphasis on adaption to the society and belief that the healthy or happy person is simply the well-adjusted person (Lynd 1958, S. 109–110).

Auch bei Heinz Hartmann, der die psychoanalytische Libidotheorie auf das Verhältnis von Ich und Gesellschaft erweitert habe, stehe die Anpassung an die gegebene Gesellschaft im Mittelpunkt. Paul Parin unterscheidet dagegen zwischen zwei Anpassungsbegriffen, einem allgemeinen, insofern jede psychische bzw. Ich-Tätigkeit unter dem Gesichtspunkt der Anpassung betrachtet werden kann, und einem speziellen, der die Anpassung an das Äußere, die »durchschnittlich zu erwartende Umwelt« im Sinne von Hartmann betrifft. Parin ist der Auffassung, dass Hartmann von der vorausgesetzten Außenwelt zugunsten der Erkenntnis der Ichfunktionen abstrahiert hat, während dann jedoch auf die komplementäre Untersuchung, nämlich die der Einwirkung der ja keineswegs unabänderlich vorgegebenen sozialen Welt auf das Ich und seine Funktionalität, unterblieben sei. Während im Dienste des Überlebens Anpassung an das Gegebene als selbstverständliches Ziel vorausgesetzt wurde, waren »Abweichungen [...] nur als Störungen, als Fehlgehen der normalen Entwicklung oder als Ausfall von Funktionen interessant«. Demgegenüber blieben »Veränderungen des Substrats ›soziale Umwelt« außer Betracht. (Parin 1977, S. 482)

Lynd macht ebenfalls deutlich, dass es ihr nicht darum geht, die Notwendigkeit einer gewissen Anpassung an das Bestehende zu leugnen: »But the central place given to adaption in much contemporary psychological thought would seem to exceed this minimum necessity.« Weithin werde die Erhaltung des Gleichgewichts gegenüber der Veränderung und dem Wachstum privilegiert. Eine gesellschaftliche Tendenz, bei basalen Veränderungen wieder zu einem früheren Gleichgewicht zurückzukehren, würde demgegenüber keine Erklärung dafür bieten, »that the human race is not still living in caves or that feudal society did change into industrial society« (Lynd 1958, S. 110). Das heißt,

die rasanten technologischen und wissenschaftlichen Veränderungen, die »Dynamik« bei Adorno, steht der (angestrebten) »Statik« der eingefrorenen gesellschaftlichen Zustände gegenüber.

Dieses merkwürdige Missverhältnis mag auch in gewisser Hinsicht Pate bei Freuds Konzeption der Dualität antagonistischer Triebe gestanden haben und die Auseinandersetzung mit dieser Konfiguration werde ich mich weiter unten zuwenden. Es hat im Bereich der Sozialwissenschaften vor allem eine weitreichende Verkennung der Realität zur Folge, wie Lynd unterstreicht: »The attempts of psychology and social science to exclude history in the interest of abstract method, logical completeness, and a timeless objectivity may result in missing the concrete realities that these disciplines are attempting to understand« (Lynd 1958, S. 112).

#### **1.2.1.2 Schizoide Wissenschaft**

So basiert diese Wissenschaft auf dem Glauben, dass das bewusste Absehen von der Subjektivität des Forschers automatisch zu einer objektiven Sichtweise führe. Die Verleugnung von Vorannahmen schließt nach Lynd diese sowie die erkenntnisleitende Wirkung der ihnen inhärenten Wertungen jedoch nicht aus, sondern verdunkelt sie. Goethe habe die Idee, Objektivität ergebe sich einfach aus dem Ausschluss der Subjektivität stets zurückgewiesen. Ein Wissenschaftler könne schließlich nicht »eliminate himself and operate as it were in absentia, leaving his personality outside in the lobby like a hat or an umbrella« (Lynd 1958, S. 113).

Erdheim sieht hier eine »Spaltung zwischen Denken und Fühlen, Geist und Körper« am Werk. Das dem korrespondierende »Ideal der Entsubjektivierung des Forschungsprozesses« verfestige sich damit, während »die Forderung nach der Austauschbarkeit des Forschers [...] mit dessen Subjektivität auch die der untersuchten Individuen« eliminiere (Erdheim 1981, S. 510).

Wir werden später sehen, dass die Nichtwahrnehmung als Person das Gefühl der Scham evoziert, das so zur ungemessenen Beigabe des »rechnenden Denkens«<sup>12</sup> wird. Unter der von Erdheim genannten Bedingung der inneren Gespaltenheit kann es jedoch nicht erlebt werden und ist damit skotomisiert. Mit der Ausblendung des subjektiven Mo-

---

<sup>12</sup> Diesen Ausdruck hat Heidegger verwendet; Scheler sprach von »Rechenhaftigkeit«.

ments macht der Mensch sich und andere aber zu besagtem »Ding«, zu einem »Objekt« im Sinne des deutschen Grundgesetzes.

### 1.2.2 Die unsichtbare Diktatur des Identischen

Verräterisch ist nun eines: die Entpersönlichung, die nach etablierter Anschauung die wissenschaftliche Objektivität erfordere, konvergiert auffallend mit dem grassierenden Konformismus, der Mimikry gegenüber dem Bestehenden. Wir sind es gewohnt, den Nationalsozialismus oder Kommunismus – der sich in der ehemaligen DDR zum »real existierenden Sozialismus« herabtrimmen musste – als gegenüber der westlichen »Freiheit« Nichtidentisches bzw. unvergleichlich Schlechteres zu betrachten. Günther Anders als Kritiker des Konformismus hat diese Einstellung als Selbstbetrug entlarvt.

In einer durch und durch konformierten Gesellschaft könne man schon nicht mehr vom »Konformisten« im Singular sprechen. Die »Gleichschaltung« im Nationalsozialismus (und analog im Sozialismus) sei demnach noch als »*Sich-gleichschalten*« zumindest nominell reflexiv gewesen: »Solange eine diktatorische Macht den zu Vergewaltigenden noch dazu aufruft oder anhält, selbst etwas zu seiner Freiheitsberaubung und Ohnmacht beizutragen, so lange billigt sie ihrem Opfer noch ein Mindestmaß von Personalität zu.« Das gelte auch, wenn die Macht lediglich das Subjekt »zum Vollzugsbeamten seiner Selbstausslöschung« mache. In »unserem ›perfekteren Stadium« sei jedoch »die Persönlichkeit bereits abgeschrieben [...] weil die Hörigkeit bzw. »*die Nichtexistenz der Person bereits als fait accompli unterstellt werden*« könne und deshalb »Gehorsam überflüssig geworden« sei (Anders 2002a, S. 193–194). Da Gebote und Verbote nicht mehr notwendig seien, entstünde die »Illusion der Freiheit«: »*[D]ie Freiheitsberaubung der Person [geht] mit der Ideologie der Freiheit der Person Hand in Hand; und die Abschaffung der Freiheit vollzieht sich zumeist im Namen der Freiheit*« (Anders 2002a, S. 195).

Dabei bleibe jedoch das »Herr und Knecht«-Verhältnis« als »*soziale[r] Agnostizismus*« im Nebel; die Rollenträger – Herrscher/Vergewaltigende sowie Beherrscher/Vergewaltigte – erkennen sich gegenseitig und auch sich selbst nicht als solche. Der große Imperativ dabei ist die Warenwelt: »Du sollst konsumieren!« Die Belieferung durch »Phantom-Produkte« mache »erfahrungslos und unfähig«, beraube der »Freiheit der Urteilsbildung«, was aber sowohl bei den Lieferanten als auch bei den Belieferten unerkannt bleibe.

Dieser Imperativ mache es überflüssig, »Gebote und Verbote *als* Gebote und Verbote durchzusetzen«: »Das Tarnkleid heißt: ›*die Welt*‹ [als] das uns gebotene Produkt-, namentlich das Geräte-Universum« (Anders 2002a, S. 195–196). Die Gesetze seien bereits in den Produkten enthalten; unser Konsumiertwerden durch diese bleibe uns »unmerklich« (a. a. O., S. 197-198): »Als ›gebotene‹ legt die ›komplette Welt‹ die Handlungen, Meinungen, Gefühle, die für uns in Betracht kommen, kurz: unseren ganzen Lebensstil so total fest, dass unser Gehorsam gesichert ist, ohne dass wir einen Befehl als Befehl hätten zu vernehmen brauchen« (Anders 2002a, S. 198–199). So würden wir »durch einen Prozeß konformiert, dessen Wirksamkeit unspürbar bleibt, von dessen Wirksamkeit wir keine Notiz nehmen« – weil er total ist, »wir ständig [von ihm] affiziert werden«. Den Konsumismus, zur Matrix unserer Erfahrung geworden, können wir ebenso wenig erfahren – im Sinne von Apperzipieren –, wie der Tiefseefisch das ozeanische Gewicht oder der Fußgänger die Gravitation. Wahrnehmen könnten wir diesen »Modus unseres Behandeltdewerdens« nur, wenn die Belieferung plötzlich eingestellt würde (a. a. O. S. 199-200). Was würde dann aber mit uns passieren?

#### **1.2.2.1 Die unbequeme Seele**

Die Erfahrungslosigkeit in der Konformität hat allerdings etwas für sich und das dürfte ihre tiefste Intention sein – sie befreit von Leiden, denn Leiden resultiert gerade aus der Erfahrung. Der Preis für die Leidensfreiheit, die Depersonalisierung ist allerdings hoch. Ein erfahrungsloses »Subjekt« ist als geschichtsloses keine Person mehr – keine autonome Quelle von Handlungen.

Die Geschichtlichkeit des Menschen ist demgegenüber, wenn sie nicht historistisch, sondern sequenziell begriffen wird, unauflöslich mit Leiden verknüpft. Wenn man wiederum die Identität des Menschen, als Resultat dieser Geschichtlichkeit auffasst, wie es etwa die systemtheoretisch orientierte Biologie tut, kommt man nicht umhin, die Probleme der Identitätsdiffusion, die eng mit psychologisch-psychiatrisch relevanten Auffälligkeiten verbunden sind, als aus der Abwehr dieser Geschichtlichkeit bzw. des implizierten Leidens resultierend zu begreifen.

Die Identitätsdiffusion lässt sich wiederum nicht verstehen – was dann zu ihrer pathologisierenden Mystifizierung führt – wenn sie nicht mit ihrem Gegenstück, einer ungeschichtlich-verdinglichten Quasiidentität konfiguriert wird. Das Zuwenig und das Zuviel sind die bloß oberflächlichen Gegensätze, die im Kern Dasselbe bedeuten. Das meint,

dass die von außen abgeleitete, also nicht konfliktuöse »Identität« des konformistischen Menschen, die kognitiv durch Zerstörung der Differenz und Dialektik zwischen Bild und Leben (Narzissmus und Trieb in der psychoanalytischen Nomenklatura) hergestellte Scheinidentität in ihrer unter der oberflächlichen Statik einer im Adornoschen Sinn demgegenüber »widersinnige« Dynamik gegenübergestellt werden muss, die sich im Borderline-Phänomen in einer »instabilen Stabilität« ausdrückt. Die Permanenz des Seins und die Permanenz des Wandels stehen sich unversöhnlich gegenüber.

Demgegenüber bemüht sich Gadamer um eine Archäologie des Erfahrungsbegriffes:

Denn was den Aufbau der geschichtlichen Welt trägt, sind nicht aus der Erfahrung genommene Tatsachen [...], vielmehr ist ihre Basis die innere Geschichtlichkeit, die der Erfahrung selbst eignet. Sie ist ein lebensgeschichtlicher Vorgang und hat ihren Modellfall nicht im Feststellen von Tatsachen, sondern in jener eigentümlichen Verschmelzung von Erinnerung und Erwartung zu einem Ganzen, die wir Erfahrung nennen und die man erwirbt, indem man Erfahrungen macht (Gadamer 1990, 1960, S. 225–226).

Gadamer betont die Untrennbarkeit von Erfahrung und Leiden und verweist dabei auf »das Leiden und die Belehrung, die durch die schmerzhafteste Erfahrung der Wirklichkeit dem zur Einsicht Reifenden bereitet wird« (Gadamer 1990, 1960, S. 226). Die (naturwissenschaftlich konnotierte) Fixierung des Resultats der Erfahrung als isolierte »Tatsache« führe dazu, dass der »eigentliche Prozess der Erfahrung übersprungen« werde (Gadamer 1990, 1960, S. 359):

Dieser Prozess nämlich ist ein wesentlich negativer. Er ist nicht einfach als die bruchlose Herausbildung typischer Allgemeinheiten zu beschreiben. Diese Herausbildung geschieht vielmehr dadurch, dass ständig falsche Verallgemeinerungen durch die Erfahrung widerlegt, für typisch Gehaltenes gleichsam enttypisiert wird. Dies prägt sich schon sprachlich darin aus, dass wir in einem doppelten Sinne von Erfahrung sprechen, einmal von den Erfahrungen, die sich unserer Erwartung einordnen und sie bestätigen, sodann aber von der Erfahrung, die man »macht«. Diese, die eigentliche Erfahrung hat also einen eigentümlich produktiven Sinn (a. a. O.).

Auch bei Hegel, den Gadamer zitiert, findet sich dieser geschichtlich-unmittelbare Erfahrungsbegriff: »Das Prinzip der Erfahrung enthält die unendlich wichtige Bestimmung, dass für das Annehmen und Für-Wahrhalten eines Inhalts der Mensch selbst dabei sein müsse, bestimmter, dass er solchen Inhalt mit der Gewissheit seiner selbst in Einigkeit und vereint finde« vgl. (Gadamer 1990, 1960, S. 360–361).

### **1.2.2.2 Konformismus in der experimentellen Psychologie**

Das Leiden ist, so scheint es, Sache der Psychologie. Wie aber, wenn auch dort das Leiden ausgeblendet, ein Etikettenschwindel betrieben würde? Wo sollte ein leidender Mensch dann noch Zuflucht finden? Wir müssen uns wieder auf den Zusammenhang

zwischen der quasi naturalisierten Matrix des Konformismus mit dem sozialwissenschaftlichen Positivismus zurückkommen, der seine Adepten doch in eben diesem Umfeld rekrutieren muss. Wie Holzkamp gezeigt hat, geht die experimentelle Psychologie in ihrem Menschenbild zwangsläufig vom enthistorisierten und damit entsubjektivierten »Subjekt« des Konformismus als »Gegebenem« aus.

Ihre »Normalversuchsperson« (Norm-Vp.) versteht Holzkamp ähnlich wie Anders den konformierten Menschen als, »ein gedachtes Individuum, das Umweltbedingungen ausgesetzt ist, die es *nicht selbst geschaffen hat*, deren Eigenart und Zustandekommen es *nicht* – oder nicht voll – *durchschauen kann* und die es als *unveränderbar* vorgegeben hinnimmt« (Holzkamp 1972, S. 52–53). Sie lässt diese Norm-Vp. damit – genau wie der Konformismus – zum bloßen Organismus regredieren:

Wenn man nun Lebewesen, die eine Geschichte haben, die – der Möglichkeit nach – auf reflektierte Weise Subjekte dieser Geschichte sein können, die – ebenfalls der Möglichkeit nach – sich bewußt eine ihren Bedürfnissen gemäße, nicht entfremdete Welt schaffen können und die schließlich in freiem, symmetrischen Dialog vernünftig ihre Interessen vertreten können, als »Menschen« bezeichnet, wenn man andererseits Lebewesen, die in einer fremden, naturhaften Umgebung stehen, die keine »Geschichte« haben, die auf bestimmte Stimuli lediglich mit festgelegten begrenzten Verhaltensweisen reagieren können, »Organismen« nennen will, so kann man feststellen, dass *im Konzept der Norm-Vp. restriktive Bestimmungen enthalten sind, durch welche Individuen, die in der außerexperimentellen Realität sich – der Möglichkeit nach – wie »Menschen« verhalten können, im Experiment dazu gebracht werden sollen, sich wie »Organismen« zu verhalten* (Holzkamp 1972, S. 54).

Im Experiment soll die »Norm-Vp.« jedoch nur verabredungsgemäß von ihrer Subjektivität *absehen* und sich lediglich *wie* ein Organismus verhalten. Die Ergebnisse der experimentellen Psychologie müssten dann aber als wertlos erscheinen, wenn man sie sozialtechnologisch auf die Wirklichkeit anwenden will und dabei davon ausgeht, dass man es dort mit Personen zu tun hat. Das ist indessen nicht der Fall, denn die Experimentalsituation wird ignoriert: »Durch die Abdrängung und Unterschlagung der Verabredungsbedingtheit des ›organismischen‹ Verhaltens der Vp. im Experiment erfolgt eine *Gleichsetzung von ›Mensch‹ und ›Organismus‹; das Konzept der ›Norm-Vp.‹ gewinnt damit anthropologische Dignität*« (Holzkamp 1972, S. 55). Da das Verhalten des konformierten Menschen aber der künstlichen Konformität im Experiment entspricht – er unterwirft sich sozusagen »automatisch« den experimentellen Erwartungen –, kann es so scheinen, als ob die Experimentalpsychologie etwas über den wirklichen Menschen herausfinden würde, also über das Menschsein in relativer Autonomie.

Die experimentelle Psychologie – das gilt mit anderem politischen Akzent auch für die kriminologische Labeling-Theorie – betrügt sich also darüber, dass sich der Mensch nicht grundlos wie ein bloßer Organismus verhält, sondern das »Verhalten« ein intenti-

onales – wenn auch in der Regel unbewusstes – Handeln darstellt, das auf Leidensvermeidung abzielt. Wir hatten jedoch bereits postuliert, dass dieses Arrangement nicht umsonst zu haben ist.

Und mit Anders lässt sich vermuten, dass der entsprechende Preis dann fällig gestellt wird, wenn die »Belieferung« aufhört. Ich denke hier jedoch nicht in erster Linie an die originär dinghafte Warenwelt, sondern von allem an die Einstellung der Belieferung mit dieser Welt angepassten, warenförmigen »Beziehungen«<sup>13</sup> – zu denen im Übrigen auch die Experimentalsituation gehört – und die damit verbundene plötzliche »Entzauberung« des kompletten Warenuniversums: als sei man plötzlich ohne Anhalter in der Galaxis gestrandet, im leeren Raum. Es ist der leere Raum jenseits der konformistischen Immanenz, den es eigentlich gar nicht gibt. Und von dort dürften die Störfeuer kommen, die die organismische Behaglichkeit aushebeln:

Ich erkannte das die Welt wie sie mir erschien nicht existiert, das [s]ie eine Illusion war, die hauptsächlich von den Medien erzeugt wurde. Ich merkte mehr und mehr in was für einer Welt ich mich befand. Eine Welt in der Geld alles regiert, selbst in der Schule ging es nur darum. Man musste das neuste Handy haben, die neusten Klamotten, und die richtigen »Freunde«. hat man eines davon nicht ist man es nicht wert beachtet zu werden. Und diese Menschen nennt man Jocks. Jocks sind alle, die meinen aufgrund von teuren Klamotten oder schönen Mädchen an der Seite über anderen zu stehen. Ich verabscheue diese Menschen, nein, ich verabscheue Menschen (Bosse 2006).

Das schrieb der 18jährige Sebastian Bosse, der 2006 »Amok lief« und sich anschließend selbst tötete. Lassen wir es erst einmal so stehen. Nur eins: es scheint, dass die permanente Ausklammerung des Leidens schließlich zur »Rückkehr des Verdrängten« führen muss.

### **1.2.3 Rationalität und Irrationalität: Forschungsperspektiven bei Erdheim**

Wenn wir davon ausgehen, dass der Konformismus das Leiden ausblendet, dann muss er seine Emanationen doch irgendwie abbilden, um ihnen, soweit sie sich nicht unterdrücken lassen, einen ungefährlichen Ort zu überlassen. Dieser Ort ist das Komplement der affirmierten Rationalität – eben die Irrationalität. So schreibt der Psychoanalytiker und Ethnologe Mario Erdheim in diesem Zusammenhang:

Irrational ist das, was sich der wissenschaftlichen Erklärung entzieht. So erscheint das Irrationale als das Nichtwissenschaftliche. [...] Das Irrationale ist immer ein Streitobjekt

---

<sup>13</sup> Bei Horkheimer und Adorno heißt es dazu, »[...] mit der Versachlichung des Geistes wurden die Beziehungen der Menschen selber verhext, auch die jedes Einzelnen zu sich. Er schrumpft zum Knotenpunkt konventioneller Reaktionen und Funktionsweisen zusammen, die sachlich von ihm erwartet werden« Horkheimer und Adorno 1989, S. 42.

am Schnittpunkt wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Erklärungsansätze. [...] das Irrationale taucht dort auf, wo die wissenschaftliche Erklärung aufgrund anderer Bewältigungsversuche der Realität in Frage gestellt wird (Erdheim 1981, S. 505).

Das Verhältnis von Wissenschaft und Irrationalität sieht Erdheim durch die Konkurrenz von Erklärungsansätzen bestimmt. Dies sucht er anhand zweier Wissenschaften zu er- und begründen, der Ethnologie und der Psychiatrie. Das sich nicht sogleich erschließende Gemeinsame dieser beiden Wissenschaften bestünde darin, »dass sich die Ethnologie mit dem Anderssein der fremden Völker und die Psychiatrie mit dem Anderssein in der eigenen Kultur beschäftigen« (Erdheim 1981, S. 505).

Erdheim verweist auf die kritische Debatte in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts, wo ein Zusammenhang zwischen Ethnologie und Kolonialismus sowie Psychiatrie und Kapitalismus »gemäß den Kraftlinien des europäischen Zivilisationsprozesses« herausgearbeitet worden sei. Demgemäß würde – in Absetzung vom, wie man heute sagen würde, naturalistischen Verständnis – der Wilde als Produkt des Ausschlusses der Natur wie der Irre als Produkt des Ausschlusses der Unvernunft begriffen. So erscheine es »heute geradezu unmöglich [...], Psychiatrie und Ethnologie, ja Wissenschaft überhaupt, zu betreiben, ohne zum Komplizen repressiver Vernunft und kapitalistischer Machthaber zu werden«. Demgegenüber verweist Erdheim darauf, dass diese herrschaftskritische Auslegung gerade eine Übernahme der Normen der »herrschenden Klasse« impliziert (Erdheim 1981, S. 506).

Erdheim postuliert die Gleichzeitigkeit von »vier verschiedene[n] Arten von Realitätsbewältigung«, von denen jedoch »in der Regel nur eine von ihnen offiziell als Wissenschaft anerkannt« werde. Er benennt vier unterschiedliche Tendenzen, die er als entfremdende, verwertende, idealisierende und verstehende Tendenz apostrophiert (Erdheim 1981, S. 506–507).

Die entfremdende Tendenz ist Erdheim zufolge zunächst eng an Herrschaft geknüpft, insoweit die verfremdende Perspektive auf den Anderen einerseits auf die Legitimierung von Gewalt diesem gegenüber abziele und andererseits der Projektion von aktuellen oder auf dem Weg zum Herrschaftsstatus undienlichen Eigenschaften nützt.

Diese herrschaftskritische Deutung berücksichtige – so Erdheim – jedoch »zu einseitig die phantasmagorische Art der Realitätsbewältigung« während demgegenüber »Aussagen über die Realität auch in der Entfremdung möglich« seien. So seien etwa in der Medizin oder der Psychiatrie trotz der hier problematisierten Voraussetzungen gültige

Ergebnisse erzielt worden. Es sei demnach »falsch, die entfremdende Tendenz allein dadurch charakterisieren zu wollen, dass sie Ideologie produziere und Erkenntnis ver- hindere«. Entgegen Horkheimer und Adorno bzw. Foucault sieht Erdheim die entfrem- dende Tendenz der Wissenschaft nicht lediglich durch Ideologie und Herrschaft im Sin- ne einer »totalen Gewalt des Forschers über sein Objekt« gekennzeichnet. Letztere – die Gewaltförmigkeit – sei ihr allerdings – wie Erdheim mit Verweis auf de Saade darlegt – inhärent, was allerdings »später im wissenschaftlichen Diskurs versteckt« werde. Erd- heim zitiert jedoch Nietzsche mit den Worten »schon jedes Tief- und Gründlich-Nehmen ist eine Vergewaltigung [...] schon in jedem Erkennenwollen ist ein Tropfen Grausam- keit«. Den darin sich ausdrückenden »Willen zur Macht« betrachtet Erdheim als die Es- senz der entfremdenden Tendenz, der alles als irrational gelte, was sich der Gewalt nicht beugt bzw. sich dem Herrschaftsanspruch widersetzt (Erdheim 1981, S. 507–508). Die verwertende Tendenz ist vor allem an einer der ökonomischen Verwertung dienen- den und sie absichernden Anwendung von Forschungsergebnissen interessiert. Beiden vorstehenden Tendenzen eigne die bereits erwähnte »Spaltung zwischen Denken und Fühlen, Geist und Körper« respektive die »Instrumentalisierung der Vernunft«. Der verwertenden Tendenz erscheint »das Irrationale [...] als das Subjektive, das nicht ver- wertet werden kann« (Erdheim 1981, S. 510).

Die idealisierende Tendenz betrachtet Erdheim als eine Art Umkehrung der vorgenann- ten Tendenzen. Das Irrationale wird nun nicht mehr ausgeschlossen, sondern in beson- derer Weise affirmiert. Von diesem Standpunkt aus lässt sich die entfremdende Ten- denz als gewalttätig wie die verwertende Tendenz als instrumentell kritisieren. Dagegen wird nun der »subjektive Faktor« aufgeboten, »der aus diesen beiden Tenden- zen eliminiert worden war« (Erdheim 1981, S. 510).

Die idealisierende Tendenz verhält sich komplementär zu den vorgenannten Tenden- zen; das von diesen Ausgeschlossene müsse deshalb »zum Inbegriff des Guten und Wahren gemacht werden«, von wo aus dann »die Werte der europäischen Kultur und ihre Auffassung von Rationalität« relativierbar sind. Erdheim kritisiert an dieser Ten- denz den Ausschluss des Gewöhnlichen, Banalen: »Für die idealisierende Tendenz wird letztlich das irrational, was nicht idealisiert werden kann«. Damit sei die »Enttäuschung an der Normalität der eigenen Kultur verknüpft«; die Idealisierung des Fremden verhal-

te sich komplementär zur Abwertung des Eigenen, habe deshalb keine objektive Grundlage und führe zu »elitärem Gehabe« (Erdheim 1981, S. 511)<sup>14</sup>.

Über die verstehende Tendenz sagt Erdheim, sie entwickle »sich dort, wo das Fremde, trotz aller Fremdheit, das Gefühl von Vertrautheit erweckt«. Dazu müsse das entsprechende Subjekt eine »gemeinsame Basis« herstellen und zu diesem Zweck erkenntnisbezogene Machtstrukturen weitestgehend abbauen. Die damit in den Erkenntnisprozess einbezogene Subjektivität des Forschers hebe »die Trennung von Geist und Körper, Vernunft und Trieb« auf und führe zu einer Schwerpunktverlagerung hin zum sinn- und bedeutungsbezogenen Erleben des Forschungsobjekts. Als irrational gilt hier das Nicht-Verstehbare: »es ist also nicht das nicht-Beherrschbare, nicht-Verwertbare oder nicht-Idealisierbare, sondern das, worin sich der Wissenschaftler nicht einfühlen und womit er sich nicht identifizieren kann« (Erdheim 1981, S. 512).

Die verstehende Tendenz sieht Erdheim gegenüber den anderen Tendenzen durch eine Abstinenz von Herrschaft gekennzeichnet; sie bewahre demgegenüber »am stärksten archaische Züge«. Die hier angesprochene frühkindliche Herkunft berge allerdings die Gefahr einer Kontamination des Verstehens mit den dieser Phase inhärenten Allmachtsphantasien, wodurch »die ganze Welt zur Projektionsleinwand der inneren Triebkräfte« werden könne. Das Verstehen werde dann maßlos in seinem Veränderungspotential überschätzt (Erdheim 1981, S. 513–514).

Die kritische Kriminologie, die dem herkömmlich individualisierenden Ansatz eine Makro-Perspektive gegenüberstellt, scheint mir zwischen diesen beiden letztgenannten Tendenzen zu oszillieren; der verstehende Ansatz kann wohl auch nicht ohne eine zumindest zeitweilige Idealisierung auskommen, ohne die der Immanenz des Gegebenen kaum zu entkommen sein dürfte. Die kulturkonforme Kriminologie dürfte dagegen der »neurotischen« – entfremdenden, verwertenden – Tendenz entsprechen, also dem Versuch, die Kontrolle des Inneren über die des Äußeren zu bewirken.

---

<sup>14</sup> Mir scheint, dass die »entfremdende« und die »verwertende« Tendenz einen gewissen Verweisungszusammenhang mit der Neurose bilden, da sie speziell die Affektisolierung wie die Verdrängung zu implizieren scheinen – allerdings mit einer Tendenz zur schizoiden Persönlichkeitsstruktur, wie ja auch Erdheim andeutet. Demgegenüber besteht nach meiner Auffassung eine gewisse Nähe der idealisierenden Tendenz zur Perversion, die ja in der Tat bei Freud als das Negativ der Neurose charakterisiert ist. So betrachtet, müsste die idealisierende Tendenz als zeitlich früher gelagerte gelten; sie würde dann quasi nur gegen die Instrumentalisierung in Betrieb genommen, nicht aber generiert. Man könnte auch sagen, dass das Nachlassen der neurotischen Abwehr samt ihrer epistemologischen Derivate in die Perversion führt, wie die Kontrolle der Perversion in die Neurose. Das ist die Komplementarität.

Dem entsprechend konstatiert Erdheim, der Wissenschaftsbetrieb sei nicht nur auf die Problemlösung ausgerichtet, sondern bestehe – hier bezieht sich Erdheim auf den Ethnopsychiater Georges Devereux – auch aus Abwehrstrategien, die sich im Irrationalen spiegeln. Man dürfe so »die institutionalisierte Wissenschaft als eine Maschine zur Produktion von Irrationalität bezeichnen«. So werde insbesondere das Verstehen als »Verstehen dessen, was als Gefahr empfunden wurde« durch die ersten drei Tendenzen abgewehrt (Erdheim 1981, S. 514). Das zeigt sich im Übrigen auch im Fall der nomothetisch orientierten Amokforschung.

### **1.3 Die Wissenschaft und das Böse**

Mit der Kritik des naturwissenschaftlichen Ansatzes ist es nun allerdings nicht getan. Der Charybdis zu großer Gegenstandsferne, wie sie eine naturwissenschaftliche Perspektive impliziert, liegt auf der anderen Seite des Forschungsweges die Skylla zu großer Gegenstandsnahe gegenüber.

Erdheim verweist deshalb auch dem Verstehen Grenzen zu, die seiner Auffassung nach »den Umschlag in die anderen Tendenzen ermöglichen«. Dies gelte vor allem für die Beschäftigung mit dem Verbrechen, »dem Bösen« dessen Verständnis auch in der Psychoanalyse unterbelichtet geblieben sei (Erdheim 1981, S. 514). Eissler meint dazu:

Wir haben uns daran gewöhnt, das Bakterium, das im menschlichen Organismus den Tod verursachen mag, mit Ruhe und Überlegenheit im Mikroskop zu beobachten. Wer hätte aber Hitler seelisch untersuchen und dabei automatisch eine objektive Haltung bewahren können? Denn wenn wir uns zusammennehmen, um objektiv zu sein, so sind wir wissenschaftlich, zumindest in der Psychologie, bereits auf verlorenem Posten (Eissler 1968, S. 653).

Eissler spricht in diesem Zusammenhang von einer spezifischen Sittlichkeit des Wissenschaftlers, einem Idealismus, der – jedenfalls typischerweise – durch eine starke Identifizierung mit dessen Forschungsgegenstand geprägt sei. Dies führe jedoch zu einer besonderen Schwierigkeit bei der Erforschung des »Bösen«:

Die Art von Sittlichkeit, die eine Voraussetzung des Wissenschaftsbetriebs ist, spielt uns bei der wissenschaftlichen Erfassung des Bösen einen bösen Streich. Die Sittlichkeit des Wissenschaftlers erstreckt sich natürlich nicht auf seine ganze Person, denn Charakterdefekte, Störungen der Objektbeziehungen und allerhand andere Psychopathologie finden sich ja fallweise bei ihm vor, wie auch beim Künstler. Er ist im Durchschnitt nicht besser als seine Mitmenschen. Aber in dem begrenzten Bereich seiner Wissenschaftlichkeit ist er ein Idealist. Sie beruht auf einer bedingungslosen Kapitulation vor dem Objekt, auf einem sich ganz in den Dienst des Objektes Stellen. Je größer er als Wissenschaftler ist, desto mehr ist er besessen, bis schließlich das Objekt und sein Ringen mit ihm totalen Besitz von ihm ergreift. Können wir dem Bösen gegenüber je eine solche Einstellung entwickeln? Im bezweifle es (Eissler 1968, S. 653–654).

Hier ist es sicherlich nicht ganz unzutreffend, von einer zumindest tendenziellen Symbiose zwischen Wissenschaftler und Forschungsgegenstand zu sprechen. Zweifellos ist es Eissler

hier nicht darum zu tun, den Wissenschaftler oder die Wissenschaft (was man auch immer darunter verstehen will) zu diskreditieren oder ihre Ergebnisse gänzlich zu entwerten. Jedoch weist er, der psychoanalytischen Erfahrung gemäß, den Affekten im Forschungsprozess die ihnen zukommende Bedeutung zu, die allerdings gerade in diesem Bereich oft unberücksichtigt bleibt – nicht zuletzt wie gesehen durch die Inanspruchnahme von Objektivität.

Der Autor richtet dabei sein Augenmerk vor allem auf die libidinöse Übertragung, der er einen wesentlichen Einfluss auf den Forschungsprozess zuerkennt. Ist dieses Objekt des Begehrens aber »böse«, dann muss es hier zu Problemen kommen, die den Forschungsprozess blockieren oder in eine unangemessene Richtung lenken. Dieses Problem lässt sich am besten verdeutlichen, wenn man sich klarmacht, dass der Forschungsprozess trotz seiner häufig zergliedernden Methoden auf Integration ausgerichtet ist; der Atomismus etwa ignoriert eben nur das, was jenseits des isolierten Objekts liegt<sup>15</sup>. Wenn man also die Wissenschaft als Versuch der Integration verstehen will, dann imponiert das Böse als das Trennende. Die Getrenntheit selbst wäre also das, was zu verstehen und in gewisser Weise zu »integrieren« wäre.

Soweit man jedoch mit Eissler eine besondere Affinität des Wissenschaftlers in Bezug auf seinen Gegenstand annimmt – und wie anders sollten auch hervorragende Forschungsergebnisse zu erzielen sein, wenn nicht durch einen erheblichen Grad an Devotion – dann müsste ein zerstörerischer Effekt, ein Zerstören des Erkennens, eine Deprivation durch den Gegenstand gerade durch dessen adäquates Erfassen zu gewärtigen sein, der wiederum zu einer Abwehr der entsprechenden Desintegration zwingt.

Nun lässt sich hier natürlich einwenden, dass gerade die Adaption der naturwissenschaftlichen Herangehensweise dieses Problem offenbar zu umgehen vermag, indem der libidinöse Impuls sozusagen vor dem Objekt haltmacht und statt diesem die zu seiner Erkenntnis verwendete Technologie besetzt. Die Frage ist hier natürlich immer, wie tief eine solchermaßen gewonnene Erkenntnis reichen mag und wie das Objekt von der es kontaminierenden Technologie und den in sie eingeflossenen Axiomen befreit werden kann.

Ich habe hier mit Eissler in erster Linie den Zusammenhang von Lieben und Erkennen freilegen wollen (dem Hebräischen ist dieser Zusammenhang im Übrigen wohlbekannt; hier gibt es für beides nur ein Wort), wodurch das Forschungsobjekt für den Wissenschaftler ein besonderes Objekt wird; und am Grad dieser Besonderheit bemesse sich – so Eissler – nachgerade die Größe des Wissenschaftlers. Der Wissenschaftler und sein Objekt in quasi symbioti-

---

<sup>15</sup> und lässt sich so als Derivat des Narzissmus erkennen, der vor allem darin sein wesentliches Charakteristikum findet, einen Teilbereich des Ganzen subjektiv zum Ganzen zu machen.

scher Verbindung schälen sich also aus der sonstigen (möglichen) Trivialität oder auch Pathologie der Person heraus – was im Übrigen natürlich eine spätere (posthume) Idealisierung begünstigt, die sich wiederum zur Idealbildung für spätere Wissenschaftsadepten eignet<sup>16</sup>.

Diesem sittliche Idealismus liegt, wie ich bereits zu verdeutlichen versucht habe, »im allgemeinen eine Verleugnung zugrunde«, die das Böse betrifft: »Wenn wir uns über das Böse empören, so liegt dieser Entrüstung eine Überzeugung zugrunde, natürlich tief verdrängt, dass dieses Böse in Wirklichkeit gar nicht existiert, gar nicht existieren kann« (Eissler 1968, S. 654). Der sittliche Idealismus erscheint so als das Positiv einer Spaltung, die zu einer Art blindem Fleck führt: Das Böse kann – von vorn herein – allenfalls als relativ böse – und deshalb eigentlich gut – erkannt werden: »Es spricht vieles dafür, dass es dem Psychologen wohl noch lange nicht (oder nie?....., es ist so riskant, zu prophezeien) möglich sein wird, jene wissenschaftliche Einstellung dem Bösen gegenüber einzunehmen, die für seine wissenschaftliche Erforschung notwendig ist.« Daraus ergibt sich dann für Eissler die Konsequenz, »dass die Wissenschaft bei der Lösung des wichtigsten Problems, dem wir gegenüberstehen, auf lange Zeit hin versagen wird« (Eissler 1968, S. 654). Das Verstehen dieses Problems erfordert meiner Auffassung nach eine Befassung mit der Idealisierung selbst und ihrer Funktion als Abwehr.

#### **1.4 Die Psychoanalyse als epistemologisches Unternehmen**

Thea Bauriedl stellt den psychoanalytischen Wissenschaftsansatz dem naturwissenschaftlichen Positivismus und der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik gegenüber. Das Gemeinsame dieser beiden Ansätze sieht sie in der Subjekt-Objekt-Spaltung, die zumindest tendenziell den Wissenschaftler als Beobachter entpersonalisiert und an einem gedachten »archimedischen Punkt« positioniert. Damit werde einseitig entweder die Objektivität oder die Subjektivität überbetont und so das Spannungsverhältnis der beiden Pole aufgehoben.

Der Psychoanalyse komme demgegenüber eine »emanzipatorische Funktion« zu, die eine »Erweiterung des Wissenschaftsbegriffes auf Gegenstände und Methoden [verlange], die außerhalb des Rahmens der rationalen Logik liegen, und die sich damit der Beweisbarkeit im naturwissenschaftlichen Sinn entziehen«. Eine »tiefenhermeneutische« Verortung der Psychoanalyse in den Geisteswissenschaften wiederum vernachlässige den »Beziehungsaspekt der Psychoanalyse«, da sie auf einen radikalen Subjektivismus hinauslaufe. Positivismus/Empirismus einerseits und geisteswissenschaftliche Hermeneutik andererseits seien ide-

---

<sup>16</sup> Ich werde auf den hier relevanten Aspekt der Sublimierung weiter unten eingehen.

altypisch als zwei Extrempositionen zu betrachten, die den Außenstandpunkt verabsolutieren: »Der Wissenschaftler als Person hat jedesmal – scheinbar – nichts mit seinem Gegenstand und mit den Ergebnissen seiner Forschung zu tun, er steht außerhalb von dem was er tut.« Denn auch die geisteswissenschaftliche Hermeneutik blende typischerweise die »innere[.] und äußere[.] Situation des Wissenschaftlers« – dessen Geschichte und Beziehungsmodalitäten – aus.

Das betrifft freilich nur die jeweilige wissenschaftliche Legitimierung, da ja über die subkulturelle Wirksamkeit der Forscherpersönlichkeit auf den wissenschaftlichen Prozess durch ein widersprechendes Credo nichts gesagt ist. Das dürfte im Übrigen umso weniger auffallen, je ähnlicher die soziale Erfahrungswelt der Protagonisten dieser Forschung ausfällt. Jedoch ist hier mit Bauriedl eine »wesentliche Einschränkung der Erkenntnismöglichkeit [zu konstatieren], wenn man es unterlässt, seine eigenen Projektionen ständig zu relativieren, und dadurch Klarheit über den eigenen Standpunkt zu erhalten« (Bauriedl 1989, S. 57 f.).

Der Untersuchungsgegenstand der nachfolgenden Darstellung sind Fälle, die die vorstehend aufgeführten Schwierigkeiten im besonderen Maße verkörpern. Es sind Fälle exzessiver Gewalt, die unaussprechliches Leid ausgelöst haben und deren affektive Aktualisierung zweifellos lähmend wirken kann. Deshalb möchte ich mich diesen Fällen wie einem Medusenhaupt über Spiegel annähern, die ich im Sinne einer abduktiven Herangehensweise aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven gewinnen will, wobei mir meine eigene Subjektivität als Nährboden dienen soll. Mit Hilfe dieser transdisziplinären Sonden hoffe ich, bestimmte Einseitigkeiten der Kriminologie zu transzendieren und mich genügend nahe an das Problem der amokartigen Gewalt heranzutasten, um dem Verständnis dieser Fälle neue Impulse geben zu können.

## 2 Mörderische Selbstkontrolle<sup>17</sup>

Bis jetzt haben wir gesagt, dass die Abkömmlinge abgelenkter Affekte zur falschen Zeit erscheinen, sich auf die falschen Objekte richten oder eine falsche Qualität erkennen lassen können. Sie können auch durch eine besonders aufwändige Gegenbesetzung aus ihren gesamten psychischen Zusammenhängen *isoliert* werden.

*Otto Fenichel*

### 2.1 Selbstbeherrschung und Menschenverachtung

Peter Winckler, seines Zeichens psychiatrischer Gerichtsgutachter, ist in der Presse schlecht weggekommen. Der Psychiater hatte aus seiner Unsicherheit und Ratlosigkeit keinen Hehl gemacht und damit Erwartungen frustriert. Zur Begutachtung war ihm ein Fall vorgelegt worden, der im Frühjahr 2009 über die Grenzen Baden-Württembergs hinaus für Aufsehen gesorgt hatte. Zwei Jugendliche, Andreas H. und Frederik B., hatten damals mit Schusswaffen, die sie sich zuvor durch einen Einbruch im Vereinshaus des örtlichen Schützenvereins besorgt hatten, zunächst die beiden Schwestern und später die Eltern des einen der beiden erschossen. Zwischen den beiden Doppelmorden hatten sie in dem Tanzlokal, in dem sich die Eltern an diesem Abend aufhielten, noch »gefeiert«, Konversation mit ihren späteren Opfern betrieben, das im Gange befindliche böse Spiel hinter guter Miene verborgen.

Im Hinblick auf den Initiator der Tat, den Sohn der getöteten Eltern und Bruder der getöteten Schwestern Andreas H., sprach der Gutachter von einem »sehr dunklen Motiv«, das für ihn bis heute »komplett offengeblieben« sei (Friedrichsen 2010, S. 35). Wer so gutachtet, der setzt sich dem Vorwurf der Inkompetenz aus – oder dem der voraussehlenden Kapitulation gegenüber dem Gericht. Muss ein Psychiater nicht wissen, was aberrierendes Verhalten auslöst? Aber möglicherweise ist diese Deutung vorschnell; spiegelt sich in ihr vielleicht ein uneinlösbarer Anspruch auf Gewissheit als Derivat archaischer Allmachtswünsche mit soziokultureller Basis, in dem der Mörder und die Allgemeinheit sich unvermutet treffen?

Der Psychiater hatte Andreas Klugheit und eine elaborierte Ausdrucksweise bescheinigt: »Aber das Ungeheuerliche blieb komplett außen vor« (a. a. O.). Im Mittelpunkt der

---

<sup>17</sup> Dieses Kapitel ist eine leicht gekürzte und überarbeitete Version von *Mörderische Selbstkontrolle. Das »banalisierte Monster« an den Grenzen der Normalität*, Soziale Interaktion, im Druck.

Erörterungen standen Andreas' Probleme mit dem als tyrannisch empfundenen Vater. Das wollten Staatsanwaltschaft und Gericht aber nicht tatbegründend gelten lassen; Konflikte mit dem Vater seien doch normal.

Ist aber, wie das Gericht annimmt, Konflikt mit dem Vater gleich Konflikt mit dem Vater? Zweifel sind hier angebracht, erhebliche Zweifel<sup>18</sup>. Aber für das Gericht zeichnen sich nun erhebliche Untiefen ab, die das ganze System erschüttern könnten. Schon Sokrates musste erfahren, dass Juristen sich Nichtwissen nicht leisten können – und das gilt auch für umstrittene Fragen einer zerrissenen Disziplin, der Psychologie. Das Gericht konstruiert sich deshalb seine eigene Wirklichkeit, nicht ohne sich dabei der Psychiatrie als Sekundanten zu versichern.

So stü(r)tzte es sich schließlich zur Erklärung der monströsen Tat auf die Notizen, die sich Andreas über die postmortale Verwendung des Familienvermögens gemacht hatte, um damit die »schwarzen Löcher« (a. a. O.) zu stopfen, um Sinn zu erzeugen. Habsucht sei im Übrigen nicht jugendtypisch – also mit Reife vereinbar? Zu morden um zu erben – das scheint jedenfalls ausreichend normal zu sein, um die Beunruhigung nicht zu groß werden zu lassen. Das System ist gerettet, das Draußen ausgesperrt. Dabei haben schon Nietzsche und Freud bemerkt, dass die Interessen oft nur Rationalisierungen der Leidenschaften sind.

Das gesellschaftliche Gefüge der Interessen als Basis der westlichen Moderne verbindet sich wohl nur schlecht mit den Ruinen vorgängiger, weniger rationalistischer Sozial- und Psychostrukturen, ohne die es gleichwohl nicht existieren könnte. Wenn man alles aus sich selbst heraus erklären möchte, dann muss man ein paar Tricks anwenden, wenngleich die nur auf diejenigen Eindruck machen dürften, die ihr Selbstverständnis darauf gründen.

So formulierte der Sozialwissenschaftler Jan Philipp Reemtsma denn auch im Hinblick auf die gängige Übung: »Wo Gewalt auftritt, wird sie [...] versuchsweise als instrumentell aufgefasst. Wo dies nicht gelingt, wird sie (im Individualfall) pathologisiert und wo auch dies nicht gelingt, zum Rätsel erklärt« (Reemtsma 2008, S. 269).

---

<sup>18</sup> Ich muss hier vorgreifen: Die Psychoanalyse unterscheidet den allerdings (kulturbezogen) als normal zu betrachtenden Ödipuskomplex, der sich um die Ablehnung des Vaters als Konkurrenten bei der Mutter konstituiert, von einem wesentlich früher und seltener entstehenden unlösbaren Ambivalenzkonflikt, der zur Projektion der im Verhältnis zur Mutter bestehenden Aggressionen auf den Vater führt. Um diese letztere und schwerwiegendere Konfiguration dürfte es vorliegend gehen.

In seiner phänomenologischen Gewaltanalyse stellt Reemtsma deshalb einer »instrumentellen«, das Gewaltopfer als Kollateralschaden anderweitiger Zwecke betrachtenden und einer »raptiven«, dasselbe als solches gebrauchenden eine von ihm als »autotelisch« bezeichnete Gewaltform gegenüber, die nicht unähnlich Freuds Todestrieb als triebhaft und unmotiviert (oder jedenfalls motivbezogen nichtwissend) erscheint (a. a. O., S. 104 ff.).

Damit wendet sich Reemtsma, dem hier zuzustimmen ist, gegen eine Konfektionierung des Menschen (als Projekt der Moderne), die Nietzsche zufolge eine »zahme, mittelmäßige, verschnittene Gesellschaft« gebiert. Nietzsche sagt freilich, einen konfigurativen Zusammenhang herstellend, dass es gerade eine solche Gesellschaft ist, »in der ein naturwüchsiger Mensch, der vom Gebirge her oder aus den Abenteuern des Meeres kommt, nothwendig zum Verbrecher entartet« (Nietzsche 1999d, S. 146). Wie Ödipus' Eltern scheint die Kultur damit womöglich selbst dasjenige zu erzeugen, wogegen sie sich doch mit aller Macht versichern wollte.

Das wäre aber das kulturelle Off, während uns auf der Ebene der Diskurse und Tableaus Fälle wie der Eislinger als monolithisch vorkommen müssen, denen rituell-beschwörend der Pfropfen des oberflächlich-Instrumentellen appliziert werden muss – und doch gibt es sicherlich mancherlei mehr oder weniger verborgene Verbindungen zu anderen Taten extremer, amokartiger Gewalt.

Angesichts solcher Gräueltaten ist ein allgemeiner Wunsch erkennbar, dieselben aus dem Bereich des Alltäglichen, des normalen Lebens auszublenden, allenfalls erschauernd ihnen den Status von etwas Unverständlichem zuzuerkennen. Diese Unverständlichkeit scheint dann aber eine durchaus normative Basis in jenem Bereich zu haben, den Freud und später Erdheim als gesellschaftliches Unbewusstes kartographiert haben.

Das Nichtverstehenwollen, das sich als Nichtverstehenkönnen ausgibt, deutet möglicherweise auf eine erwartete Sogwirkung der Tat quasi als Bandurasches Modell – und offenbar trifft dies für die Täter zu –, welche offenbar unausweichlich eintritt, sobald die Anstrengungen, sie zum – mit Adorno gesprochen – Nichtidentischen, nicht mit unserer fraglosen Lebenswirklichkeit im Zusammenhang stehenden zu machen, nachlassen. Insofern dieses Böse nach der Hobbesschen Weltsicht des *homo homini lupus* einer Ontologisierung der Sozialfeindlichkeit als Basis der bürgerlichen Vertragsgesellschaft dem

Menschen inhärent scheint, erscheint der entsprechenden Logik folgend die Selbst- bzw. besser: Triebkontrolle als ein probates Remedium sozialfeindlicher Aktivitäten.

Eine Frage muss hier allerdings gestellt werden, nämlich die, ob durch solche Anstrengungen nicht allzu naiv – oder gar nicht naiv? – über mögliche paradoxe Wirkungen solcher Kontrolle hinweggegangen wird. Diese Frage nach dem Paradox entspricht vielleicht nicht unbedingt unseren Gewohnheiten. Die – lineare – Rationalität ist demgegenüber unser Credo, unser Kamm, über den wir alles scheren. Ihr dürfte auf körperlicher Basis – den »Körper« freilich erst konstituierend – die Selbstkontrolle entsprechen, die dem sozial Unerwünschten die Entäußerung verwehrt.

Fremd muss diesem – hier als idealtypisches konstruierten – Weltbild einer ganzen *Kultur der Kontrolle* (Garland 2008) demnach eine Begriffskombination erscheinen, die die Kontrolle des (vornehmlich körperlichen) Selbst, die Selbstbeherrschung mit Worten wie »kaltblütig« bzw. »menschenverachtend« kombiniert. Von »kaltblütiger, menschenverachtender Selbstbeherrschung« nämlich spricht der psychiatrische Gutachter im Fall des Eislinger Familienmordes. Etwas jenseits des nüchternen Protokolls fragt er rhetorisch:

Was bringt junge Menschen dazu, solche schrecklichen Taten zu begehen? Warum bringt man Leute um, die einem nichts getan haben? Das Tatverhalten mit der Fähigkeit zur Beherrschung ist so, dass einem fast das Blut in den Adern gefriert. Da liegen zwei Leichen zu Hause – und man sucht in einem Lokal die Konfrontation mit den späteren Opfern! Das zeugt doch von kaltblütiger, menschenverachtender Selbstbeherrschung! (Friedrichsen 2009a)

Den Gutachter selbst verlässt hier, so will es scheinen, die Selbstkontrolle nüchterner Betrachtungsart. Wie denn, wenn es gerade die Selbstkontrolle ist, die solche mörderischen Impulse überhaupt erst entstehen lässt, sie provoziert? Dies mag zunächst unserem kulturell geprägten individualistischen Menschenbild völlig zuwiderlaufen. Würden wir uns ohne Selbstkontrolle nicht einfach gehen lassen, uns, wie Freud postulierte (2000a) ungezügelterm Luststreben ohne Rücksicht auf Verluste überlassen? Dem könnte man entgegenhalten, dass solche Exzesse, solche Entgrenzungen wie wir sie vor kurzem ja auch in Gestalt der Managerboni diskutierten, gerade Produkt einer solchen individualistischen Enkulturation darstellen könnten.

Das führt mich zu der These, dass Selbstkontrolle – jedenfalls eine bestimmte Form derselben – insofern problematische Auswirkungen auf das Zusammenleben haben könnte, als sie den sozialen Zusammenhang und -halt schwächt, die Affizierbarkeit im Interaktionsgefüge einschränkt und damit auch unsere Fähigkeit, die Perspektive des anderen

zu übernehmen, ihn spontan zu beantworten. Wenn wir uns (zu stark) zurücknehmen, kontrollieren, sind wir nicht in Beziehung.

Merkwürdigerweise leben wir ja in einer Kultur, die dieses in-Beziehung-sein stark entwertet, das kognitiv-ingenieurmäßige dagegen übermäßig betont hat. So ist wohl der Begriff der »prometheischen Scham« zu verstehen, den Günther Anders, für unser Bedürfnis gefunden hat, etwas gleich einem Industrieprodukt Hergestelltes und also ohne Geschichte zu sein (Anders 2002b).

Dabei hindern Emotionen, und so zielt die Selbstkontrolle vielleicht nicht primär darauf ab, ominöse aggressive Impulse zu unterdrücken, sondern das Fühlen überhaupt – »cool« zu sein, wie uns die Kultur vorzugeben scheint. In der frühbürgerlichen Zeit ging es dabei mehr um Tischmanieren, streng Anlass-bezogen vorgeschriebene Garderobe, während das jeweils »Vorgeschriebene« nun mit rasant abnehmender Halbwertszeit flexibel normalisiert wird (Link 2009)<sup>19</sup>. Wenn man sich effektiv kontrollieren will, muss man eben das in sich unterdrücken, was einen daran hindert, eine Maschine zu sein, das gemeinschaftsentsprechende (Mit-)Fühlen.

Das ist den hier fokussierten Amoktätern offenbar weitestgehend gelungen. Sie wollten sein wie die anderen – und das scheint sie zu Mördern gemacht zu haben.

Im Folgenden möchte ich ein paar problematische Aspekte des Rationalismus als Basis unserer westlichen Kultur aufzeigen und auf deren postulierten Zusammenhang mit scheinbar unverständlichen Phänomenen von Extremgewalt, vor allem anhand von Michel Foucaults Thesen über die Konstruktion der Anormalen sowie Theodor W. Adornos Zivilisationskritik. Diese Autoren sind ohne Kenntnis des jeweils anderen Werks zu erstaunlichen Parallelitäten bei der Beurteilung der soziokulturellen Problematik der westlichen Gesellschaften gelangt – wobei beide Autoren wohl durch die Kenntnis des Werks von Friedrich Nietzsche nicht unerheblich geprägt sein dürften.

Beide Autoren kritisieren das geschlossene System, die mechanische Apparatur, die um zu funktionieren immer etwas draußen lassen muss, etwas Nichtzugehöriges, Nicht-identisches. Dieses System ist vor allem die Ratio, die sich immer wieder neu erfinden und dabei ihre Geschichte – ihre Brüche, Diskontinuitäten, Alogik – verdrängen muss,

---

<sup>19</sup> Detlef Link zufolge, der in seinem Buch diesbezüglich eine Sukzession von »Protonormalität« und »flexibler Normalität« postuliert, ist »Normalität nicht als ahistorische, jederzeit parate, anthropologisch konstante Kategorie aufzufassen, sondern als historisch spezifische, von der westlichen Moderne nicht ablösbare Emergenz seit dem 18. Jahrhundert« (a. a. O., S. 39).

um ihre unumschränkte Geltung behaupten zu können. Auch wenn sich die Oberfläche, die Textur unserer Gesellschaft immer wieder ändert, dürften sich subkutan einige Kontinuitäten erhalten haben. Das gewaltsam zurückkehrende Verdrängte, das »Andere der Vernunft« (Böhme und Böhme 1983) ist vielleicht das allzu Vernünftige, das sich vor allem in dem manifestiert, der in die bürgerliche Mittelschicht aufsteigen will.

Zunächst möchte ich anhand der Erklärung des dänischen Regisseurs Lars von Trier zur *persona non grata* auf einer Filmveranstaltung anlässlich einer unbedachten Äußerung aufzeigen, wie Ausgrenzungspraktiken durch eine Ontologie des Bösen rationalisiert werden können. Die weitere Argumentation soll deutlich machen, dass dieses Böse nur ein Vorwand ist, um das Spontane, Unkontrollierte und damit das Lebendige zu attackieren, das sich nicht in ein geschlossenes, getriebeartiges System einpassen lässt. Eine bestimmte Form von Selbstkontrolle kann dann als Versuch, sich von unpassenden Emotionen und Regungen zu befreien, eine tödliche Gewalt freisetzen; denn sie ist nichts anders als der Sadismus in Freuds Todestrieblehre<sup>20</sup>, der schließlich nach außen gelenkt wird.

## **2.2 Die Grenzen der Normalität und das Böse**

Während der Filmfestspiele in Cannes war es im Frühjahr 2011 zu einem Eklat gekommen. Der bekannte dänische Regisseur Lars von Trier hatte dort anlässlich eines Interviews eine gewisse, ihn wohl selbst verblüffende, Sympathie zu Hitler bekundet und war vom Vorstand des Festivals prompt zur *persona non grata* erklärt worden. Dieser Begriff der unerwünschten Person bezieht sich ursprünglich auf den Status eines Diplomaten, der aus seinem Gastland ausgewiesen werden soll. Auf einer außerordentlichen Sitzung am 19. Mai 2011 hatte das Gremium eine Stellungnahme verfasst und veröffentlicht, in der es »profoundly regrets that this forum has been used by Lars Von Trier to express comments that are unacceptable, intolerable, and contrary to the ideals of humanity and generosity that preside over the very existence of the Festival« (Gustini 2011).

Starke Worte werden hier verwendet: »tiefes Bedauern«, unakzeptierbar, intolerabel und im Gegensatz zu den Idealen der Humanität und Generosität, die das Festival be-

---

<sup>20</sup> Ich stimme Freuds Phänomenologie zu, nicht jedoch seiner Ontologie.

stimmen«. Was war geschehen? Gut gelaunt, hatte von Trier begonnen, über seine deutschen Wurzeln zu plaudern. Lange Zeit hatte er an eine jüdische Abstammung entsprechend der seines sozialen Vaters geglaubt. Dass dieser allerdings nicht sein leiblicher Vater war und er tatsächlich von einem Deutschen abstammte, hat von Trier erst sehr spät erfahren. In diesem biographischen Zusammenhang kam dann auch das Thema Hitler zur Sprache. Von Trier gab dabei den Hitlervorsteher:

»[...] I understand Hitler. I think he did some wrong things but I can see him sitting in his bunker. I'm saying that I think I understand the man. He is not what we could call a good guy, but yeah, I understand much about him and I sympathize with him a little bit ... How do I get out of this sentence? Okay, I am a Nazi« (Yuan 2011).

Vermutlich war von Trier klargeworden, dass im Kontrast zu den Implikationen des üblicherweise propagierten Hitlerbildes der Diktator kein irgendwie von außen gekommenes geschichtsloses Monstrum ist, sondern ein historisch zu verstehender Mensch, der letztlich (in fataler Weise) die eigenen Konflikte erfolgreich – und deshalb wohl nicht ganz unbegründet – als die seiner Zeit ausgeben konnte.

Später bekundete von Trier, Anlass seiner Äußerung sei die Darstellung von Hitlers Ende im Bunker in Bernd Eichingers Film *Der Untergang* gewesen, den er sich kurz zuvor angesehen hatte. Gerade im Vergehen zeigt sich die Historizität, indem das Vergehen auf das Werden, das Gewordensein und auch auf die damit verbundene Kontingenz verweist.

Über die Sentenz »Okay, ich bin ein Nazi« äußerte sich von Trier später dahingehend, dass »Nazi« in Dänemark als Slangwort für Deutsche gebraucht wird. Allerdings dürfte sich dem Regisseur während des Sprechens anhand der Unsicherheit seiner Gesprächspartnerin auch die Schwierigkeit geoffenbart haben, einen verstehenden Zugang zur Person Hitler als Option zu vermitteln. Denn das ihm hier entgegentretende Unverständnis dürfte normativer Art gewesen sein, also der interaktiven Aushandlung entzogen. Hier gibt es unumstößliche Gewissheit: Hitler ist böse, weil er böse ist – das Dogma schließt die Perspektivübernahme hinsichtlich jeden anderen Standpunkts aus. Über diese Art von »Erkennbarkeit« des Monströsen wird später im Zusammenhang mit den entsprechenden Analysen Foucaults noch mehr zu sagen sein. An dieser Stelle ist es zunächst einmal wesentlich zu betonen, dass damit die Dynamik, der Fluss des sozialen Austauschs blockiert ist. Und so lässt sich hier ein Scheitern sozialer Austauschbeziehung – vor allem aber dessen Offenbarwerden – feststellen, wenn man das entspre-

chende Ziel in der Verständigung sehen will, in der Vermittlung und Abstimmung von Erfahrungen.

Wie lässt sich dieses Scheitern nun näher charakterisieren? Kann man einen Hitler verstehen – darf man einen Hitler verstehen? Die Festivaldirektoren wollten erst gar keinen Zweifel aufkommen lassen: schon ein solches Ansinnen ist Sakrileg. Das könnte verwundern. Ist dieses Gremium doch immerhin bereit, brutalste Gewalt, ist sie nur in ein ästhetisches Programm eingebettet, mit höchsten Auszeichnungen zu versehen. So hat es den Anschein, dass zwischen den Quellen filmischer Gewalt in der Wirklichkeit und deren Ästhetisierung eine fundamentale Trennlinie eingezogen wird, die aber zugleich dem Verdikt der Nichtexistenz unterworfen werden muss. So kann etwa eine Dokumentation über den Nationalsozialismus ausgezeichnet bzw. unter verschiedenen Gesichtspunkten bewundert werden, ohne dass dabei deren notwendige Voraussetzung, der wirkliche Schrecken des NS-Regimes, bejahend mitbedacht wird.

So hängt das Produkt jedoch in der Luft, es muss seine eigenen notwendigen Entstehungsbedingungen verleugnen. Das gilt im Übrigen für jeden gewalthaltigen Spielfilm, der ja immer, wenn auch in noch so abstrakter Weise, auf die Vorlage realer Gewaltausübung angewiesen bleibt, ohne die er schlichtweg nicht denkbar ist. Das filmische Projekt muss sich also in einem abgesteckten Bereich bewegen, dessen dynamische Grenze zur Wirklichkeit zugleich ausgeblendet bleibt.

Nun hat gerade von Trier in diesem anstößigen Gespräch womöglich nichts anders gesagt als das, was er auch in seinen Filmen auszudrücken versucht – dass nämlich die Vorstellung einer eindeutigen Trennlinie zwischen Gut und Böse illusionär ist und das Leben unhintergebar konflikthaft. Als Regisseur wird von Trier hier wohl die Funktion eines Gottesnarren zugebilligt, der ungestraft die Wahrheit über die Gesellschaft sagen darf. Aber dieses Zugeständnis hat offenbar Grenzen – wobei auch hier der Eklat letztlich keine existentiellen Auswirkungen hat, sondern nur das Image des Regisseurs als enfant terrible bestätigt und damit die Aussage ihres Inhalts verlustig zu gehen droht: der Hund bellt, das Baby schreit, der Provokateur provoziert...

Dabei darf man aber davon ausgehen, dass für einen Moment zumindest die Sache ernst war. Im Unterschied zu den spontanen Äußerungen lässt die filmische Abstraktion die Hintertür des »als ob« offen. Der Betrachter sitzt als Bürger vor der Szenerie, von der er kein realer Teil ist – es sei denn als Abstraktion, als Voraussetzung der filmischen Darstellung. Nur indem er sich selbst verleugnet, wird er imaginär Teil der Szenerie. Seine

persönliche Integrität, seine Persona bleibt dabei aber gewahrt. In gewisser Weise befinden sich hier zwei (Grenz-)Flächen gegenüber, die durch einen weitgehend unsichtbaren und zugleich unüberwindbaren Graben getrennt sind. Unsichtbar ist dieser Graben, soweit er illusionär ausgeblendet ist – ein wohliges Gefühl der Eingebundenheit ist der begehrte Preis, macht sich breit als Rekapitulation frühester Erfahrungen von Geborgenheit. Der Zuschauer kann im illusionären Verkennen und auf Zeit Teil einer Szenerie sein, die ohne sein Zutun abläuft, aber durch sein Handeln auch nicht zerbrochen werden kann. Der Lustgewinn ist dabei reziprok zur Schwächung des Ich-Bewusstseins. Potentiell etwas anders ist es im unmittelbaren Gespräch. Hier kann der Graben, kann die Trennlinie doch leichter in den Bereich der Wahrnehmung eintreten – die Bezugnahme ist interaktiv, nötigt zur Stellungnahme. Unvorhergesehenes kann passieren. Einbegriffen sind auch die, die den Rahmen des Gesprächs verantworten sowie dessen Zeugen. So bleiben öffentliche Gespräche bei solchen Anlässen denn auch meist im Rahmen von Konventionen, sind bestimmt eben durch rigorose Kontrolle des zu Äußernden. Vorgefertigte Textbausteine werden lediglich variiert, um gegen mögliche Angriffe, gegen die plötzliche Präsenz der eigenen Leiblichkeit gewappnet zu sein.

Gegen diese Konventionalität des unverbindlich-routinierten Gesprächs hat von Trier offenbar verstoßen, indem er spontan und laut dachte und so das unkontrollierbar Lebendige und entsprechend Unabgeschlossene, Offene in das Gespräch hineinholte. Das Bildhafte des Films und die dem entsprechenden Struktur der Filmindustrie werden so durch ein Drittes – jenseits der Zweidimensionalität – kontaminiert und desavouiert. Hier lässt sich im Übrigen der gegenwärtige Trend zum 3D-Kino oder Rundumfernsehen vielleicht dahingehend interpretieren, dass so eine noch umfassendere Kontrolle bzw. Manipulation des Zuschauers möglich wird, indem die simulierte Räumlichkeit die tatsächliche jenseits der Leinwand noch zwingender ausschließt.

Die Äußerung von Triers stellt hingegen den deutschen Diktator in einen menschlichen Zusammenhang, als Möglichkeit, die der *conditio humana* einwohnt. Sie ist Transgression, nicht nur im Hinblick auf die Grenze zwischen Gut und Böse, sondern auch auf die zwischen Schein und der Wirklichkeit. Diese – spannungsreiche – Relation zwischen Schein und Sein kollabiert in der Wahrnehmung der Festival-Direktoren zu einer Zweifelt von Identischem und Nichtidentischem, zwischen Ich und Nicht-Ich einer manichäischen Dichotomie.

### 2.3 »Einheit ist Spaltung«

Dieser Zwischenfall mag unbedeutend erscheinen, ein kurzes Aufflackern von öffentlicher Erregung, etwas Medienrummel. Aber er bringt eine, wie ich meine, kulturbedingte Invarianz zum Ausdruck, die, ist der Blick dafür geschärft, durchaus etwas Paradigmatisches hat. Diese Invarianz besteht, um dies noch einmal zu betonen, in einer bestimmten Konfiguration, nämlich einer harschen Grenzziehung, einer Dichotomisierung, die zwar in bestimmten Erscheinungen des sozialen Lebens sichtbar wird, aber diesen vorausgeht. Es wird ein Bereich des Unerträglichen abgesteckt, der nun allerdings auch – das ist der hier wesentliche Gesichtspunkt – als *Evokation des ihm Entsprechenden* verstanden werden kann.

Präsent ist zunächst das Normal-Alltägliche, das aber als solches überhaupt erst der Reflexion zugänglich wird angesichts des ihm Komplementären, des anormal-Monströsen. Letzteres wird entsprechend erst im Erkennen konstituiert. Der Schrecken, den es verbreitet, verfügt in Hitler eine so treffliche Texturierung, dass eine Banalisierung des Diktators, wie sie die Historisierung oder auch ein psychoanalytischer Verweis auf eine problematische Mutter-Sohn-Beziehung und Entwurzelungserfahrungen mit sich führt, kaum erträglich scheint. Schon die banale Erscheinung eines Adolf Eichmann, von Hannah Arendt als Hanswurst abgetan, konnte kaum hingenommen werden. Wie kann denn ein Nichts dieses Grauen bewirkt haben? Die Matrix des Individualismus konstituiert das großartige Monster, das ein genaues Äquivalent des von ihm verbreiteten Schreckens ist.

Im historischen Schrecken des Nationalsozialismus spiegelt sich aber möglicherweise etwas ganz anderes, nämlich der Schrecken einer Grenze, der *Normalitätsgrenze* nämlich, deren Hervortreten das bildhaft Artifizielle jener Normalität quasi als Zerstörung analog derjenigen der Abbildung des Dorian Gray in der Wildeschen Allegorie denjenigen mit Todesangst erfüllen muss, der seine persönliche Identität auf Gedeih und Verderb davon abgeleitet hat. Diese Mimikry gegenüber der jeweiligen Normalitätsfolie ist Kontinuität, und so ist es wohl ein Euphemismus, von einem Zivilisationsbruch zu sprechen. Gegenüber dem Abreißen des Normalitätsbewusstseins, dieses geheimen Grauens, ist vielleicht die offene Phänomenologie des Schreckens das immer noch Erträglichere.

Die zu schützende Grenze zwischen dem abstrakt betrachteten »Guten« und dem notwendig kongruenten Postulat des »Bösen« dürfte entsprechend als Scheingrenze denun-

zierbar sein, als eine, deren Schutz das Hervortreten der anderen, wesentlich problematischeren, weil nämlich die dynamische Selbstorganisation sozialer Einheiten blockierenden, mit aller Macht verhindern soll.

Mit Adorno kann man hier von der Grenze zwischen dem Identischen und dem Nicht-identischen sprechen. »Du bist böse« meint dann nicht (nur), dass ich mich durch das Handeln eines Anderen in meinem eigenen Handeln oder meinem Selbstverständnis eingeschränkt fühle. Es meint, »Du bist ein Monster« und das bedeutet ein Zusammenbrechen meines gesamten Weltbezugs, eine ungeheure narzisstische Kränkung. Die tödliche Implikation dieser Spaltung besteht letztlich darin, dass ihr Hervortreten Gesellschaft in ihrem Inhalt als bloßen Schein entlarvt, der im Bild der »Einheit der total vergesellschafteten Gesellschaft« besteht, welche wiederum um als Wirklichkeit zu gelten »außerhalb ihrer selbst nichts duldet« (Adorno 2003c, S. 309).

Adorno schreibt: »Wäre die Gesellschaft, als geschlossenes und darum den Subjekten unversöhntes System, durchschaut, so würde sie den Subjekten, solange sie irgend noch welche sind, allzu peinlich« (a. a. O., S. 34). Ist aber die Subjekthaftigkeit in der Mimikry, der bloßen Akkomodation an das Bestehende, aufgehoben, wird der gesellschaftliche Schein zur korrumpierenden Basis der sich von ihm ableitenden Individuen. Das Böses wäre dann schon die Bewegung (und Bewegtheit) des Betrachters, die die Statik eines sonst passgerechten Bildes aufgrund der sich nicht verändernden Tiefenstruktur gegenüber seiner doch immerhin als vorhanden vorauszusetzenden Umgebung enthüllt. Die »Ideale der Humanität und Generosität« erscheinen damit als der Schafspelz genau desjenigen logizistischen Allgemeinen als wölfisches Derivat, das sich in seinem Bemühen, alles Besondere als konkret Seiendes zu marginalisieren, in Adornos Worten als »index falsi« erweist (a. a. O. S. 311). Weiter heißt es bei Adorno:

In der Totale des Allgemeinen spricht dessen eigenes Misslingen sich aus. Was kein Partikulares erträgt, verdrängt damit sich selber als partikular Herrschendes. Die sich durchsetzende allgemeine Vernunft ist bereits die eingeschränkte. Sie ist nicht bloß Einheit innerhalb der Mannigfaltigkeit sondern, als Stellung zur Realität, aufgeprägt, Einheit über etwas. Damit aber der puren Form nach in sich antagonistisch. Einheit ist die Spaltung (a. a. O.).

Die Einrichtung eines Bereichs gesellschaftlicher Normalität impliziert danach notwendig das entsprechende Gegenstück, dessen Vermeidung wiederum die Gleichsetzung von Sein und Schein hervorbringt. Entsprechendes findet sich übrigens illustriert in Galsworthys *Forsythe Saga*, wo die englische kapitalistische Kultur des späten 19. Und frühen 20. Jahrhunderts mit ihren Zwängen, ihrer Feindlichkeit gegenüber allem Spontanen, Natürlichen treffend dargestellt ist.

Die forcierte Aufrechterhaltung dieses Scheins, wie sie aus der Stellungnahme des Festivalboards spricht, ist aber wesensgleich derjenigen Gewalt, die sie schon einem bloßen Zeugen des Bösen ungeachtet des Zusammenhangs konzidiert: »Die Gewalt erscheint dann als ein Fremdkörper, der vorhandene Sinngewebe aufreißt« (Waldenfels 2004, S. 823). Könnte es sich bei diesen Sinngeweben aber nicht vielmehr um sekundäre Bildungen handeln, die lediglich bereits verlorengegangene Sinnhaftigkeit retuschieren sollten? Was, wenn Sinn nichts weiter wäre, als die Verbindung von Spontaneität und Wahrnehmung, während die mehr oder weniger großartigen Sinnbildungen praktisch ihre Impotenz verhüllen?

In Szenen wie der dargestellten dürften sich ungeachtet ihrer relativen Harmlosigkeit soziokulturelle Strukturmerkmale finden, wie sie auch bei extremen Gewalttaten noch auszumachen sind, wenn man die reflexive Distanz wiedergefunden hat.

Aus Sicht der Gesellschaft bzw. der »Allgemeinheit« scheinen Taten wie die hier zu diskutierenden Gewaltexzesse demgegenüber – sich allerdings mehrende – Unikate zu sein, nur für sich zu stehen bzw. für ein ominöses Böses, das wie Eagleton formuliert hat, per se »unbegreiflich« erscheint, erscheinen muss, und so auf »nichts als sich selbst, also auf keinen Grund« verweisen, in keinem Kontext erklärlich gemacht werden kann (Eagleton 2011, S. 10–11).

Eagleton vermutet hinter solchen Hypostasierungen die – wohl geläufige – Annahme, eine Tat, die einen Grund habe, könne nicht aus freien Stücken begangen werden; Gründe würden als Formen des Zwangs angesehen, die Verantwortung ausschließen. Daraus resultiere der tautologische Schluss, Menschen täten Böses, weil sie eben böse seien (a. a. O., S. 12)<sup>21</sup>.

Wie ich später noch näher ausführen will, hat Michel Foucault für einen bestimmten Zeitabschnitt der bürgerlichen Kultur des nachrevolutionären Frankreich gezeigt, dass dort nun – wie paradox – gerade das Fehlen eines Grundes für eine Gewalttat Probleme der Strafbarkeit aufgrund der damaligen Straflöge aufwarf. Dort sollte die Identität von Täter und Tat diesen *fehlenden* Grund ersetzen, während dieselbe Figur in Eagletons Darstellung im Gegenteil gerade einem *möglichen* Grund konkurriert. Logik und Genealogie vertragen sich offenbar nicht besonders – und das lässt im Übrigen die permanente Auslöschung der Vergangenheit in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts nur als Über-

---

<sup>21</sup> Darin schwingt freilich die Umkehrung mit, die darin besteht, dass gute Taten von guten Menschen begangen würden.

treibung dessen erscheinen, was ohnehin als ständige Übung in der neuzeitlichen westlichen Kultur gelten muss.

Eagleton verweist nun – weiteres Beispiel paradoxer Logik – darauf, dass im Gegensatz zu den in den 60er und 70er Jahren vertretenen Auffassungen ein Paradigmenwechsel in der Strafverfolgung eingetreten sei. Nicht mehr die sozialen Verhältnisse, sondern der Charakter bestimme das Begehen »unaussprechliche[r] Taten« und so »hat es den Anschein, als hätten wir einen Milieudeterminismus über Bord geworfen, nur um ihn durch einen Charakterdeterminismus zu ersetzen« (a. a. O., S. 12 f.).

Aber solche Charakterisierung ist letztlich nur eine Paraphrasierung der allerdings abstrakteren Adornoschen Analyse. Studiert man nun aber einen Text des Verfassers der *Negativen Dialektik* von 1952 (Adorno 1952), dann findet man dort noch Milieu und Charakter in trauter Eintracht, kritisiert von der psychoanalytischen Triebtheorie her als Instrumente gesellschaftlicher Normierung.

Ein Dilemma besteht Eagleton zufolge nun allerdings darin, dass die Applikation des Attributs »böse« auf (jugendliche) Mörder einerseits bedeute, »die Schwere ihres Verbrechens zu dramatisieren und jeden gutherzigen Rekurs auf die sozialen Verhältnisse nach Möglichkeit zu unterbinden«, woraus andererseits aber die Unschuld der Protagonisten folgen müsse, die ja nichts für ihren Charakter bzw. für »schlechtes Blut oder verdorbene Gene« können (Eagleton 2011, S. 13–14). Für Adorno ist denn auch »[d]er Widerspruch, empirischen Determinismus zu lehren und gleichwohl die Normaluntüme zu verurteilen [...] von keiner übergeordneten Logik zu schlichten« (Adorno 2003c, S. 282).

Den sich abzeichnenden systemischen Bruch – der in viele hier beispielhaft skizzierte logische Brüche zerfällt – hält Adorno indessen, expliziert in der Auseinandersetzung mit Hegel, für einen grundlegenden der bürgerlichen Gesellschaft, die eben in den geschlossenen Systemen ihr Heil gesucht aber Unheil erreicht habe. An ihrem »notwendigen Widersinn« zerfalle die »beanspruchte Einheit von Statik und Dynamik«, das (ahistorisch) sich Identisch bleiben bei gleichzeitiger Expansionsdynamik – wie der Hamster im Rad – als grundlegende Aporie der bürgerlich-kapitalistischen Kultur.

Damit werde einerseits der Begriff der Grenze negiert, während man sich andererseits theoretisch dessen versichere, »dass immer noch etwas draußen sei«. Die beanspruchte Einheit von Statik und Dynamik habe somit »die Tendenz, das System, ihr Produkt, zu desavouieren« (a. a. O., S. 38). Als widersinnig dürfte diese Einheit allerdings nur dann

erscheinen, wenn das Werden bzw. das Gewordensein in eleatischer Manier aus dem Blickpunkt gerät – und dies ist hier offenbar der Fall: das Böse war immer schon Böse, das Gute immer schon gut. Denn wenn Werden nicht ist oder nur Schein wie bei Parmenides, dann war alles immer schon das, als was es aktuell erscheint.

## **2.4 Die Ursache folgt der Wirkung nach**

Das Reden vom »Bösen« hat eine lange Tradition. Damit mögen sich aber ganz unterschiedliche Phänomene verbinden. Aus Sicht des Kleinkindes etwa ist das Tischbein »böse«, das seinem Bewegungsdrang im Wege steht. Oder die Mutter, wenn sie eine ähnliche Funktion wie das Tischbein übernimmt. Entsprechend konstatiert Adorno die Entwicklungsnotwendigkeit starrer Dichotomien wie die von Gut und Böse, die »als notwendige Konstruktionen helfen, durch geistige Antizipation und grobe Strukturierung mit einer sonst chaotischen Wirklichkeit fertigzuwerden« (Adorno 1973, S. 189).

Auch hier ist aber ein Unterschied zu machen zwischen groben Tendenzen und rigider Spaltung. Erst eine Perspektivverengung der letzteren Art dürfte maßgeblich dafür sein, dass solche Erfahrungen eine affektive Repräsentanz des Bösen hinterlassen, die auch später noch – dekontextualisiert – virulent sein kann<sup>22</sup>.

Die jeweiligen konkreten Erscheinungen verdecken aber möglicherweise das Wesentliche – oder besser das Wesenlose –, nämlich etwas das gar nicht da ist, sich aber als Nichts zwischen die Phänomene schiebt – wodurch sie zu Atomen werden. Damit ist gemeint, dass sich solche Schemata wie die Dichotomie von Gut und Böse mit der un-symbolisierten bzw. wegen der entsprechenden Übermächtigkeit kaum symbolisierbaren Erfahrung einer antagonistischen Gesellschaftsstruktur konkretistisch verbinden und erst hieraus ein entsprechend explosives Gemisch entsteht.

Was das Kleinkind nicht besser wissen – respektive rekonstruieren – kann, wird später in einer analog erscheinenden Umwelt unter Umständen rationalistisch zementiert. Die unüberbrückbare Differenz konstituiert eine Identität, die aus dem Gesamt herausgehoben und gewissermaßen entwurzelt ist. So sie sich mit sozial akzeptierbarem Bildmaterial zu verbinden vermag und nicht sonderlich auf Herz und Nieren getestet wird, scheint sie stabil. Ihre tatsächliche Instabilität zeigt sich dem Außenstehenden plötzlich, nämlich wenn der imaginäre Halt im gesellschaftlichen Ganzen verloren geht und es

---

<sup>22</sup> Die Frage ist allerdings, inwiefern Erfahrungen räumlich konvergiert werden können oder das binäre Muster bestehen bleibt: als Spaltung im Ich.

unter dem Einfluss hervortretender Entwicklungsaporien zur Kernschmelze der Gewalttat kommt.

Dann ist schnell die Rede davon, dass es sich um »Einzeltäter«, um marginale, isolierte Menschen, um »Schwache« oder »Kranke« handelt. Im Zusammenhang mit der Mordserie des sogenannten »Nationalsozialistischen Untergrund«, der 10 Menschen, größtenteils Migranten, zum Opfer fielen, äußert etwa Wilhelm Heitmeyer sein Entsetzen darüber, »dass viele – insbesondere in der etablierten Politik – so tun, als ginge es um ein paar Außenseiter in einer sonst intakten und humanen Gesellschaft. So leicht lassen sich Gut und Böse aber nicht trennen. Die Terroristen Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe schöpfen ihre Legitimation zur Gewalt aus einem Vorrat an menschenfeindlichen Einstellungen in der Bevölkerung« (Heitmeyer 2011, S. 71).

Die Ambivalenz gesellschaftlicher Zusammenhänge wird hier wohl gerne von denen ausgeblendet, die sich nach einfach durchzuführenden Problemlösestrategien sehnen. So lässt sich leicht ein parates rationalistisches Schema aktivieren, nachdem ein linearer Kausalzusammenhang zwischen der Gewalttat und der ausgrenzenden bzw. strafverfolgenden Reaktion konstruiert werden kann.

Man könnte aber auch auf die These verfallen, ob nicht eine Gesellschaft der Ordnung, der Gesetzlichkeit, der Nützlichkeit nicht zwangsläufig das nicht mehr Tolerierbare als konstitutives Außen braucht und es so evoziert. Das implizierte dann eine Art Zirkularität, insofern das Böse erst den »guten Bürger«<sup>23</sup> konstituiert: wie in Adornos konstruiertem Mythos der rationalistischen Kultur muss »[d]as zu fressende Lebewesen [...] böse sein« (Adorno 2003c, S. 33). Die Aggression bedarf zunächst der – altruistischen – Legitimation. Das ist dann die Voraussetzung des *zoon politicon*, das so seine Selbsterhaltungs- und andere weniger schmeichelhafte Interessen dem Schleier des Nichtwissens überantworten kann (a. a. O.). Freud nannte dies »Triebentmischung«.

## 2.5 Normalität, Spaltung, Narzissmus

Ich möchte nun zunächst noch auf den Nutzen der dargestellten Spaltung als – psychoanalytisch gesprochen – »sekundären Krankheitsgewinn« für den Normalbürger kom-

---

<sup>23</sup> Vgl. Arno Plack, der etwa schreibt: »Der Mord mit Genehmigung des Staates ist die geheime Sehnsucht der Vielen, die das Böse, zu dem es sie drängt, nicht ohne ein gutes Gewissen tun wollen« Plack 1970, S. 323.

men und die damit verbundene Arretierung, die im Begriff des Monströsen liegt und die »Normalität« enthistorisiert.

Der Antisemitismusforscher Wolfgang Benz sagte in einem Interview, es gehöre „zum Wesen des Vorurteils, dass man andere stigmatisiert, dass die Mehrheit ihr Selbstbewusstsein wesentlich dadurch konstituiert, dass es andere gibt, die schlechter sind, die anders sind, die nicht diese herrlichen Eigenschaften, die die Mehrheit auszeichnet, haben“ (Benz 2012). Zimbardo spricht von der »bequemen Trennung zwischen Ihrer eigenen ›guten und perfekten Seite‹ und der ›bösen und niederträchtigen Seite‹ der Anderen« (Zimbardo 2012, S. 1). Begriffe wie Gruppen-Narzissmus (Fromm 1999, S. 211) oder Gruppencharisma (Elias und Scotson 1993, S. 17) sind hier einschlägig.

Freud meinte dazu, es sei »immer möglich, eine größere Menge von Menschen aneinander zu binden, wenn nur andere für die Äußerung der Aggression übrig bleiben«. Das nannte er den »Narzissmus der kleinen Differenzen« (Freud 2000a, S. 243).

Sind wir also vielleicht heimlich froh darüber, wenn uns die Gewalttat einen Grund liefert, auszugrenzen und die Gewalttat als Negativ unsere eigene Positivität sich abzeichnen lässt?

Marginale Unterschiede im Habitus, in den sittlichen Gepflogenheiten können genügen, um diesen »Narzissmus der kleinen Differenzen« ins Spiel zu bringen. Die Unkenntnis der im Übrigen kontingenten Verhaltensregime führe, wie Elias und John Scotson in einer Studie postulieren, zu einer unüberwindbaren Wir-Sie-Dichotomie (Elias und Scotson 1993, S. 38–39). Dadurch werde zugleich der Selbstwert der Ingroup an die Selbstkontrolle gebunden, während der entsprechend fällige Lohn, die Affirmation durch die Gruppe, verleugnet wird, vielmehr der Wert des Selbst wie der Gruppe als selbstevident, als begründungslos gegeben herausgestellt wird. Daraus ergibt sich kongruent auch die Selbstevidenz und Unbegründetheit des Bösen als Nichtzugehöriges.

Abstrakt könnte man eine solche Weltsicht als eine »digitale« betrachten, welche also nur aus den Zuständen 1 und 0 besteht. Wir sind 1, bis wir an eine verborgene Grenze stoßen, die uns plötzlich und unvermittelt zu einer 0 macht, einer *persona non grata*: »ausgestossen, unwürdig, verunreinigend« (Nietzsche 1999a, S. 167). Zugleich macht uns die 0, die wir nicht sind, zu einer 1. So wird die bloße Gruppenzugehörigkeit – oder eine Negativität, die (nach vorherrschender Auffassung) nicht »gestört« zu sein – schon zu einer Art Leistung, die Anerkennung hervorruft bzw. hervorrufen soll.

Diese Struktur der Trennungen (Keller 1998, S. 16), die die horizontale Ebene des Raums (der Beziehungen) beherrscht bzw. diese in gewisser Weise zerstört (indem nämlich der Raum nicht mehr Äquivalent von Beziehungen, sondern wesentlich abstrakt bzw. »leer« ist), findet sich wie bereits angedeutet auch auf der vertikalen Ebene der Zeit, des Geschehensablaufs als permanentes Werden, das ebenso entdynamisiert bzw. zerstückelt wird. Hier neigen wir dazu, Ereignisse als singulär zu betrachten oder allenfalls aktuellere Ereignisse mit früheren auf lineare Weise in Verbindung zu bringen, wobei noch ein Unterschied darin besteht, ob äußere oder innere Einflüsse als Kausalfaktoren bevorzugt werden.

Ist der Mörder sexuell missbraucht worden? Ist er in der Schule gemobbt worden? Hat er Tiere gequält oder getötet? Ist er homosexuell (und hat sich dafür geschämt)? Ist er irgendwie deviant veranlagt? Ist er psychisch gestört? Gibt es entsprechende Häufigkeiten in seiner Familie? Ein solches Denken verweist auf eine ähnlich atomistische Struktur wie sie auch auf der horizontalen Ebene der Beziehungen feststellbar ist – das gesamte Sein ist auf selbstidentische Entitäten rückführbar, die höchstens »wechselwirken«. Daraus ergibt sich dann so eine Art Lego-Land, dessen einzelne Bausteine nur ermittelt werden müssen, um zu Gewissheit zu kommen, eine Gewissheit die auf andere Weise auch der Attentäter sucht.

Dieser Wahrnehmungsstil steht in der Tradition des Eleatischen Monismus – der Dichotomie zwischen dem Seienden und dem Nichtseienden, die unter bürgerlichen Vorzeichen zur Dichotomie zwischen dem Normalen und seinem Negativ, des Monströsen mutiert ist.

So nimmt eine Gesellschaft Gestalt an, für die der Bereich verdichteter, »ungewordener« Normalität ein hohes Gut darstellt. Was sich nicht dieser Normalitätsmatrix fügt, wird entweder passend gemacht – »identifiziert« – oder als nicht identisch abgelehnt. Es gibt keine Übergänge, keine Transformationen, keine Kontingenzen.

Positives Selbstwertgefühl resultiert so aus Durchschnittlichkeit, aus der Selbstbejahung als normal, die gebunden ist an die Annahme, dass es da andere gibt, die nicht normal sind (Link 2009, S. 126–127).

## **2.6 Das Monströse als das konstitutive Außen der Normalität**

Das Bemühen, Teil dieser Normalität, dieses narzisstischen Geheges zu sein als eine Art sozialer Einebnung, schafft unweigerlich den »fremden Anderen« an den verleugneten

Grenzen dieser Normalität, die ja Totalität beansprucht. Dieser Bereich ist traditionell mit dem Begriff des Monströsen besetzt, das aber unter neuzeitlichen Vorzeichen einen gewissen Bedeutungswandel erfahren hat.

Das Monströse in seiner zeitgemäßen Form lässt sich zunächst negativ beschreiben – als das, was sich der Mess- und Vergleichbarkeit (also dem Tauschprinzip) entzieht, und sei es auch nur für einen Moment – bevor wir eben den Schrecken mit einem Wort bannen können und ihm so nicht mehr unmittelbar ausgeliefert sind.

Für diesen Moment überwältigt der Schrecken eines Blutbads in einem Klassenraum, in der Nachbarschaft, in einer Alltagssituation. Das Unerklärliche nimmt uns in Geiselhaft. Wir können es nicht glauben, was uns das über die Massenmedien mitgeteilt wird. Dass uns im Übrigen Gräuel, die mit dem Wort »Krieg« umzäunt sind, häufig wesentlich weniger erschrecken, deutet meines Erachtens darauf hin, dass gerade die Disparität zur »Normalität« der Umgebung wesentliches Moment des Schreckens ist. Das Unerwartete traumatisiert, wie Freud betont hat (2000h).

Ein Wort wie »Amokläufer« oder eben – und allgemeiner –: Monster wirkt dagegen als magische Beschwörung bzw. gleich einer Umrechnung in ein Referenzsystem, das »das Unbekannte zum Unbekannten einer Gleichung« und damit zum immer schon Bekannten macht (Horkheimer und Adorno 1989, S. 38) und erleichtert, indem es ein Phänomen eingrenzt und es zu einer handhabbaren Sache macht – genauer, indem es ein solches grammatikalisch so behandelt, wie handhabbare Sachen behandelt werden. Nietzsche spricht denn auch von »Sprachmetaphysik«, die das dinghafte Sein überall als Ursache hineindenkt (Nietzsche 1999d, S. 77). Die Dinghaftigkeit wiederum ist Voraussetzung von Kausalität und diese schon als solche beruhigend, denn impliziert ist ein Ausweg aus der Ohnmacht: »Etwas Unbekanntes auf etwas Bekanntes zurückführen, erleichtert, beruhigt, befriedigt, giebt ausserdem ein Gefühl der Macht. [...] [I]rgend eine Erklärung ist besser als keine« (Nietzsche 1999d, S. 93).

Etymologisch verweist der Begriff des Monsters (als dessen Derivat Begriffe wie »Amokläufer« erscheinen mögen) einerseits auf das lateinische *monstrare*, das *zeigen*, *hinweisen* bedeutet bzw. *monere*, für das *warnen* steht. Daraus leitet sich das lateinische Wort *monstrum* ab, das die Bedeutung von *Wunderzeichen* bzw. *Ungeheuer* oder *Mißgeburt* hat.

Nach Hagner handelte es sich bei Monstrositäten um »völlig disparate Wesen« – in der Antike etwa um »Halbgötter, mythologische Kreaturen und Fabelwesen am Ende der

Welt« (Hagner 1995, S. 7). In der frühen Neuzeit waren es körperliche Deformationen, die als monströs galten. Die westliche Moderne schaffte es Hagner zufolge allerdings auch, »Menschen, die keinerlei körperliche Mißbildungen aufwiesen, zu Monstren umzudeuten« (a. a. O.).

Der Theologe David Frankfurter betont neben dem Schrecken auch die Faszination der Andersartigkeit:

Das Konstrukt des sozial Anderen als kannibalischer Wilder, als Dämon, Zauberer, Vampir oder einem Amalgam daraus basiert auf einem beständigen Fundus von Inversionssymbolen. Die Geschichten, die wir über Menschen am Rande der Gesellschaft erzählen, handeln von deren Unzivilisiertheit, libertitären Sitten und Monstrosität. Gleichwohl beschäftigt uns die Verbindung aus Entsetzen und Nervenkitzel, die Betrachtungen dieser Andersartigkeit bei uns auslösen ... (Zimbardo 2012, S. 3).

Entsprechend doppeldeutig lassen sich auch die hier zu diskutierenden »moralischen Monstrositäten« einordnen, die auffällig kontrastieren zum Selbstverständnis des Normalbürgers. Auch diese faszinieren, und die damit zusammenhängende Medienpräsenz dürfte hier auch eine evokative Kraft entfalten.

Diese Faszination hängt möglicherweise damit zusammen – und dies möchte ich als These festhalten –, dass solche Erscheinungen auf etwas *Abgespaltenes im Selbst des »Normalen«* verweisen und so eine unbewusste *Hoffnung auf die Überwindung dieser Spaltung* evoziert wird. Das wäre die geheime Konspiration. Die Faszination muss gleichwohl verbal aufs Schärfste zurückgewiesen bzw. rationalisiert werden. Die Rationalität kommt hier also ins Spiel und wird weiter unten noch näher zu diskutieren sein. Hier möchte ich erst einmal auf Michels Foucaults Perspektive auf das gesellschaftliche Außen zu sprechen kommen.

## **2.7 Strafjustiz, Psychiatrie und ihr Drittes**

Der französische Philosoph Michel Foucault, bekannt durch seine Forschungen zu Sexualität und Macht, hat sich auch mit Erscheinungsweisen des Monströsen beschäftigt. Sein Forschungsschwerpunkt war dabei insbesondere das sich im Zusammenhang mit monströs anmutenden Straftaten konstituierende Verhältnis von Strafjustiz und Psychiatrie. Hier zeigen sich insbesondere die Probleme, die auftreten, wenn zwei in sich geschlossene, vom Außen abgetrennte Einheiten, »autopoietische« Systeme sozusagen, miteinander kooperieren wollen und wie sie dabei ihre eigenen Voraussetzungen permanent in Frage stellen und dies entsprechend verleugnen müssen.

In einem Seminar hatte Foucault sich hier beispielsweise mit dem Fall Rivière beschäftigt. Der 20jährige Pierre Rivière hatte am 3. Juni 1835 seine Mutter, seine Schwester und seinen Bruder mit einer Axt grauslich zerhackt. Dies ist in einem Dossier dokumentiert, das auch einen im Gefängnis verfassten Bericht von Rivière selbst enthält und das von Foucault (mit Kommentaren versehen) 1973 herausgegeben worden ist. Der Fall hatte Foucault besonders deshalb interessiert, weil er in die Zeit der »Diskussion über die Anwendung psychiatrischer Begriffe in der Strafjustiz« fiel (Foucault 1975, S. 8). Hier hatte man insbesondere versucht, frühere Auffälligkeiten des späteren Mörders im Lichte der Tat als Emanationen des Wesens des Beschuldigten zu interpretieren, wie es dann in der Tat kulminierte.

Die Identität von Täter und Tat spielt auch in einer posthum als Buch veröffentlichten Vorlesungsreihe über *Die Anormalen* eine Rolle. Hier zeigt Foucault im Zusammenhang mit einer Reihe ähnlicher Fälle einen Bedeutungswandel des Begriffs des Monströsen im Frankreich der bürgerlichen Moderne auf. Der seinerzeitige professor am Collège de France geht davon aus, »dass sich für das 17. Und 18. Jahrhundert sagen lässt, dass die Monstrosität als natürliche Manifestation einer Wider-Natur, ein kriminelles Moment an sich hatte« (Foucault 2008, S. 108). Daher sei der »Begriff des Monsters [...] im Wesentlichen ein Rechtsbegriff« mit dem Gesetz als Bezugsrahmen, wobei Foucault hier einen weiten Rechtsbegriff im Sinne einer Verletzung der Gesetze von Gesellschaft und Natur verwendet (a. a. O., S. 76).

Das Monster erscheint dabei als »Grenze«, als »Moment der Umkehrung des Gesetzes«, als »Ausnahme« und als dasjenige, »was das Unmögliche mit dem Verbotenen kombiniert« (a. a. O., S. 77). Man gestand jedoch »den spontanen Mechanismus einer verwirrten, gestörten, widersprüchlichen Natur als Grundlage des Verbrechens nicht zu« (ebd, S. 109).

Die Gründe dafür liegen nach Foucault in der »Ökonomie der Strafmacht« bzw. in der Verletzung der Rechte des Souveräns (a. a. O.). Dessen Rache in Gestalt der Bestrafung war zugleich die ritualisierte »Wiederherstellung der Integrität der Macht« (a. a. O., S. 110): »Das Hauptstück dieser Ökonomie war nicht das Gesetz des Maßes, sondern das Prinzip exzessiver Manifestation« (a. a. O., S. 111). Diese Manifestation konnte aber auch ausbleiben und dies ist ein wesentlicher Unterschied zur späteren Entwicklung. Diese Entwicklung hatte schließlich dazu geführt, dass sich im 19. Jahrhundert die Perspektive auf das Verhältnis zwischen Monstrosität und Kriminalität umgekehrt hatte und et-

was hervorgetreten war, »was man den systematischen Verdacht einer aller Kriminalität zugrundeliegender Monstrosität nennen könnte« (Foucault 2007, S. 108). Der Kriminelle ist also per se etwas ganz anderes als der Normalbürger.

Diese Umkehrung versucht Foucault zu verstehen und verweist dabei auf die bürgerliche Revolution, die er als »Erfindung einer neuen Technologie der Macht mit den Disziplinen als ihren wesentlichen Bestandteilen« charakterisiert (a. a. O., S. 117). Hierfür ist ihm »das Strafrecht und die Organisation der Strafmacht« beispielhaft: »Die lückenhafte Rechtsprechung verschwindet zugunsten eines Justiz- und Polizeiapparats, eines Überwachungs- und Bestrafungsapparats, der keinerlei Diskontinuität in der Ausübung der Strafmacht mehr zulassen wird« (a. a. O.). Wir finden hier also die Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft mit der des geschlossenen Systems verknüpft, wie sie auch in der Gesellschaftsanalyse Adornos zentral ist.

Dies schließt eine Veränderung der Strafökonomie ein, die Foucault an der Einführung einer Maßeinheit zur Umrechnung von Verbrechen in Strafe festmacht. Diese Maßeinheit besteht im verfolgten Interesse bzw. dem Grund des Verbrechens, woraus sich dann im Übrigen auch Fragen der Prävention herleiten lassen (a. a. O., S. 117-118). Wir sehen also, der später wie oben dargestellt als strahf hindernd verpönte Grund, die Ratio der Straftat, ist hier noch Voraussetzung der Strafbarkeit, was einen Wandel des Gesellschaftscharakters impliziert.

In dieser Entwicklung ist insbesondere der (hypothetische) Gesellschaftsvertrag als konstitutives Moment der bürgerlichen Gesellschaft von Bedeutung (a. a. O., S. 198 ff.). Die Theorie des Gesellschaftsvertrags ist zugeschnitten auf die Figur des rationalen Akteurs, der als Vertragspartner in Erscheinung tritt und sich seiner Interessen in jedem Moment voll bewusst ist. In seinem Interesse würde er gesetzte Normen dann nicht brechen, wenn die Kosten den Nutzen überstiegen. Wird der Vertrag dennoch verletzt, ergibt sich für die Gesellschaft daraus das Recht zu strafen. Strafbarkeit basiert daher auf einer »Mechanik des Interesses« bzw. einer »neuen Ökonomie der Strafmacht« (a. a. O., S. 150), die auf rationale bzw. objektive Gründe für die Vertragsverletzung abstellt: »Das Interesse, das zu einem Verbrechen führt, läßt es einsichtig und zugleich strafbar werden« (a. a. O.).

Als Beispiel für diese Konfiguration berichtet Foucault den Fall einer Frau, die während einer Hungersnot »ihre Tochter getötet, zerteilt, gekocht und aufgegessen hat« (a. a. O., S. 146). Die Rationalität der Tat besteht hier im Hunger als Beweggrund – »in jedem Fall

ausreichend, um ein Kind zu essen!« (a. a. O.). Diese Art von Rationalität haben wir schon kennengelernt – im Eislinger Fall war es die beabsichtigte Inbesitznahme des Familienvermögens, die den Familienmord hat ausreichend verständlich erscheinen lassen<sup>24</sup>. Die Täter waren ja offenbar davon ausgegangen, dass sie nicht entdeckt werden würden.

Auch der wahnsinnige Täter ist nicht weiter problematisch, stellt das Recht in seiner Erscheinung als nach außen abgeschlossenes, autopoietisches System nicht in Frage. Foucaults Beispiel hierfür ist der Fall eines Mannes, der zwei ihm unbekannte Kinder ermordet hatte, weil er sie für Kinder der königlichen Familie gehalten hatte und »entwickelte hierherum diverse Themen, Meinungen und Behauptungen, die alsbald in dem Register des Deliriums, der Illusion, der Fehleinschätzung, also des Wahnsinns abgebucht werden konnten« (a. a. O., S. 146-7).

Probleme wirft demgegenüber der Gesetzesbrecher auf, der quer zu dieser Apparatur steht, das System sprengt und das heißt: trotz hoher Kosten Verbrechen verübt, ohne davon auszugehen, dafür nicht zur Verantwortung gezogen zu werden. Foucault interpretiert diese Konfiguration aus der Perspektive des Gesellschaftsvertrags als ein sich widersprechendes Interesse, das sich in der Straftat äußert, insofern die Verbindung mit den Anderen und der Verzicht auf die Selbstbehauptung als Einzelner zu den »unterzeichneten« Vertragsbedingungen gehörten (a. a. O., S. 120). Man müsste wohl noch hinzufügen: soweit das entsprechende Handeln öffentlich zu werden droht. Hier lässt sich also auch wieder das Moment der Spaltung erkennen, das auf eine Diskrepanz zwischen »erster« und »zweiter« Natur verweist bzw. im Freudschen Sinne zwischen Natur und Kultur. Diese Entgegensetzung dürfte, wie ich kurz einschieben möchte, etwas euphemistisch sein, insofern durch sie die entwertete bzw. als »Chaos« {Adorno 2003 #356C: 32 denunzierte »erste« Natur zur Verwendung als Endlager für die destruktiven

---

<sup>24</sup> Reemtsma (2008) hat mit Nietzsche solchen Rationalismus hinterfragt. Bei Nietzsche heißt es: »So spricht der rote Richter: ›Was mordete doch dieser Verbrecher? Er wollte rauben.‹ Aber ich sage euch: seine Seele wollte Blut, nicht Raub: er düstete nach dem Glück des Messers! Seine arme Vernunft aber begriff diesen Wahnsinn nicht und überredete ihn. ›Was liegt an Blut!‹ sprach sie; ›willst du nicht zum mindesten einen Raub dabei machen? Eine Rache nehmen?‹« Nietzsche 1999a, S. 46. Reemtsma verbindet dies mit seinem Begriff der *autotelischen Gewalt*, der Gewalt also, die keinen transzendenten Zweck hat. Ich halte jedoch dafür, dass man hier von einer Spaltung des zwecksetzenden Ichs ausgehen muss wie von einer – wie der psychoanalytische Begriff lautet – primärprozesshaften (unbewussten) »Denkweise« mit einer starken sexuellen Konnotation. Dazu aber weiter unten ausführlich.

Abfallprodukte der »zweiten«, der bürgerlichen Kultur präpariert wird und die dann als wiederkehrendes Verdrängtes zum täglich grüßenden Murmeltier wird.

So kehrt die durch den Gesellschaftsvertrag ausgeschlossene »irrationale« Natur wieder »ins Innere des Gesellschaftskörpers« zurück. Das impliziert Vorstellungen, die Kriminalität – speziell auch unter dem Eindruck des Darwinismus – als einen Atavismus, als die Rückkehr zu einem archaischen Zustand vor jeder Gesellschaft und zugleich als widernatürlich betrachten: »Ist der Kriminelle nicht eben die widernatürliche Natur? Ist er nicht das Monster?« (Foucault 2008, S. 120 f.).

Man könnte ihn als eine neue Form von Monstrosität bezeichnen könnte: den »motivlosen« Verbrecher, der gegen seine eigenen Interessen handelt, ohne dement zu sein. Dieser Fall stellt die Gültigkeit der axiomatischen Grundlage des Systems in Frage. Das am rationalen Akteur anknüpfende Strafrecht gerät somit in eine Zwangslage, wenn jemand trotz offenbar nicht gestörter Denkfähigkeit so ganz und gar gegen seine Interessen handelt, da hier die Strafbarkeit suspendiert ist.

Ich habe weiter oben auf die jetztzeitlich orientierte Perspektive Eagletons hingewiesen, der den mangelnden Grund geradezu zur Voraussetzung der Strafbarkeit macht. Diese Diskrepanz scheint mir aber wesentlich mit einer anderen Logik verbunden zu sein, deren Herkunft bei Foucault entwickelt wird und worauf ich im Folgenden kurz eingehen werde. Vorausschicken möchte ich allerdings, dass wohl die Pluralisierung von Logik bzw. Rationalität, wie sie sich hier andeutet, schon einen Skandal und eine Art Monstrosität darstellt, da doch die Logik nur als Totalität ihren ubiquitären Herrschaftsanspruch aufrechterhalten kann.

Als paradigmatisch führt Foucault einen Fall aus dem Jahre 1826 an, der eine Hausangestellte betrifft, die im vollen Bewusstsein ihres Tuns und dessen obligatorischer Folge, der Todesstrafe, einen Kindsmord beging: »Das war so eine Idee« (a. a. O., S. 147 f.). Was hier vor allem fehlt, ist die Nachvollziehbarkeit, die Einsichtigkeit der Tat, die Foucault als strafbegründend darstellt (a. a. O., S. 153).

Das bürgerliche Strafrecht fokussiert den rationalen Akteur, der über seine Interessen gesteuert werden kann. Als höchstes Interesse gilt dabei das eigene Leben. Henriette Cornier war sich aber offenbar bewusst, dass der Mord an dem Kind ihren Tod zur Folge haben würde. Sie hatte also einerseits gegen ihr eigenes Interesse gehandelt, musste als irrational gelten. Andererseits hatte sie dies aber bewusst getan; der psychiatrisch einschlägige Fall der Demenz war offenbar nicht gegeben. Dieser Fall, den Foucault hier als

Reinform der entsprechenden Problematik auszeichnet, stellte die Mechanik des Rechts vor ein unlösbares Problem: Die fehlende Demenz müsse zur Anwendung des Strafrechts (des damaligen Frankreich) führen, während die Uneinsichtigkeit der Tat dies ausschließe. Foucault spricht hier von »Zusammenbruch, Lähmung und Blockade der Strafmechanik« (Foucault 2007, S. 153 f.). Die grundlose Tat lässt dieses System in die Krise geraten. Sie ist aber, wie Foucault zeigt, zugleich Ferment der Etablierung der Psychiatrie als medizinische Wissenschaft, ihrer Emanzipation von der bloßen »Irrenverwaltung«.

Die Aporie der mangelnden Rationalität der Tat, nicht aber des Täters führte nun zu »eine[r] ganze[n] Serie von Operationen«, die teils »in gewisser Weise den fehlenden Grund für das Verbrechen zu maskieren suchen, um die Vernunft hochzuhalten bzw. die vernünftige Verfassung des Verbrechers nachzuweisen« teils im Gegenteil »die Abwesenheit von Vernunft, das fehlende Interesse als Einsatzpunkt für die psychiatrische Intervention« (a. a. O., S. 148) zu behaupten<sup>25</sup>. Die sich hier spiegelnde »Zweideutigkeit« verschafft der Psychiatrie erheblichen Einfluss im Strafprozedere, jedoch mit der unbequemen Position verbunden, es »mit einer irrationalen Tat zu tun zu haben, die von einem vernunftbegabten Subjekt begangen wurde«, sich also der Analyse entziehe (a. a. O., S. 153). Ihr Diskurs aber, obwohl explizit durch das Strafrecht angerufen, wird von diesem nur halbherzig aufgegriffen, bleibt einem hin und her überlassen, das die justizielle Verlegenheit eher unterstreicht als überwindet (a. a. O., S. 154).

Hier lässt sich meines Erachtens eine erstaunliche Kontinuität zur Gegenwart erkennen. Mir scheint nämlich, dass der aktuelle Fall des Eislinger Familienmordes auch wieder diese Zweideutigkeit dokumentiert, ohne dass die Differenz der Zeit, des Landes, des Strafsystems daran etwas ändern würde. Der Gutachter verbleibt im Uneindeutigen und erleichtert damit dem Richter, die Mechanik des Strafsystems in Gang zu setzen, sich mit gewisser Erleichterung von der Wirklichkeit und deren Kontingenz und Zweideutigkeit abzuwenden und stattdessen in den hell erleuchteten systemischen Innenraum, in das »System selbstgemachter Begriffe« (Adorno 2003c, S. 305) zu flüchten.

Aber hatte nicht Sokrates schon seinen justiziellen Verfolgern ihren penetranten Allwissenheitsdünkel vorgeworfen?

---

<sup>25</sup> Man muss hier berücksichtigen, dass es hierbei um die Abwendung der Todesstrafe ging und sich ganz andere Fragen stellen, wenn die Todesstrafe nicht mehr die obligatorische Folge von Kapitalverbrechen ist.

Da sich aber Psychiater nicht lediglich als Feigenblatt der Justiz verstehen, kommt es immer wieder zum Stottern der Maschinerie, und hier ist es natürlich der aufsehenerregende Fall des Anders Behring Breivik, der den Widersinn von Statik und Dynamik augenfällig werden lässt.

Der Massenmörder von Oslo und Utøya, sich als Nachfahre der Kreuzritter wähnend, hatte die psychiatrische Zunft vorgeführt, die sich nicht einigen konnte, ob er denn »verrückt« (im Sinne von psychotisch) oder »normal« (im Sinne von narzisstisch) sei. So nahm denn das Gericht widerwillig Breiviks Partei und erklärte ihn wunschgemäß für normal.

Das erste Gutachterpaar hatte eine »paranoide Schizophrenie« diagnostiziert, die es, dem Glaubensbekenntnis der Zunft entsprechend, naturalistisch verstand<sup>26</sup>. Die Psychiater Husby und Sørheim konnten deshalb, wie sie schreiben, »[a]ls Fachleute [...] in der Kindheit und Jugend des Angeklagten keinerlei Fehlentwicklungen erkennen und sehen daher auch nicht, dass auf den Angeklagten die Kriterien einer Verhaltens- oder Entwicklungsstörung nach dem Diagnoseklassifikationssystem ICD-10 anzuwenden wären« (Orange 2013, 723).

Aber das löste einen öffentlichen Sturm der Entrüstung aus; wir erinnern uns: das zu erlegende Lebewesen muss böse sein. Ein defektes Lebewesen ist nicht böse, es ist gar nicht. Weil auch mehrere Psychologen, die mit Breivik in der Haft zu tun hatten, dem Verdikt »geisteskrank« widersprachen, gab das Gericht ein weiteres Gutachten in Auftrag, das dann erwartungsgemäß Breivik »Normalität« (im Sinne einer entwicklungsbedingten Persönlichkeitsstörung) bescheinigte.

## **2.8 Von der grundlosen zur triebhaften Tat**

Kehren wir zurück zu Foucault bzw. zum Fall Cournier. Der durch die grundlose Tat bewirkte systemische Kollaps bzw. das Nichtaufgehen der systemischen Selbstgenügsamkeit und Statik führte nun zu unterschiedlichen Bemühungen der Systemrettung. Dabei muss man aber immer so tun, als ob sich im Wesentlichen nichts ändere, das System nur neu interpretiert, aber nicht grundlegend geändert werde. Die zwei konfligierenden Strategien im Fall Cornier, aus der Aporie des Strafrechts herauszukommen, entsprechen den antagonistischen Interessen von Staatsanwaltschaft und Verteidigung.

---

<sup>26</sup> Auf die Kritik Freuds an der – kulturell konnotierten – psychiatrischen Behauptung, dass ein »kranker Geist« nur autochthon entstanden sein könne, gehe ich weiter unten ein.

Hier kommen wir nun auf die strafrechtsbezogene Genese der Figur der »Selbstidentität« als Pseudokausalität zu sprechen, wie sie sich aus Foucaults Darstellung ergibt. So versucht die Staatsanwaltschaft, die fehlende Einsichtigkeit der Tat durch eben die Gleichsetzung von Tat und Person zu ersetzen. Frau Corniers Lebenswandel wird dabei als Gegenstand der Untersuchung entdeckt, die Trennung von ihrem Mann, ihre »Liber-tinage«, zwei uneheliche Kinder, die er öffentlichen Fürsorge überantwortet wurden, kurz: wenn »es für ihre Tat keinen Grund gibt, dann ist zumindest sie selbst in ihrer Tat oder ihre Tat in diffuser Weise schon in ihrer ganzen Existenz gegenwärtig« (a. a. O., S. 163). Der Straftäter verwirklicht in der Tat also sein Wesen – eine Konstruktion, die wohl das beruhigende Schema der Kausalität evozieren soll, auch wenn diese Selbstbe-gründetheit »in Wahrheit eine *Erforschung* der Ursache hemmt und selbst ausschliesst« (Nietzsche 1999d, S. 92).

Dieser Diskurs knüpft nun unmittelbar an den Begriff des Monsters an, nur dass dieses Monster inzwischen als »banalisiertes Monster« erscheint. Man versteht, was Foucault damit meint, wenn er das Monster als »Prinzip der Erkennbarkeit« (Foucault 2008, S. 78) bezeichnet – eine bloße Tautologie, die *Explanans* und *Explanandum* verschränkt mit dem Ziel, die etablierte Struktur der Kausalerklärung anzurufen und das Nichtwissen auszuschließen.

Die andere Strategie, die der Verteidigung, griff das Vorleben der Angeklagten zwar ebenfalls auf, aber nur, um den Weg zu einer Art »moralischer Neubewertung« (a. a. O., S. 167) frei zu machen. Die Äußerung Couniers in Bezug auf den von ihr begangenen Kindsmord, »darauf steht die Todesstrafe« (a. a. O., S. 168) wird in diesem Zusammen-hang zum Beweis der moralischen Intaktheit der Angeklagten. Da damit nun aber ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Tat und handelnder Person konstruiert worden ist, muss der fehlende Wahnsinn anderswo aufgesucht werden als im *Bewusstsein* der handelnden Person, nämlich im *Handeln* selbst.

An dieser Stelle möchte ich noch kurz auf einige Gedanken Foucaults zur begrifflichen Konstruktion des Wahnsinns eingehen, die meines Erachtens auch für die Übertragung dieses Konzepts auf die Pathologie des Handelns von Bedeutung ist.

Die Einschreibung des psychiatrischen Diskurses in den justiziellen erforderte, so Foucault, zunächst eine doppelte Kodierung des Wahnsinns – einerseits als Krankheit und andererseits als Gefahr (a. a. O., S. 155 f.). Dazu habe der Wahnsinn aus seinem Kon-

text gelöst werden müssen, aus seinen Verweisungszusammenhängen und diese künstliche Isolierung erst schaffe seine Monstrosität, die wiederum Gefährlichkeit impliziere. Die isolierende Konstruktion des Wahnsinns wird von Foucault im Zeitraum zwischen 1840 und 1870-75 verortet und mit der Herausbildung dreier neuer Bezugsgrößen verbunden, einer administrativen, einer familiären und einer politischen. Während die administrative Bezugsgröße den Wahnsinn an einer zwingenden Ordnung anstatt an einer gemeinsamen Wahrheit messe, löse die familiäre denselben aus den unmittelbaren Beziehungen und den damit verbundenen Affekten und Gefühlen heraus. Schließlich isoliere die politische Bezugsgröße den Wahnsinn von Gegebenheiten wie sozialer Stabilität und Immobilität (a. a. O., S. 204).

Diese künstliche Isoliertheit des Wahnsinns spiegele sich merkwürdig in jenen Taten, bei denen der Grund jenseits des Bewusstseins zu suchen ist. Jene vernunftwidrigen Taten wie die der Henriette Cornier verweisen nun auf »etwas wie eine Energie, eine ihrer Absurdität immanente Energie, eine Dynamik, deren Träger diese Tat ist und die sie trägt. Man hat eine Kraft anzuerkennen, die eine innere Kraft ist« (a. a. O., S. 169). Im Gutachten des Arztes Marc ist von »unwiderstehlicher Richtung«, »unwiderstehlicher Affizierung«, »fast unwiderstehlichem Wunsch« die Rede (a. a. O., S. 170). Foucault betont, dass eine solche Argumentation sich ziemlich weit »von der Mechanik der Interessen entfernt«, wie sie für das Strafsystem einmal konstitutiv war (a. a. O.).

Stattdessen kommt hier etwas ins Spiel, das obzwar schon benannt, erst allmählich auch begriffliche Fassung erhält – der *Trieb*, der untergründig die beobachtbaren Phänomene steuert. Der Gutachter im Fall Cornier nennt den Trieb eine »delirante Tat« (a. a. O., S. 171) und Foucault betont immer wieder, was für ein Systembruch sich hier ankündigt, insofern nach herkömmlicher Auffassung das Delirium – der Zustand der Verwirrtheit, der Irrtums – nur Grundlage der Tat sein kann, aber nicht die Tat selber (a. a. O., S. 171-2):

Mit Henriette Cornier taucht ein Mechanismus auf, durch den sich eine Tat, deren jurisdiktorischer, medizinischer und moralischer Skandal eben in ihrer Grundlosigkeit liegt, in eine Tat umkehrt, die der Medizin und dem Recht in dem Maße spezifische Fragen aufgibt, wie sie aus einer triebhaften Dynamik herrührt. Von der grundlosen Tat ist man zur triebhaften Tat gelangt (a. a. O., S. 173).

Das Monströse als Disparität, die diesem Begriff entsprechende Lücke der grundlosen Tat wird übersetzt in eine »gewisse morbide Dynamik der Triebe« (a. a. O.). Der Trieb, »Bedingung der Möglichkeit des Auftauchens, der Konstruktion und des regelmäßigen Gebrauchs eines Konzepts innerhalb einer Diskursformation« wird »der große Vektor

des Problems der Anomalie oder sogar der Operator sein, dank dessen die kriminelle Monstrosität und der einfache pathologische Wahnsinn ihr Koordinierungsprinzip finden werden« (a. a. O., S. 173-4). Das Konstrukt des Triebes hilft also, das Außerhalb des systemischen Inneren zu bannen, über den fehlenden Grund stillschweigend hinwegzusehen, die Frage selbst zur Antwort zu machen.

Hingegen wird nun die Achse des Willkürlichen und des Unwillkürlichen alle Aufmerksamkeit absorbieren, deren Einführung Foucault mit dem Namen des Psychiaters Bailarger und dem Zeitraum 1845-47 verbindet (a. a. O., S. 206). Damit ist nun ein immer bedeutender werdendes Regularium der bürgerlichen Gesellschaft eingeführt – die *Fähigkeit zur Selbstkontrolle*, die zum maßgeblichen Kriterium zur Beurteilung von psychischer Gesundheit bzw. Krankheit wird und schließlich überhaupt von einer *Kultur der Kontrolle* (Garland 2008) sprechen lässt.

Die Umstellung des psychiatrischen Interesses von der Wirklichkeitsverkenning hin zur Frage der Selbstkontrolle ermöglichte eine neue Basisorganisation der Psychiatrie im Hinblick auf die Psychosymptomatologie. Statt des Deliriums rückt das *Verhalten* in den Mittelpunkt sowie dessen Abweichung »von den Regeln der Ordnung und der Konformität, die auf der Grundlage administrativer Regelungen oder familiärer Verpflichtungen oder politischer und sozialer Normativität definiert werden« (a. a. O., S. 208).

Der Wahn und dessen Entsprechung im Verhalten werden so als isolierte, »verdinglichte« Entitäten geformt<sup>27</sup>. Hierbei sind die Dimensionen der Abweichung (Abstand zur Norm) sowie ihr Bezug zur Achse willkürlich/unwillkürlich (Grad des Automatismus) maßgeblich. Ist beides minimal, das Verhalten also konform und willkürlich, ist von Gesundheit auszugehen; bei zunehmendem Abstand bzw. Automatismus dagegen von Krankheit (a. a. O., S. 208-9).

Im Wahn und im abweichenden Verhalten spiegelt sich so gewissermaßen negativ das geschlossene, in sich ruhende System als Inkarnation dessen, was vielleicht entgegen Freud nur als besondere, historisch kontingente Variante von Kultur verstanden werden sollte, nicht aber als Kultur per se<sup>28</sup>. Der Antagonismus, der in Freuds Kulturanalyse

---

<sup>27</sup> Die Dualität von »Wahn« und »Fehlverhalten« verweisen auf die nämliche von »Verstand« und »Körper« und beide Dualitäten führen in eine epistemologische Aporie, wenn sie nicht transzendent – das heißt, als »Überreste« der Skotomisierung des Leibes verstanden werden.

<sup>28</sup> Die Kulturbegriffe sind Legion. Freud versteht unter »Kultur« etwa »die ganze Summe der Leistungen und Einrichtungen [...], in denen sich unser Leben von dem unserer tierischen Ahnen entfernt und die zwei Zwecken dienen: dem Schutz des Menschen gegen die Natur und der Regelung der Beziehungen der Menschen untereinander« Freud 2000a, S. 220.

das Verhältnis zwischen Natur und Kultur bestimmt, wäre dann nur spezifisches Merkmal der bürgerlichen Kultur im Sinne Adornos und deren Insistieren auf (statisch erscheinender, jedoch entsprechend Linke flexibler) Normalität.

Die Fokussierung auf das aus dem Gesamtzusammenhang herausgelöste Verhalten sowie dessen Psychiatrisierung (inzwischen mit der Neurologie als Scharnier zur Medizin) dürfte nun zu einer umfassenden Inauguration der (starren) Norm als Maßstab der Abweichung geführt haben, wobei die Norm »als funktionierende Regelmäßigkeit, als Prinzip eines angepassten und angemessenen Funktionierens« den Gegensatz zum Pathologischen, Unorganisierten, Dysfunktionalen darstellt (a. a. O., S. 213). Jedes Verhalten kann somit psychiatrisiert werden (a. a. O., S. 109). Es kann auf innere Monstrosität verweisen.

Im Hinblick auf die hier virulente normative Ebene der politischen Auseinandersetzung spricht Foucault von einer »psychiatrisch-psychologischen Diskriminante« die die zeitlich vorgelagerten, eine rechtlich-politische bzw. eine historische, abgelöst habe. Diese Diskriminante sei, obzwar die theoretisch schwächste, jedoch mit effektivem Sanktions- und Ausschlussinstrumentarium verbunden (a. a. O., S. 198ff.)<sup>29</sup>. Das »Ich-fremde«, Nichtidentische als das dem Ich nicht Identische ist immer schon Aggression (gegen das rationale Ich) und damit zugleich das Nichtnormale, Pathologische.

Die Norm, das »Normale«, wird also im Hinblick auf Ordnung und Funktionalität (wovon die (»gesellschaftlich« konstituierte) Ich-Integrität nunmehr – anstatt von Bezie-

---

<sup>29</sup> Einer der Protagonisten dieser Entwicklung ist der italienische Arzt Cesare Lombroso, der »Vater« des »geborenen Kriminellen« (Lombroso 1887). Der Begriff des »geborenen Kriminellen« bringt die begriffliche Konnotation des Monsters als »Missgeburt«, als prekäre Identität wieder ins Spiel. Zugleich war Lombroso ein Anhänger der Atavismus-Theorie, die unter dem Eindruck des Darwinismus Kriminalität als Regression auf eine primitivere Entwicklungsstufe des Menschen erklärt. In seiner politischen Ausrichtung war er Sozialdemokrat. In dieser politischen Hinsicht geht es Lombroso in seinen Untersuchungen Foucault zufolge um ein Diskriminierungsprinzip, das den politischen Gegner auf einer grundlegenden Ebene zu disqualifizieren ermöglicht. Hierzu sollte die »biologische, anatomische, psychologische, psychiatrische Wissenschaft«, kurz die Anthropologie dienen Foucault 2008, S. 201. Foucault zitiert hier – wohl etwas frei – Lombroso: »Die großen Revolutionäre [...] das heißt Paoli, Mazzini, Garibaldi, Gambetta, Charlotte Corday und Karl Marx, waren fast alle Heilige und Genies und hatten im Übrigen eine wunderbar harmonische Physiognomie« (vgl. a. a. O. m. N.). Diametral fiel Lombrosos Urteil über eine Anzahl der von ihm abgelehnten Anarchisten aus, die er aufgrund von Photographien beurteilte und von denen 31 % »schwer verunstaltet« gewesen seien (a. a. O. S. 201-202).

Der »geborene Verbrecher« wird aber aus diesem raum-zeitlichen Kontext politischer Auseinandersetzung herausgelöst und gemäß dem herrschenden Wissenschaftsideal mit dem Nimbus wissenschaftlicher Objektivität versehen. Man findet hier ein evokatives Beispiel für die zweckrationale Entkoppelung der »räumlichen«, kontextuellen Bezüge zur Konstituierung eines fundamental Bösen und zugleich Banalen (des politischen Gegners) und der späteren Enthistorisierung des Konstrukts, das so als einzelnes Ding ohne räumlich-zeitliche Bezüge erscheint.

hungen, wie im Gemeinschaftsmodus – abhängt) zum Maßstab. Das Verhältnis von Ordnung und Unordnung entspricht dem von Funktionalität und Dysfunktionalität.

Das große Monster zerfällt somit in eine Vielzahl kleiner Anomalien. Sich nicht normgerecht zu verhalten, wird so zum Anzeichen von innerer Monstrosität und impliziert damit in gewisser Weise den Ausschluss aus dem Bereich des Gesellschaftlichen (welches zugleich sein Außen verleugnet), insoweit dieser identisch ist mit dem des Normalen.

Damit kann jeder noch so geringfügige Unterschied Anlass zu kategorischer Ausgrenzung des mit ihm Behafteten werden (entsprechend dem Verdikt des Nichtidentischen); auch ist jede Auflehnung gegen die etablierten Verhältnisse schon in die Nähe des Krankhaften gerückt, das sozusagen einen Kompromiss gegenüber der logischen Aporie des gesellschaftlichen Außen darstellt. Insofern besteht zwischen »Pathologisierung« und »Verrätselung« (Reemtsma 2008, S. 269) unter atomistisch dichotomisierenden Vorzeichen ein Verweisungszusammenhang. In einer Art allgemeiner Begriffshypnose glauben wir allerdings, der jeweilige Signifikant des Pathologischen – paranoide Schizophrenie, pathologischer Narzissmus, ADHS, Verhaltensstörung etc. – sei eine Offenbarung, die Deskription sei Präskription.

## **2.9 Mörderische Selbstkontrolle?**

Foucault leitet also, um dies zusammenzufassen, aus einem von ihm als paradigmatisch für die neuzeitliche Perspektive auf (Gewalt-)Kriminalität herausgestellten Fall zum einen die Verschränkung von zwei Diskursen, des justiziellen und des psychiatrischen her. Die sich so als Zweig der »öffentlichen Hygiene und der sozialen Fürsorge« (Foucault 2008, S. 159) etablierende Psychiatrie musste dazu zuständigkeitsbegründend »die essentielle und grundlegende Zusammengehörigkeit von Wahnsinn und Verbrechen sowie von Verbrechen und Wahnsinn nachweisen«, indem sie einerseits anstaltsintern eine Verschiebung ihres analytischen Fokus vom Delirium hin zur Unbotmäßigkeit, zum Widerstand, zum Ungehorsam, zur Aufsässigkeit vornahm und andererseits anstaltsextern ihre Fähigkeit zur wissenschaftlichen Früherkennung von subkutanen Gefahren nachzuweisen sich bemühte (a. a. O., S. 158).

Die Gefahr musste also in noch so kleinen Differenzen zur Norm aufgespürt werden können, was zur Folge hatte, dass tendenziell das große Monster in lauter kleinen Anomalien zerfiel. Jede kleine Abweichung wurde damit zum Signifikanten potentiell erheb-

licher Gefahr und trennte somit den Stigmatisierten radikal von der gesellschaftlichen Normalität ab.

In diesem Zusammenhang verweist Foucault auf die Genese von zwei Interpretationssträngen hinsichtlich der Beurteilung von Kriminalität: einen, der auf die Identität von Täter und Tat abstellt und einen, der von der Existenz eines die Tat untergründig steuernden »deliranten«, von der Person getrennten Triebes ausgeht. Beide Stränge konvergieren schließlich im Verweis auf die Abnormität, die unterschwellige Monstrosität des Täters, die sich in der mangelnden Selbstkontrolle zeige.

Mit der Konstruktion des Kriminellen als »banalisiertes Monster« ist also zum einen der dispositionelle Ansatz als Emanation der Selbstidentität (als Pseudokausalität) in der wissenschaftlichen Erforschung von kriminellen Verhalten etabliert, der den Signifikanten des Monströsen durch den des Angeborenen bzw. Hereditären ersetzt und fortan der wohl dominante in der westlichen Welt sein sollte. Er besteht darin, »immanente Charakteristika zu identifizieren, die in eine Handlung münden: Erbanlagen, Persönlichkeitseigenschaften, Charakter, freier Wille und andere Dispositionen« (Zimbardo 2012, S. 5).

Zum anderen wurde das Fehlen von Selbstkontrolle als kriminogener Faktor und damit umgekehrt das Vorhandensein von Selbstkontrolle als Zeichen für »Normalität« zum Maßstab dieser Beurteilung.

In der aktuellen Kriminologie wird der Faktor mangelnder Selbstkontrolle vor allem in der *General Theory of Crime* der Soziologen Gottfredson und Hirschi (1990) aufgegriffen und analog der Foucaultschen Analyse zum maßgeblichen Kriterium krimineller Handlungen erklärt.

Das ist nicht weiter verwunderlich, da diese Autoren eine der von Foucault für die westliche Neuzeit skizzierten analoge axiomatische Basis verwenden, ohne dies allerdings zu problematisieren. Der Ausgangspunkt der Autoren war der englische Utilitarismus bzw. ähnlich wie in Foucaults Darstellung die Figur des rationalen Akteurs des Gesellschaftsvertrags. Dabei kritisieren die Autoren allerdings den ökonomistischen Ansatz des Kosten-Nutzen-Maximierers als nicht realitätsgerecht (Kunz 2004, S. 204). Kriminelles Verhalten erscheine häufig nicht in diesem Sinne als rational bzw. sei auf kurzfristige Ziele ausgerichtet, und so landen Gottfredson und Hirschi folgerichtig (wieder) bei der geringen Selbstkontrolle als Kriterium kriminellen Handelns. Dabei wird der Mangel an der

ausreichenden Fähigkeit sich zu kontrollieren jedoch nicht primär auf hereditäre Gegebenheiten zurückgeführt, sondern auf mangelhafte Erziehung im Rahmen der bürgerlichen Kleinfamilie<sup>30</sup>.

Was hier keine Berücksichtigung findet, ist allerdings die Kontingenz dieser Struktur und ihre Konstitutions- und Transformationsbedingungen. Sie wird einfach vorausgesetzt. Dass hier im Übrigen die psychosexuelle, beziehungsbezogene Entwicklung Anathema ist, muss nicht eigens betont werden.

Ich möchte an dieser Stelle allerdings nicht weiter auf die Kritik an dieser Theorie eingehen<sup>31</sup> – Kunz zufolge stellt sie eine »atemberaubende Vereinfachung« (Kunz 2004, S. 208) dar –, sondern auf den Umstand, dass sie als Blaupause des Mittelklassebewusstseins gelten kann und damit dessen blinde Flecken übernimmt. Psychoanalytisch wäre hier von einer Identität von Ich und Ich-Ideal zu sprechen, von aktuellem und begehrttem Selbstempfinden. Man ist immer schon das, was man sein will, und das gilt dann wohl für alle anderen auch.

Die schon bei Foucault auftauchende (dem Individualismus entsprechende) Selbstidentität kommt hier entsprechend invers bzw. projektiv zum Zuge: Wer gesellschaftlich verpönte Handlungen vornimmt wie »Rauchen, Alkoholmissbrauch und Schulabbruch« (Kunz 2004, S. 207), der begeht auch Straftaten bis hin zu Mord. Im Hinblick auf Steuerhinterziehung oder Korruption hält sich diese Theorie allerdings bedeckt.

Die wissenschaftliche Aufwertung solcher inzwischen das Alltagsdenken bestimmenden Konstruktionen, die sich zu Manifestationen eines Gruppennarzissmus ausgebaut haben, dürfte die Spaltung zwischen dem Identischen und dem Nichtidentischen, weiter zementieren. Man kann entsprechend auch umgekehrt postulieren: Bei wem der Nimbus der Normalität auch noch so geringfügig beschädigt ist, der kann ihn kaum mehr wiedererlangen, der ist in gewisser Weise friedlos gestellt<sup>32</sup>.

Dies spielt nun meiner These nach eine gewisse Rolle bei den hier zu diskutierenden Phänomenen, auch wenn die entsprechenden Mechanismen wohl eher auf einer subtilen Ebene zur Geltung kommen. Bevor ich dies weiter ausführe, möchte ich allerdings noch einmal auf den Aspekt des Systembruch zurückkommen, wie er exemplarisch im

---

<sup>30</sup> Vgl. dazu unten 3.2.

<sup>31</sup> Vgl. dazu auch etwa Prokop 2010, S. 42 ff.

<sup>32</sup> Das gilt vor allem für übersichtliche Umgebungen; Dörfer, Kleinstädte. Möglicherweise kommt es deshalb dort häufiger zu Gewaltexzessen der hier untersuchten Art.

Fall Cornier zum Ausdruck kommt und zur Etablierung der Selbstkontrolle als Wetter-  
scheide zwischen Gut und Böse führte.

Nachdem nun also die mangelnde Selbstkontrolle zum maßgeblichen Signifikanten des  
Nichtidentischen geworden ist, muss die Phänomenologie der gut vorbereiteten extre-  
men, amokartigen Gewalttaten unserer Zeit verblüffen. Die Akribie der Vorbereitung  
und des Geheimhaltens im Vorfeld solcher Erscheinungen<sup>33</sup> muss als ähnlich verwir-  
rend und das entsprechende Weltbild desavouierend erscheinen, wie seinerzeit der Fall  
Cournier. Langfristige Vorbereitung bei gleichzeitiger Vorspiegelung von Normalität im  
Verhalten war hier oft vonnöten, und dies widerspricht eklatant den an der typischen  
Unterschichtskriminalität orientieren Verallgemeinerungen etwa der kriminologischen  
Selbstkontrolltheorie.

Augenfällig wird dies mit Äußerungen wie der des Gutachters im eingangs dargestellten  
Eislinger Mordfall, auf welchen ich nun zurückkommen möchte. Der Gutachter sprach,  
sich auf das durchgehaltene Drehbuch der Tat beziehend, von »kaltblütiger, menschen-  
verachtender Selbstbeherrschung« – und das im Zusammenhang mit der Durchführung  
eines vierfachen Mordes durch zwei zuvor kaum auffällige Wirtschafts-Gymnasiasten:  
scheinbar Protagonisten von Normalität, von typischen Karriereambitionen. Und zwi-  
schen den beiden Doppelmorden »feierten« sie noch mit ihren späteren Opfern! Das  
Szenario dürfte wohl für viele der in den letzten Jahren immer wieder in die Normalität  
von Familie, Schule, Kino, Camp einbrechenden »Amokläufer«, wenn auch vielleicht  
nicht in dieser Schärfe, gelten. Diese Taten erscheinen durchaus als Emanationen einer  
fragmentierten Rationalität, wie sie im Fall Cornier die Rationalität des Zusammen-  
hangs aufzulösen begann, einer Rationalität, wie man sie etwa auch bei der Entwicklung  
von Massenvernichtungswaffen oder beim bürokratischen Dienst nach Vorschrift vor-  
finden kann.

All dies erfordert ein gehöriges Maß an Selbstkontrolle und das führt mich zu der Über-  
legung, inwiefern nicht gerade die Selbstkontrolle bzw. ihr Kult zu dieser Zersplitterung  
beigetragen haben könnte. Wenn jede noch so kleine Abweichung auf mögliche oder  
wahrscheinliche innere Monstrosität (bzw. genetische Fehler) verweist, dürfte dies zu

---

<sup>33</sup> Man spricht hier zwar von Lecks in der Geheimhaltung (neudeutsch: »leaking«), aber die Beispiele, die ich in  
der Einleitung genannt haben, zeigen jedenfalls, dass die Impulsunterdrückung erstaunlich rigide gehandhabt  
wird.

einer akribischen Kontrolle aller irgendwie gegenüber dem Maßstab der Norm als unpassend empfundenen Regungen führen.

Wer sich beherrscht, erscheint nun aber als nicht besonders attraktiv, ihm fehlt die Souveränität. Wer sich aber nicht beherrscht, riskiert das Verdikt der Monstrosität. Unter diesen Umständen kann es schwierig werden, den rettenden Hafen der (statisch oder flexibel verstandenen) Normalität zu erreichen. Ist diese Normalität aber nicht (völlig) erreichbar – so meine These – kann die drohende psychische Dekompensation unter Umständen nur noch durch Gewalt in Schach gehalten werden. Es gehe, so Nietzsche, darum, »einen quälenden, heimlichen, unerträglich-werdenden Schmerz durch eine heftige Emotion irgend welcher Art [zu] betäuben und für den Augenblick wenigstens aus dem Bewusstsein [zu] schaffen, – dazu braucht man einen Affekt, einen möglichst wilden Affekt und, zu dessen Erregung, den ersten besten Vorwand« (Nietzsche 1999g, S. 374).

Jemand muss schuldig sein, wie Nietzsche sagt (Nietzsche 1999d, S. 132), und dies ist im Fall des Andreas H. vor allem der Vater. Zeugnisse seines autoritären Dominanzstrebens werden kompiliert. Hatte er nicht die Familie zu diesen Gewaltmärschen gezwungen? Wollte er nicht seinen Sohn mit 18 ins Bordell einführen?

Dieser Vortrag überzeugt freilich das Gericht nicht, das es nun aber viel zu eilig hat, sich vor der komplexen und chaotischen Wirklichkeit in die Burg des ihm Vertrauten, des geschlossenen Systems, zurückzuziehen: »Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles«, wie es bei Goethe heißt...

Ein Strafgericht kann sich Ungewissheit nicht leisten, drängt zur Schließung, zum »System selbstgemachter Begriffe, das die ausgereifte Jurisprudenz vor den Lebensprozeß der Gesellschaft schiebt« (Adorno 2003c, S. 305) und erweist sich damit als »widersinnig-rational erzeugte Ordnung« (a. a. O., S. 32), als »Urphänomen rationaler Irrationalität« (a. a. O., S. 304). Man verfängt sich in den Fallen, die man selbst aufgestellt hat.

Das unkontrollierbare Leben ist es, das, so scheint es, draußen bleiben muss; und hier ergibt sich möglicherweise eine gewisse paradoxe Komplizenschaft zu demjenigen, der unter dem Eindruck der eigenen Monstrosität – das heißt: Irrationalität, Spontaneität – nur versuchen kann, mit roher Gewalt eine ähnliche Schließung – nämlich seiner selbst – zu erreichen.

Scheinbar gibt es zwischen Ordnung und Unordnung eine ebenso mysteriöse Verbindung wie die zwischen Harry Potter und Lord Voldemort. Die Rationalität, die des

Rechts vor allem, deren merkwürdige Sprünge hier mit Foucault skizziert sind, »zittert« wohl insgeheim »vor dem, was unterhalb ihres Herrschaftsbereichs drohend fortduert und proportional zu ihrer eigenen Gewalt sich verstärkt« (a. a. O., S. 32).

Worin besteht nun der Antagonismus, was ist dasjenige, was die Rationalität wie der Teufel das Weihwasser fürchtet? Ein Detail der Eislinger Schreckenstat kann hier vielleicht Hinweise geben. Andreas und sein Freund Frederik hatten einige Monate vor dem vierfachen Mord eine Katze getötet:

Die Schwestern von Andreas hatten sie immer wieder gefüttert, das Tier war zutraulich. Eines Tages rief Andreas Frederik an und sagte: »Heute bringen wir die Katze um.« Sie steckten sie in einen Sack und stachen abwechselnd mit einem Brieföffner in das zuckende Bündel. Vor Gericht begründete Frederic später, es sei darum gegangen auszuprobieren, ob man die »Emotionsdinge« ausblenden könne (Bäßler 2010).

Tiertötungen werden nun als häufiges Anzeichen späterer amokartiger Gewalt gehandelt. Wenn man die These der Selbstidentität verfolgt, dann ist man hier schnell fertig. Dann überliest man das mit den »Emotionsdingern«. Denn wir sind uns üblicherweise nicht bewusst, wie stark unsere Kultur das Fühlen – und damit in gewisser Weise unser Menschsein – als irrational, als Defekt, als inadäquat, nicht »cool« ablehnt. Deshalb glauben wir auch, dass Gefühle (bei Bedarf) kognitiv erzeugt werden – was wohl nur Ausweis einer Art transgenerationeller Selbstzüchtung hegemonialer bürgerlicher Schichten sein dürfte, der dann ontologisiert wird.

Ich habe vor vielen Jahren einmal in einem Seminar auf die Wichtigkeit des Fühlens bei der wissenschaftlichen Arbeit hingewiesen. Die Seminarleiterin, eine Psychologin, reagierte darauf mit den Worten: »Aber Gefühle sind doch irrational!« Mit anderen Worten: Gefühle sind nichtidentisch (der Ratio) und also monströs. Worauf richtet sich also die Selbstkontrolle vor allem? Auf eine mysteriös dem Menschen mitgegebene Aggressivität? Doch wohl eher auf die spontane Äußerung von Bewegtheit, von Gefühlen im Allgemeinen und vor allem in öffentlichen Einrichtungen. Wer noch nicht Gelegenheit hatte, die »geschmeidige *performance*« bürgerlicher Subjektivität mit ihrem Primat der kognitiven Selbststeuerung (Reckwitz 2010, S. 191) á la Lamarck zu »erben« und zu perfektionieren, ist der nicht eigentlich das Monster, von dem Foucault sprach?

Dieser unerträgliche Schmerz liegt im Falle amokartiger Gewalt nach meiner These also in der Aporie der Selbstkontrolle begründet: nichts nach dem Urteil der Außenwelt Unangemessenes nach außen lassen, dabei aber locker und souverän wirken. Selbst wenn der Schein, das entäußerte Selbstkonzept von der Außenwelt geglaubt wird, man als »Gutelaunebär« oder »Sonnyboy« (Bäßler 2010) gilt wie Andreas H., der Mörder seiner

Familie, so ist die innere Spannung, die Angst vor dem Offenbarwerden der Falschheit, der tatsächlichen – emotionalen – Monstrosität vielleicht noch größer und alle Mimikry bleibt vergebens. Dafür spricht hier jedenfalls die Feststellung des Psychiaters, für die er selbst keine Erklärung fand, dass nämlich das »Selbstbild des Andreas H. und das Bild, das andere von ihm hatten, so eklatant auseinander fielen« (a. a. O.).

Die Adornosche These der »Desintegration durch Integration« (Adorno 2003, S. 34) scheint mir hier das Wesentliche zu treffen: Je mehr man sich bewusst um ein Erscheinungsbild gemäß der geltenden Normalitätsfolie bemühen muss, desto mehr gerät der Weltzusammenhang unter Druck: das Bemühen um Normalität durch Selbstkontrolle erzeugt erst recht Monstrosität. Demgegenüber dürfte sich die »quasi-automatisierte, der bewussten Selbstbeobachtung nicht mehr bedürftige, geschmeidige *performance*« des bürgerlichen Subjekts« erst in mehrgenerationeller forciertes Einübung einstellen, während sie aber dieses Gewordensein zugleich ausblendet, sich ebenso als immer schon selbstidentisch präsentiert und damit den als Monster bloßzustellen droht, der sie noch nicht beherrscht, und das sind wohl vor allem der Aufsteiger ins bürgerliche Milieu (gehört nicht auch Hitlers Vater Alois Schicklgruber in diese Rubrik?) und insbesondere dessen Nachkommen.

Nach der Tat hatte Andreas die Polizei angerufen und »den Beamten weinend und stockend erklärte, er habe soeben seine Familie tot aufgefunden«. Sogar die Hausnummer habe er in »seiner scheinbaren Bestürzung« falsch angegeben (Bäßler 2010). »Heulend und schreiend“ sei er auf der Straße herumgelaufen: »Jetzt sind alle tot! Wenn ich den erwische, der das getan hat!« (Friedrichsen 2009b). »Monströse Schauspielerei« nannte dies der begutachtende Psychiater (Bäßler 2010).

Die bequeme Interpretation lautet wie bekannt: Selbstidentität. Aber ist der Einzelne in seinem Handeln nicht zu einem Gutteil bestimmt durch die soziokulturelle Matrix? Findet man hier nicht nur in maßlos übertriebener Weise das vor, was in abgeschliffener Weise gängiger Usus ist? Sind solche Monstrositäten nicht entsprechend »Auswüchse der Systeme«, die also »durch ihre Unwahrheit die der Systeme selbst« bekunden, »ihr Irres«, wie Adorno sagt (Adorno 2003c, S. 33)?

Wobei man die Unwahrheit eben im Vortäuschen von Normalität einerseits und – insgeheim – von Stärke andererseits sehen kann. In dem Fall wäre die »monströse Schauspielerei« ein ernsthaftes Argument gegen die Devise »Schein ist Sein« und für die For-

derung nach (echter, nicht bloß scheinbarer) Toleranz gegenüber der Vielfältigkeit menschlicher Lebensäußerungen. Dazu wäre es aber notwendig, sich auch der Problematik der geistigen Entsprechung von Selbstkontrolle bewusst zu werden, die in Adornos Augen die Grundlage des Bösen bildet: »Geist, der die Rationalisierung – seinen Bann – abwirft, hört kraft seiner Selbstbesinnung auf, das radikal Böse zu sein, das im Anderen ihn aufreizt« (a. a. O., S. 34). Das Böse ist – so kann mit Adorno gefolgert werden – nur der Spiegel, in dem sich die Rationalität, die Unerbittlichkeit des Systems, nicht wiedererkennen will. Darin liegt die Spaltung – darin liegt auch das Normative des Unverständnisses begründet.

### 3 Selbstkontrolle und Ichfunktion

Denn man muss sich auf Zeiten verlieren können, wenn man den Dingen, die wir nicht selber sind, etwas ablernen will.

*Friedrich Nietzsche*

#### 3.1 Phänomen Selbstkontrolle

Wie gezeigt, ist es nicht so einfach, eine Art typologische Klammer der exzessiven Gewaltausbrüche zu finden. Auffällig ist indessen die Wucht, die diese Taten entfalten, nachdem ihnen eine mehr oder weniger lange Zeit der Klausur, der Vorbereitung vorausgegangen war. Letzteres unterscheidet sie von spontanen Gewalttaten und es stellt sich die Frage, was es mit dieser Vorbereitungszeit auf sich hat. Zunächst hat sie dazu geführt, das Problem mit dem der malaiischen Kultur entstammenden Begriff des »Amoklaufs« zu versehen.

Dieser Begriff bezeichnet eine Art kultureller Institution, die ein Phänomen beschreibt, das darin besteht, dass ein verzweifelter Mensch zunächst ins Brüten verfällt, bevor er, ausgestattet mit einem Messer und »Amuk, Amuk« rufend, unter Aufgabe jeglicher Rücksicht auf die eigene Person jeden anfällt, der ihm in die Quere kommt.

Etwas vorsichtiger ist auch von »amokartiger Gewalt« die Rede, denn Phänomene, die sich in differenten kulturellen Zusammenhängen entfalten, dürften kaum deckungsgleich sein. Vielmehr dürfte es sich um eine Gemengelage von Invarianzen und Varianzen handeln im Sinne eines Wittgensteinschen Wortspiels.

Wichtig ist dabei der Begriff der Differenz. Dieser Begriff drückt einen variablen, beliebig großen Abstand aus, während die Gewalt auf den Maximalabstand abzielt. Man könnte sagen, die Differenz konstituiert einen Raum, während die Gewalt diesen Raum durch Maximierung zerstören will. Es ist, als wolle sie die Zentrifugalkräfte derart forcieren, dass die Balance zu den Zentripetalkräften aus den Angeln gehoben ist.

»Mimikry« bedeutet hier – anders als in der psychologischen Adaption des Begriffs – nicht einfach Anpassung, sondern Überanpassung. Überanpassung heißt, einen Schein der Angepasstheit zu erzeugen, dem aber etwas im Subjekt widerspricht. Man möchte

als etwas erscheinen, was man nicht ist oder nicht zu sein glaubt. Nun hat unsere Kultur die Tendenz zu einer binären Weltsicht, auf der auch der Empirismus beruht. Eine solche Weltsicht konstruiert sich gegenteilige Erscheinungen als auch in ihrer Wurzel gegenteilig – während Platons Sokrates das Gegensätzliche als gänzlich oberflächlich gilt. Nur unter dieser neuzeitlichen Prämisse der fundamentalen Getrenntheit macht der Empirismus/Naturalismus als sozusagen vereinheitlichter, subjekt- und perspektivunabhängiger Blick auf die Welt Sinn. Die Dinge sind, als was sie erscheinen. Oder jedenfalls kann das Kantische »Ding an sich« außer Betracht bleiben.

Die Mühen, diesem Schein gerecht zu werden, dokumentiert etwa Nietzsches Aphorismus über die Selbstbeherrschung. Auch bei Dickens finden sich viele grotesk überspitzte Illustrationen von etwas, das wie ein früheres Stadium dessen erscheint, was Garland als »Kultur der Kontrolle« analysiert hat.

Ich möchte hier zunächst einmal zwei Zitate einander gegenüberstellen – das erste ist der bereits erwähnte Aphorismus Nietzsches über die Selbstbeherrschung:

Jene Morallehrer, welche zuerst und zuoberst dem Menschen anbefehlen, sich in seine Gewalt zu bekommen, bringen damit eine eigentümliche Krankheit über ihn: nämlich eine beständige Reizbarkeit bei allen natürlichen Regungen und Neigungen und gleichsam eine Art Juckens. Was auch fürderhin ihn stoßen, ziehen, anlocken, antreiben mag, von innen oder von außen her – immer scheint es diesem Reizbaren, als ob jetzt seine Selbstbeherrschung in Gefahr gerate: er darf sich keinem Instinkte, keinem freien Flügelschlage mehr anvertrauen, sondern steht beständig mit abwehrender Gebärde da, bewaffnet gegen sich selber, scharfen und misstrauischen Auges, der ewige Wächter seiner Burg, zu der er sich gemacht hat. Ja, er kann groß damit sein! Aber wie unausstehlich ist er nun für andere geworden, wie schwer für sich selber, wie verarmt und abgeschnitten von den schönsten Zufälligkeiten der Seele! Ja auch von aller weiteren Belehrung! (Nietzsche 1999c, S. 543)

Das zweite Zitat ist von Andreas Reckwitz, einem aktuellen Vertreter des poststrukturalistischen Kulturalismus, der auch Nietzsche zu seinen Ahnherren zählt:

Das bürgerliche Subjekt hindert sich systematisch daran, seine sinnliche Aufmerksamkeit zu »zerstreuen«, sondern fokussiert sie auf kognitive Akte. Im bürgerlichen Selbstverhältnis wird der Körper in einem ersten Schritt zu einem Gegenstand der Selbstbeobachtung, um die Bewegungen entsprechend zu lenken; in einem zweiten Schritt – sobald diese Bewegungsmuster inkorporiert sind – die Aufmerksamkeit vom Körper abgezogen werden. Erst diese quasi-automatisierte, der bewussten Selbstbeobachtung nicht mehr bedürftige, geschmeidige *performance* vermag das bürgerliche Subjekt – wie schon das aristokratische – als souveränes zu instituierten (Reckwitz 2010, S. 191).

Wenn man diese Zitate übereinander projiziert, dann findet sich grob betrachtet etwas, was man entsprechend Pierre Bourdieu und Norbert Elias als Entwicklung einer Habitusformation kennzeichnen kann, die auf Selbstkontrolle basiert. Nietzsche legt noch den Schwerpunkt auf den verzweiferten Kampf mit sich selbst, der sich bei Reckwitz in eine »geschmeidige[...] *performance*« aufgelöst hat. Das letztere Zitat lässt sich auch als

eine Art Charakterisierung derjenigen Persönlichkeitsstruktur lesen, die die aktuelle Form des Behaviorismus, der Behaviorismus der »kognitiven Wende«, voraussetzt. Genealogische Erwägungen spielen in diesem Diskurs jedoch keine Rolle, was dazu führt, dass der »hegemoniale Habitus« quasi naturalisiert und zum voraussetzungslosen Maßstab gemacht wird. Auch in Freuds Psychoanalyse ist dies – wenn auch mit Abstrichen – der Fall. Daraus wird dann so etwas wie das Rennen von Hase und Igel. Die Verhaltenskontrolle muss demgegenüber jedoch historisiert werden, weil sonst bestimmte Probleme, wie sie für meine Untersuchung maßgeblich sind, gar nicht in den Blick kommen.

### **3.1.1 Etablierte und Außenseiter**

So hat sich in diesem Zusammenhang etwa der Soziologe Norbert Elias mit der Genese des neuzeitlichen Individualismus beschäftigt. »[I]n vielen okzidentalischen Gesellschaften«, so Elias, »ist seit einigen Jahrhunderten die Verhaltensregelung besonders intensiv, besonders differenziert und allseitig geworden; und die gesellschaftliche Verhaltenskontrolle ist in höherem Maße als je zuvor mit Selbstkontrolle, mit der Selbstregelung des einzelnen Menschen verbunden« (Elias 1991, S. 159).

Aus dieser Selbstkontrolle leitet Elias in der erwähnten gemeinsamen Studie mit John Scotson ein »ausgezeichnetes Gruppencharisma« ab, das »Etablierte« von »Außenseitern« trenne. Ein solches Charisma, das man auch als »Gruppenarzissmus« oder in Anlehnung an die Psychoanalyse als »Wir-Ideal« bezeichnen kann, »schreiben Gruppen mit einem hohen Machtübergewicht sich selbst, als Kollektiv, und ihren Angehörigen, als Familien und Individuen [...] zu. Alle, die »dazugehören«, haben an dieser Begnadigung teil«. Das Gruppencharisma ist aber gleichsam nur die eine Seite der Medaille: »Die Teilhabe an der Überlegenheit und dem einzigartigen Charisma einer Gruppe ist gleichsam der Lohn für die Befolgung gruppenspezifischer Normen. Jedes einzelne Mitglied muss dafür bezahlen, indem es sein Verhalten bestimmten Mustern der Affektkontrolle unterwirft« (Elias und Scotson 1993, S. 17).

Erwähnenswert ist, dass die Studie, aus der ich zitiert habe, einen Gruppenkonflikt in einem englischen Dorf in der Zeit unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg betrifft. Im Krieg waren Menschen aus London in das Dorf evakuiert worden, wo sie auf eine gefestigte Gruppe trafen, die dort schon seit mehreren Generationen ansässig war. Aus Sicht

dieser »Etablierten« wurden die heterogenen Ankömmlinge nun unwillentlich selbst zu einer Gruppe formiert.

Die Studie hatte es sich zur Aufgabe gestellt, im Angesicht des Grauens der nationalsozialistischen »Endlösung«, der Vernichtung eines Großteils der in Europa ansässigen Juden, Gruppenkonflikte zu untersuchen. Die Hypothese dabei war, dass äußere Merkmale wie Ethnizität und Schichtzugehörigkeit keine primäre Bedeutung für solche konfliktuösen Entwicklungen haben, sondern allein die Dauer des Gruppenprozesses entscheidend sei. So waren die in der Feldforschung untersuchten Gruppen etwa gleichwertig, was die ethnische Zugehörigkeit und die berufliche Stellung betrifft – es handelte sich um ein Arbeitermilieu. Gleichwohl kam es zu Konflikten, zu einer »Wir-Sie-Dichotomie«, die die Autoren auf den über mehrere Generationen andauernden, gemeinsamen Gruppenprozess der »Etablierten« zurückführten:

Die Mitglieder der »alten Familien« waren durch Bande emotionaler Vertrautheit, reichend von der Intimität althergebrachter Freundschaften bis zu der althergebrachter Feindschaften, aneinander gebunden. Auch diese Bande – und die mit ihnen einhergehenden Statusrivalitäten – waren von einer Art, wie sie sich nur unter Menschen entwickelt, die zusammen einen Gruppenprozess von einiger Dauer durchlebt haben. Ohne ihn mitzubedenken, kann man die Grenzen, die Angehörige der Etabliertengruppe von Winston Prava<sup>34</sup> aufrichteten, wenn sie von sich selbst als »Wir« und von den Außenseitern als »Sie« sprachen, nicht ganz verstehen. Da sein Ergebnis, eine spezifische Gruppenbindung, unsichtbar war, blieb für die Außenseiter, die zunächst die Alteingesessenen einfach als Menschen ihresgleichen wahrnahmen, das Warum ihres Ausschlusses und ihrer Stigmatisierung im Grunde ein Rätsel (Elias und Scotson 1993, S. 38 f.).

Die Autoren begründen diesen Sachverhalt mit der »hochgradigen Kohäsion« als Folge des Gruppenprozesses. Dadurch sei bedingt, dass »die interne Gruppenmeinung als ein regulativer Faktor [wirke], der das Empfinden und Verhalten ihrer Angehörigen zutiefst beeinflusst«. Besonders ausgeprägt sei diese Wirkung bei einer »Etabliertengruppe [...], die über den monopolistischen Zugang zu Machtquellen und Gruppencharisma verfügt, mit den entsprechenden Gratifikationen für ihre Mitglieder« (Elias und Scotson 1993, S. 39). Der Gruppennarzissmus konnte dabei durch die »emotionale[.] Gleichsetzung von hoher Macht mit hohem menschlichen Wert« gestärkt werden (Elias und Scotson 1993, S. 46).

Diese Vorteile spielten jedoch bei der Beurteilung der »Außenseiter« durch die »Etablierten« keine Rolle. Vielmehr warfen die Ersteren den Letzteren ihre »Unfähigkeit [vor], sich selbst und ihr Leben zu regulieren« (Elias und Scotson 1993, S. 161). Regeln werden zu Waffen, um »Außenseitergruppen [...] als unbändige Übertreter von Geset-

---

<sup>34</sup> Der Ort ist anonymisiert.

zen und Normen« – d. h. die der Etablierten – stigmatisieren zu können. Darüber hinaus gelten sie »als nicht besonders sauber« (Elias und Scotson 1993, S. 22). Die »Außenseiter« konnten leicht beschämt werden, waren den Verleumdungen der »Etablierten« ausgeliefert, »weil ihr eigenes Gewissen weitgehend auf der Seite der Verleumder stand« (Elias und Scotson 1993, S. 181). Als Außenseiter konnten sie beschämt werden, »weil sie den Normen der höherstehenden Gruppe nicht gerecht werden, weil sie gemessen an diesen Normen anomisch sind« (Elias und Scotson 1993, S. 20). Das heißt, es sind die Bedingungen eines Normkonflikts bei bestehendem Machtungleichgewicht, unter denen sich die »Außenseiter« selbst zum Feind werden. Ich werde auf diesen Punkt zurückkommen, wenn ich die Rolle des Selbsthasses bei Nietzsche und Freud erörtere.

Besonders problematisch erwies sich indessen diese Konfiguration für die der Außenseitergruppe zugehörigen Jugendlichen. Marginalisierte Eltern können kaum stabile Vorbilder abgeben; Regeln und Normen lernen die Jugendlichen als Mittel der Demütigung und Ausgrenzung kennen:

Was immer sie [die Jugendlichen der Zugezogenengruppe] in ihrer Familie an Zuneigung finden mochten, sie fanden dort keine stabilen und sicheren Vorbilder, die einen Kristallisationskern für den Kampf mit ihren eigenen disparaten Impulsen hätten abgeben können. Sie wurden früh im Leben mit einer verwirrenden Lage konfrontiert – sobald sie zu spüren begannen, dass die Regeln und Werte, auf die ihre Erfahrungen in der eigenen Familie verwiesen, nicht mit denen der weiteren Welt draußen übereinstimmten. Die Worte und Gesten der ordentlichen Menschen um sie herum, einschließlich der Polizei, teilten ihnen von klein auf mit, wie gering man sie und ihre Familie schätzte (Elias und Scotson 1993, S. 200).

Die wesentliche Aufgabe der Adoleszenz, die Ablösung von den Eltern, gestaltet sich unter diesen Umständen besonders schwierig:

Wenn sie anfangen, sich auf eigene Füße zu stellen und eine persönliche Identität unabhängig von ihrer Familienidentität zu entwickeln, blieben ihre Selbstachtung und ihr Stolz besonders verwundbar und unausgewogen, weil sie immer abgelehnte Außenseiter gewesen waren und es weiter blieben. Durch die Schwäche ihres Ichs fiel es ihnen noch schwerer als anderen Jugendlichen, beim Heraustreten aus dem schwachen Schutzraum ihrer Familie der Welt, in der sie lebten, als einzelne Individuen zu begegnen (Elias und Scotson 1993, S. 201).

Die Studie zeigt also einen Zusammenhang auf zwischen der Zugehörigkeit zu einer sozial marginalisierten Schicht, Erziehungsproblemen der Eltern und »Ich-Schwäche« der aus diesen Verhältnissen stammenden Kinder, woraus, wie sich zeigen wird, eine Affinität zu Gewalt resultiert.

Ich-Schwäche dürfte nun mit »geringer Selbstkontrolle« konvergieren<sup>35</sup>, und so lässt sich hier auch ein Vergleich zur Position von Gottfredson und Hirschi anstellen, die ihre

---

<sup>35</sup> Dieser Zusammenhang wird im Folgenden noch weiter zu untersuchen sein.

individualistische Theorie ja direkt in Konkurrenz zur auf soziale Ungleichheit rekurrierenden Strain-Theorie Robert Agnews konzipierten. Das damit implizierte »entweder/oder« könnte sich unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Studie von Elias und Scotson jedoch in ein »sowohl als auch« auflösen.

Elias und Scotson machen nun deutlich, wie sich ein Zusammenhang zwischen Marginalisierung, Ich-Schwäche und Rebellion respektive Gewalt denken lässt. Von den Jugendlichen heißt es,

sie kannten nur einen Weg, um denen, die sie als »niemand« behandelten, zu zeigen, dass sie doch »jemand« waren, und der war rein negativ – so wie ihr Gefühl der eigenen Identität; es war der Weg von abgelehnten Außenseitern, die unter einem traumhaften Zwang und völlig fruchtlos gegen ihre Ablehnung mit einer Art von Guerillakrieg aufbegehrten. Permanent versuchten sie die ordentliche Welt, von der sie, ohne zu wissen, warum, ausgeschlossen waren, zu provozieren, zu stören, anzugreifen und soweit wie möglich zu vernichten (Elias und Scotson 1993, S. 203).

Die mangelnde Akzeptanz der Eltern durch die dominante Gruppierung führt nach diesem Modell zu Ich-Schwäche und Gewalt der (männlichen) Kinder. Verallgemeinernd konstatieren die Autoren:

Die Gleichförmigkeit des Musters, nach dem übermächtige Gruppen weltweit ihre Außenseitergruppen stigmatisieren – eine Gleichförmigkeit über alle kulturellen Unterschiede hinweg –, mag zunächst etwas überraschen. Aber die Symptome menschlicher Minderwertigkeit, die eine machtstärkere Etabliertengruppe am ehesten an einer machtschwächeren Außenseitergruppe wahrnimmt und die ihren Mitgliedern als Rechtfertigung ihrer Vorrangstellung und als Beweis ihrer Höherwertigkeit dienen, werden bei den Außenseitern gewöhnlich durch die bloßen Bedingungen ihrer Gruppenposition, durch die damit verbundene Erniedrigung und Unterdrückung erzeugt (Elias und Scotson 1993, S. 21).

Die Studie macht – so die Autoren – im Hinblick auf die untersuchte Etabliertengruppe »in kleinem Maßstab, deutlich, wie individuelle Selbstkontrolle und interne Gruppenmeinung aufeinander abgestimmt sind« (Elias und Scotson 1993, S. 42). Zusammen ergeben sie ein Bollwerk, von dem sozusagen alles »Nichtidentische« abprallen muss.

Nun war durch die kriegsbedingte Evakuierung eine relativ ideale Voraussetzung für eine derartige Feldforschung gegeben.

Ich möchte jedoch die Frage aufwerfen, ob sich die dargestellten Probleme allein auf den Gruppenprozess als solchen zurückführen lassen. Im Zentrum der Analyse steht ja der *Zusammenhang von geteiltem Gruppenideal und Selbstkontrolle*. Elias selbst hatte die zunehmende Selbstkontrolle, die Ablösung von Fremdzwängen durch Selbstzwänge, mit der Entwicklung der »okzidentalischen Gesellschaften« in Verbindung gebracht. Das »Anwachsen der individuellen Selbstregulierung im Zuge einer spezifischen Gesellschaftsentwicklung« sei verbunden mit der »Abdrängung spontaner Handlungstendenzen vom direkten Handlungsvollzug durch die Zwischenschaltung von allseitig strengeren und

komplizierteren Kontrollfunktionen des einzelnen Menschen selbst«. Als Ergebnis erwachse eine zunehmende Entfremdung des Menschen von seiner Umwelt als »Abschließung seines ›Innern‹ von der Welt ›außerhalb‹ seiner, von anderen Dingen und Menschen« (Elias 1991, S. 161).

Es sei »charakteristisch für eine bestimmte Phase dieses Prozesses [...], dass sich Spannungen zwischen den als Selbstzwänge angezuchteten gesellschaftlichen Geboten und Verboten und den zurückgehaltenen spontaneren Handlungsimpulsen steigern«. Die subjektiv empfundene *Innen-Außen-Dichotomie* sieht Elias als Ergebnis eines *inneren Widerstreits*, der mit einer privatisierenden »Ausklammerung bestimmter Sphären des Lebens aus dem gesellschaftlichen Verkehr der Menschen und ihre Belegung mit gesellschaftlich gezüchteter Angst, etwa mit Scham- oder Peinlichkeitsgefühlen« einhergehe. So entstehe die Empfindung eines von der Welt abgetrennten Inneren, »das ganz für sich allein, ohne Beziehung zu anderen Menschen existiere und erst ›nachträglich‹ zu anderen ›draußen‹ in Beziehung trete«. Eine solche Selbsterfahrung stelle jedoch »den Vorgang, der zu ihr führt, auf den Kopf« (Elias 1991, S. 168). Diese durch eine strikte Abgrenzung nach außen geprägte Selbsterfahrung und ihr »monadisches«<sup>36</sup> Menschenbild können so keinesfalls als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Sie sind vielmehr als »symptomatisch für die Situation und das Gepräge von Menschen ganz bestimmter Gesellschaftsverbände« zu betrachten (Elias 1991, S. 163). Der Zusammenhang von Selbstkontrolle, Gruppenideal und Ausgrenzung muss also auf seine spezifischen Voraussetzungen hin befragt werden.

Vor diesem Hintergrund dürfte nun auch der von Elias und Scotson beschriebene Gruppenkonflikt einen etwas anderen Akzent bekommen; er hat sich ja nicht irgendwo abgespielt, sondern in England, dem Mutterland des Kapitalismus und der »stiff upper lip«. Eine wichtige Beobachtung Elias' muss hier noch nachgetragen werden, nämlich die zunehmende Bedeutung, die dem Sehen – und damit auch dem Gesehen werden – in diesem Zusammenhang zukommt. Danach verlagern sich Aktivitäten, die ursprünglich den ganzen Menschen adressierten, im Zuge zunehmender Selbstkontrolle auf die Augen: »Mit der stärkeren und allseitigen Dämpfung der Körperbewegungen wächst die Bedeutung des Sehens« (Elias 1991, S. 162).

Bilder erlangen also eine immer größere Bedeutung für die Orientierung in der Welt und damit wird auch das (mehr oder weniger statische) »Selbstbild« gegenüber der

---

<sup>36</sup> Der Philosoph Leibnitz sah den Menschen als eine »fensterlose Monade« an.

unmittelbar leiblichen Erfahrung eine privilegierte Position erlangen. Problematisch daran ist: Das »Selbstbild« plombiert so allerdings den Leib in gewisser Weise, während es dieser eingekerkerte Leib sein mag, der sich in Gestalt von »Trieben« unerkannt zu Wort meldet. Diese Konstellation ruft schließlich die Psychoanalyse auf den Plan.

### 3.1.2 Schein ist Sein

Sicherlich verdankt die Psychoanalyse viel den Romanschriftstellern, deren Beobachtungsgabe es ihnen ermöglichte, Menschen so zu charakterisieren, dass sie zu wiedererkennbaren Typen wurden. Vieles, was die Psychoanalyse später in Begriffe fassen sollte, findet sich dort zeitgerecht beschrieben.

Solche Romane dürften es auch am ehesten gestatten, sich das Lebensgefühl einer vergangenen Zeit zu vergegenwärtigen, um einer Genealogie des eben zur Selbstkontrolle Ausgeführten.

So finden sich die Probleme der englischen Gesellschaft des 19. Jahrhundert etwa bei Charles Dickens dargestellt, vor allem die Schwierigkeiten, die der bürgerliche Aufstieg mit sich bringt sowie die Bedeutung des erzeugten Scheins. Wie Dickens ironisch feststellt, kommt es ganz auf die Bildung einer »Oberfläche« an, auf die die entsprechende Erziehung gerichtet ist, während die »Leidenschaften« verdammt werden. Eine Ehe gilt etwa dann als erfolgsversprechend, wenn sie auf rein instrumenteller Basis und ohne jegliche emotionale Beteiligung geschlossen wird.

Wichtig ist vor allem der ökonomische Erfolg, der es gestattet, nach außen hin zu repräsentieren. Dass dieser Erfolg insbesondere einen Schutzraum bietet, der individuelle Auffälligkeiten für die Öffentlichkeit in den Bereich des blinden Fleckes geraten lässt, macht Dickens in seinem Roman *Klein Dorrit* plastisch. Er bedient sich dabei der Figur eines Finanzmagnaten, von der angenommen werden kann, dass sie nach einem realen Vorbild modelliert worden ist.

Sein Auftauchen in der Öffentlichkeit sorgt allenthalben für Entzückung: »O du Sonne, du Mond, der gewissermaßen das Neue Testament revidiert hatte und bereits ins Himmelreich eingegangen war. Der Mann, der jeden Gast, den er sich wünschte, zum Diner haben konnte und der das viele Geld gemacht hatte!« (Dickens 1987, S. 269). Dass das öffentliche Bild der privaten bzw. leiblichen Erscheinung dieser Figur, in keiner Weise korrespondiert, drückt sich in folgendem Zitat aus, das die erstmalige Begegnung des

erfolgreichen Geschäftsmannes mit der einer Aufsteigerfamilie entstammenden frischgebackenen Ehefrau seines Stiefsohnes beschreibt:

Mr. Merdle schlich um den Kamin herum, während er darauf wartete, Mrs. Sparkler zu begrüßen. Seine Hand schien sich in seine Manschette zurückzuziehen, als er dazu vortrat, und er gab ihr so viel von seinem Ärmel mit, also ob sie von der populären Darstellung des Guy Fawkes<sup>37</sup> empfangen würde. Nachdem er außerdem seine Lippen auf die ihrigen gedrückt hatte, nahm er sich selbst bei den Handgelenken in Gewahrsam und führte sich durch die Sofas und Stühle und Tische nach hinten ab, als ob er sein eigener Schutzmann wäre und zu sich sagte: Machen Sie keine Geschichten! Kommen Sie! Ich habe Sie fest am Kragen, und jetzt gehen Sie ruhig mit mir mit! (Dickens 1987, S. 268)

Wir sehen hier einen Menschen dargestellt, dessen Selbstwahrnehmung und Fremdbild durch einen unüberwindlichen Bruch gekennzeichnet sein müssen. Die subjektive und die im Sinne von George Herbert Meads Identitätstheorie objektivierte Wahrnehmung können nicht konvergieren. Unter diesen Umständen kann das Ich nur zu einer zumindest subjektiven Einheitlichkeit gelangen, indem es sich völlig der falschen Reflexion, dem äußeren Schein subsumiert oder indem es sich unabhängig von der äußeren Anerkennung macht.

Die bei Dickens so treffend darstellten körperbezogenen Symptome scheinen demgegenüber dem zum Scheitern verurteilten Versuch geschuldet, einen Kompromiss herzustellen zwischen Innen und Außen. Der zum Körper gewordene Leib gerät in die Geiselschaft des hemmenden Verstandes. Merdle wird deshalb von Dickens charakterisiert als »Meistergeist des Zeitalters, der seiner Gewohnheit treu war, zu jeder Zeit ein Geist zu sein, der sowenig wie möglich zu sagen hatte und große Schwierigkeit, wenn er es sagte« (Dickens 1987, S. 396–397). Heute würde man vielleicht von einer schizoiden Tendenz sprechen – einem Auseinanderfallen von Fühlen und Denken.

In Dickens' Darstellung ist noch nichts zu bemerken von der smarten Selbstkontrolle, auf die Reckwitz rekurriert. Es lässt sich jedoch ein Postulat aufstellen dergestalt, dass es Generationen braucht, um aus der Entfremdung, die aus dem Leib einen Körper macht und dem daraus sich ergebenden linkischen und zwanghaften Verhalten die nämliche nunmehr habituell gewordene souveräne Selbstkontrolle zu generieren. Das scheint mir besonders wesentlich zur Beurteilung von Konflikten, die sich quasi aus der Konfrontation unterschiedlicher Stadien der bürgerlichen Habitualisierung ergeben.

Wenn nun der Erfolg über habituelle Schwächen hinwegsehen lässt, dann dürften sie umso mehr hervortreten, wenn ein solcher Erfolg nicht zu verzeichnen ist. Das heißt,

---

<sup>37</sup> Guy Fawkes war ein katholischer Offizier, der 1605 ein Sprengstoffattentat auf den (protestantischen) englischen König Jacob I. und das englische Parlament versucht hat.

die soziokulturell geprägte Wahrnehmung der Erscheinung eines Menschen hängt ab von der binären Folie, die Erfolg oder Misserfolg konstituieren. Der Erfolg gewährt einen gewissen Schutzraum – der Erfolgreiche ist höchstens exzentrisch, der Erfolglose »minderwertig« bzw. nach der aktuellen Nomenklatur »psychisch gestört«.

Aber auch der Erfolg ist unter diesen Voraussetzungen problematisch – wirkt er doch als Falle, in der sich der Leib verfängt, sozusagen als Foucaultsche Seele. Denn dort, wo der Erfolg ein Ende findet, lauert das Nichts. Selbstkontrolle und unbändiger Erwerbstrieb – denn der Erwerb ist der Maßstab des Erfolgs – bestimmen das Geschehen. Das ganze hängt jedoch von psychischen Konstruktionen des Ichs ab, die der Außenwelt zugerechnet werden.

Dickens' Mr. Merdle kann als Konkretisierung dafür dienen, wie sich die Selbstbeherrschung auf die Wahrnehmung auswirkt. Befragt nach seiner Frau, hat er dazu keine eigene Meinung: »Mrs. Merdle«, sagte Mr. Merdle, »gilt allgemein als eine sehr anziehende Frau. Und sie ist es zweifellos. Ich bin mir bewusst, dass sie es ist« (Dickens 1987, S. 271). »Bewusstsein« heißt hier, eine Information von Anderen erhalten zu haben und sie in sich abzubilden, ohne sie beurteilen zu können. Der direkte Weg über die affektiv-leibliche Selbsterfahrung scheint versperrt.

Die einzig gültige – die einzig verbleibende – Perspektive, die dann freilich keine mehr ist, ist die des Allgemeinen, der Gesellschaft. Diese »Gesellschaft« findet sich bei Dickens ironisch personalisiert, als ein Wesen, das Herrschaft ausübt und alles unter seiner Knuete hat. Die »Gesellschaft« verlangt von diesem mächtigen Mann, dass er sich einen Oberbutler leistet, von dem er sich kontrolliert und unterdrückt fühlt. Wir finden hier also eine Gesellschaft umrissen, die gänzlich dem Schein, dem unbewegten Bild also, angehört. Selbst der Mächtige ist Sklave dieses Scheins. Er leidet unsäglich, um dem Schein, der Oberfläche zu dienen. Was aber fürchtet er, wenn er das eingravierte »Selbstbild« aufgeben und seinen spontanen Impulsen zu ihrem Recht verhelfen würde? Was würde geschehen, wenn er nicht mehr als die Sonne, der Mond, der Revisor des neuen Testaments erschiene? Die Umstände lassen vermuten, dass es der Tod ist, den er fürchtet (bzw. das, was er mit dem Signifikanten des Todes auszeichnet).

Dazu im Kontrast hatte Sokrates angesichts des Schierlingsbechers kundgegeben, er habe keine Angst vor dem Tod, denn er kenne ihn nicht, habe keine *Erfahrung* mit ihm. Man könne nicht vor etwas Angst haben, das man nicht kenne. Freud sollte der Angst in einer späten Phase seiner Theorieentwicklung analog eine erfahrungsabhängige Signal-

funktion zuweisen. Dies vorausgesetzt, wäre die die Selbstbeherrschung steuernde Angst also nicht die vor dem realen Tod, der den Körper betrifft. Die große Bedeutung die in einer Kultur wie der des kapitalistischen England dem Schein zukommt, rechtfertigt es, zu postulieren, dass es sich tatsächlich um den sozialen bzw. den Tod des Ichs (eines prävalenten Ichzustands, um genauer zu sein) handelt, der mit dem realen praktisch gleichgesetzt ist. Der soziale Tod lässt nichts übrig. Denn »wenn man nicht präsent ist, dann tut man viel besser daran, zu sterben« (Dickens 1987, S. 391), heißt es bei Dickens.

Das heißt, die reale leibliche Existenz ist doch davon zunächst unberührt, so sollte man meinen. Erinnern wir uns aber daran, dass der Sklave des Scheins seinen Leib zur Wahrung der Oberfläche mittels der Selbstbeherrschung zum »Körperding« (Böhme und Böhme 1983, S. 60)<sup>38</sup> und damit zu etwas Fremdem, Nichtidentischen gemacht hat. Muss das nicht bedeuten, dass dann das, was wir das Ich nennen, gänzlich an die gesellschaftliche Oberfläche akkommodiert ist? Was dem bürgerlich Etablierten als Ich erscheint, ist gänzlich gesellschaftlicher – ich sage nicht: sozialer – Natur. Das Paradoxe ist ja, dass jeder Bürger bzw. seine Familie in diesen Status aufgestiegen ist, aber diese Geschichte zugleich als Makel empfindet, empfinden muss, nämlich insofern er sich mit den Augen derjenigen betrachtet, die schon arriviert sind<sup>39</sup>. Wer deklassiert ist, hat dann nur die Chance, sich zu rehabilitieren, indem er andere deklassiert. Am Ende sind es die Fremden, die für eine solche Ich-Stützung herhalten müssen.

Die Geschichte muss verschwinden und damit auch der Leib, in den sie eingraviert ist. Ein Mr. Merdle hat demnach keine Geschichte und keinen Leib. Gerade das macht ihn vertrauenswürdig für viele, die ihm ihr Erspartes anvertrauen. Es kann nichts schiefge-

---

<sup>38</sup> Vgl. hier auch Waldenfels Waldenfels 2000, S. 248.

<sup>39</sup> Soziale Aufsteiger, die es nominal ganz bis nach oben schaffen wie in der deutschen Politik Franz Joseph Strauss, Helmut Kohl, Gerhard Schröder oder Christian Wulff kommen gleichwohl nie ganz oben an. Das wird ihnen von Journalisten, die dem etablierten Bürgertum entstammen, denn auch deutlich gezeigt. Kritikpunkt seitens der Journalisten sind dabei vor allem die »Beziehungsstrukturen«, die solche Politiker aufbauen und die ihnen mitunter den Vorwurf von Korruption einbringen. Die Kleinlichkeit ist dabei mitunter frappierend, wie etwa das Interview zum Ausdruck bringt, das Bettina Schausten mit Christian Wulff geführt hat, der als Bundespräsident wegen dem Verdacht der Bestechlichkeit in die Kritik geraten war. Unerkannt bleibt dabei meines Erachtens der unterschwellige Kulturkonflikt. Das etablierte Bürgertum dürfte dabei in seiner Entwicklung persönliche Beziehungen zunehmend durch die ihm gemäßen Normen und Werte (Maximen) substituiert haben. Die Kleinlichkeit – bei Wulff diskutierte man ernsthaft in den Medien über ein Kinderauto – erscheint dabei wie ein Verweis auf die kleinbürgerlichen (»anal«) Wurzeln. Die bürgerliche Perspektive scheint mir fälschlicherweise einseitig auf die erlangten finanziellen Vorteile abzustellen, während es dem Aufsteiger meines Erachtens typischerweise viel mehr um die persönlichen Beziehungen als solche geht, wie verzerrt (wegen eines möglicherweise bestehenden Machtungleichgewichts) diese auch sein mögen. Auch die Paranoia eines Helmut Kohl ist die Paranoia des Aufsteigers.

hen. Doch dann verschwindet der vom Körper dissoziierte Geist – er stirbt, lässt nur den »Körper eines plump gebauten Mannes mit einem stumpfsinnigen Kopf und groben, gemeinen Zügen« (Dickens 1987, S. 406) zurück. Mr. Merdle hatte sich das Leben genommen, als sich der schöne Schein nicht mehr aufrechterhalten ließ und die Seifenblase seines Finanzunternehmens kurz vor dem Platzen war. Da half auch keine Selbstkontrolle mehr – posthum war er nur mehr ein Lügner und Betrüger. Die Betrogenen in Dickens' Erzählung suchten sich schnell einen lebenden Sündenbock, über den sie nun herfallen – es ist einer der Ihren, einer, den die Erzählung bislang als besonders rechtschaffen ausgewiesen hat – anstatt den Fehler im System zu suchen.

Der weiteren Darstellung vorgreifend möchte ich hier postulieren: die investierte Erotik des Erfolgs hat kein Objekt mehr und das führt dazu, dass der unterschwellige Hass zum Vorschein kommt. Eine solche Konfiguration möchte ich eine perverse nennen: etwas Totes oder jedenfalls wertloses wird sexualisiert, zum Fetisch gemacht. Die Sexualisierung dient dabei dem Verbergen des Hasses. Wenn aber die implizite erotische Halluzination zusammenbricht, dann bricht sich der Hass wieder Bahn.

Denken wir etwa an die aktuelle Mode, nach plagiierten Doktorarbeiten bei Politikern zu fahnden und die damit verbundene *moral panic*. Denken wir an die Klage angesichts der aktuellen Pisa-Studie, dass die Schule zu wenig Selbstständigkeit und damit Kreativität gestatte und die Schüler stattdessen auf »plattgetrampelten Lösungswegen« sich tummeln lässt, wie eine Regionalzeitung schreibt. Aber ist es nicht naiv, eine Forderung – die nach mehr Selbstständigkeit im Lernen – zu stellen, während das System dies überhaupt nicht hergibt?

Der Soziologe Hartmut Rosa, der auch ein Buch mit dem Titel *Entschleunigung* publiziert hat, diagnostiziert in dem Aufsatz *Jedes Ding hat keine Zeit*, »dass sich diese Zeitqualität der sozial konstruierten, aber fest verankerten, erwartbaren Zeitstrukturen im 21. Jahrhundert in beschleunigtem Maße zersetzt, und zwar auf allen drei Zeitebenen des Alltags, des Lebens, der Epoche« (Rosa 2009, S. 33). Das ist sicherlich richtig, aber diese Feststellung reicht noch nicht aus, um das Problem in den Blick zu bekommen.

Ich bin vielmehr der Auffassung, dass man die Gegenwart nicht verstehen kann, ohne ihre Genese im Sinne Nietzsches zu berücksichtigen. Dabei gilt es vor allem, die nämlichen Aporien als Ausdruck von Problemen der Sozialstruktur, der sozialen Schichtung zu begreifen. Denn der die bürgerlichen Gesellschaften bestimmende soziale Vergleich kann nur dann seine aufmunternde Wirkung für denjenigen entfalten, für den er positiv

ausfällt, wenn dabei die zeitliche Dimension, der Prozess ausgeblendet wird. Man muss immer schon oben gewesen sein.

Indem also das Prozessuale ausgeblendet wird, ergibt sich eine unüberwindlich scheinende vertikale Kluft zwischen Oben und Unten, die sich dann übersetzt in eine horizontale zwischen Mensch und Mensch.

Der Aufstieg, den Dickens am Beispiel der fiktiven Familie Dorrit beschreibt, geht einher mit der Auslöschung der eigenen Vergangenheit, der Geschichtlichkeit überhaupt. Man war schon immer oben. Das heißt auch, die da unten sind gänzlich anderer Natur als man selbst. In diesen Zusammenhang lässt sich sicherlich auch die Dichotomisierung zwischen Normal und Anormal einordnen, der sich Foucaults Dissertation *Wahnsinn und Gesellschaft* gewidmet hat. Nicht verrückt zu sein ist immerhin etwas, worauf man auch in Armut noch stolz sein kann. Dergleichen schwingt mit, wenn man heutzutage auf die genetische Basis persönlicher Probleme rekurriert. Ein Hitler erscheint dabei wie eine groteske Überspitzung: bürgerlicher Aufstieg um jeden Preis – wenn schon nicht als Künstler, dann als Diktator – und das Bemühen, jede Spur seiner ärmlichen Anfänge zu verwischen.

Wenn die da unten aber gänzlich anderer Natur sind, dann ergibt sich praktisch eine Art Kastenstruktur der Gesellschaft. Der soziale Abstieg bedeutet dann nicht, dass man etwa nur zurückgeht auf einen früheren und nicht so herausgehobenen Zustand. Das Ich, das alles auf eine Karte gesetzt und sich losgesagt hat von allem, was gewesen ist einschließlich seines Leibes, verliert alles, wenn es seine Adhäsion an die gesellschaftliche Oberfläche verliert, die es stabilisiert. Der soziale Abstieg wird so als ein unendliches Fallen imaginiert. Man wird also versuchen, mit aller Gewalt die Adhäsion an diese Oberfläche aufrechtzuerhalten. Das ist es, was ich als *Mimikry* bezeichne. Ein solches Szenario kann jedoch auch erklären, dass der Verlust der Anhaftung an diese Oberfläche, die »Normalität«, der Statusverlust, unter Umständen dazu führen kann, dass jegliche Rücksicht fahrgelassen wird und Rache nunmehr das einzige ist, was die Persönlichkeit zu stabilisieren vermag.

### **3.2 Bindung und Selbstkontrolle**

Wechseln wir nun wieder die Perspektive und wenden uns der Kriminologie zu. Einer der bekanntesten zeitgenössischen Kriminologen dürfte Travis Hirschi sein, der 1969 in

seinem Buch *Causes of Delinquency* eine »soziale Bindungstheorie« entwickelt hat. Darin vertritt er die These, dass es ein Mangel an sozialer Bindung ist, der die Basis für Delinquenz bildet. Hirschi formuliert dieses Konzept als eigenen Akzent im Rahmen der kriminologischen Kontroll-Theorien, die zusammen mit den Strain- und den Kulturkonflikttheorien eine Zeit lang das maßgebliche Dreigestirn US-amerikanisch geprägter soziologisch-kriminologischer Perspektiven auf Devianz bildeten. Diese Perspektiven unterscheiden sich danach vor allem im Hinblick auf ihre Konzeption des Verhältnisses von Abweichung und Konformität.

### **3.2.1 Theoretische Perspektiven der Kriminologie: Konformität gegenüber Wertssystemen**

Während die Strain-Theorien in diesem Zusammenhang eine Spannung zwischen individuellen Bedürfnissen und gleichwohl anerkannten kulturellen Werten postulieren, die Kulturkonflikttheorien einen Konflikt zwischen unterschiedlichen Wertesystemen, geht Hirschi von einem prävalenten Normensystem aus, zu dem im Falle der Devianz die Bindung gelockert oder aufgehoben ist (Hirschi 1971, S. 3).

Den Strain-Theorien wirft Hirschi vor, sie seien »the historical result of good answers to a bad question«, nämlich der Frage Hobbes', warum Menschen gesellschaftliche Regeln befolgen. Diese Frage sei deshalb falsch, weil sie »assumes that something clearly variable is in fact constant«.

Diese Schwierigkeit habe zu einer Umkehrung der Fragestellung – nunmehr auf die Ursachen von Devianz gerichtet – und damit zu einem »interminable dialogue« geführt. Beide Fragestellungen gehörten jedoch zusammen. Während Hobbes Konformität weitgehend auf Angst zurückführe, halte die (zeitgenössische) Soziologie eine genuine moralische Obliegenheit der Normenkonformität dagegen. Darüber hinaus seien – so Hirschi über diese Auffassung – Menschen sehr empfänglich für die Erwartungen anderer. Soweit etwa Erfolg zu diesen Erwartungen gehört, dieser aber für das konkrete Individuum nicht anders als durch Devianz zu erzielen ist, ergebe sich eine Spannung zwischen unterschiedlichen Begehrensrichtungen, der nach Erfolg und der nach Konformität (Hirschi 1971, S. 4 f.).

Das heißt, aus dieser Perspektive wird die Spannung, die zwischen dem bei-sich-Sein und dem in-der-Welt-Sein, die Safranski als das Problem von Goethes Faust ausbuch-

stabilisiert hat, in eine mögliche Spannung zwischen Erfolg-Haben und konform-Sein transformiert. Der Erfolg vertritt bzw. ersetzt also das bei-sich-Sein.

Hirschi kritisiert an den Strain-Theorien zum einen die häufige Unverhältnismäßigkeit zwischen der postulierten konfliktgenerierten Frustration und dem delinquenten Akt. Zum anderen sei die Zeit der Untätigkeit und fortdauernden Konformität vor der Straftat trotz intensiver Frustration so kaum verständlich. Weiterhin würden delinquente Jugendliche sich in der Regel zu rechtstreuenden Erwachsenen entwickeln, ohne sich an den potentiell kriminogenen Bedingungen etwas geändert hätte. Schließlich sei die Strain-Perspektive auf die Unterklasse beschränkt und könne die Mittelschichtskriminalität nicht erklären (Hirschi 1971, S. 6 f.).

Hirschis Kritik richtet sich vor allem gegen Robert K. Merton als den Begründer dieser theoretischen Perspektive, der das kriminalitätsgenerierende Auseinanderstreben von Aspirationen und (realistischen) Erwartungen allzu simpel modelliert habe. Keineswegs ließe sich durch Forschung bestätigen »that all Americans place high and equal value on success« im Sinne Mertons, so dass sich aus der entsprechenden Schere kaum etwas über die Kriminalitätserwartung ableiten ließe. Die Strain-Theorien verstünden Kriminalität jedoch als dauernde Eigenschaft einer Person oder Klasse und seien also »inadequate and misleading« (Hirschi 1971, S. 8 f.).

Demgegenüber verzichteten die Kontrolltheorien auf die Unterstellung einer gegebenen Moralität und würden darauf verweisen, dass Kriminalität keine positive Erklärung benötige, da sie eine Abkürzung und Erleichterung im Hinblick auf das Erreichen von gegebenen Zielen darstelle. Moralität wird in dieser Perspektive variabel gehandhabt und individualisiert. Die Kontrolltheorien rekurrten demgegenüber auf die Rationalität der Kosten-Nutzen-Kalkulation (Hirschi 1971, S. 10 f.).

Kulturkonflikttheorien (Hirschi bezieht sich hier vor allem auf Sutherlands Theorie differentieller Assoziation) gingen wiederum von einer Konkurrenz von Wertmaßstäben aus, so dass die Mächtigkeit einer Gruppierung – genannt wird hier die Mittelklasse-Gesellschaft der USA – darüber entscheide, was anhand der eigenen Wertmaßstäbe als Delinquenz gelten solle (Hirschi 1971, S. 11). Die kontrolltheoretische Auffassung, dass »crime is an amoral act« wird von der Kulturkonflikttheorie abgelehnt »as middle-class nonsense« (Hirschi 1971, S. 12).

Hirschi unterscheidet also die genannten kriminologischen Perspektiven anhand des Kriteriums der Konformität gegenüber den Werten einer hegemonialen Gruppe. Wäh-

rend die Straintheorie ein solches Bedürfnis nach Konformität gegenüber den herrschenden Verhältnissen voraussetzt, tun das die beiden alternativen Theoriestränge nicht. Die Kulturkonflikttheorien gehen gleichwohl von einem Bedürfnis nach Konformität aus, das jedoch nicht auf die hegemoniale Gruppe und ihre Werte gerichtet sein muss. Die Kontrolltheorien verzichten demgegenüber auf die Annahme einer generell vorauszusetzenden Gruppenbindung.

### **3.2.2 Soziale Bindung – Bindung an Normgefüge und Mimikry**

Diese Gruppenbindung muss danach also begründet werden und diese Begründung versucht Hirschi mit seiner Theorie sozialer Bindung auszuführen. Für Hirschi bzw. die Kontrolltheorien gibt es also ein Jenseits der Gruppenbindung. Es gibt Freiheit, aber die Frage ist, ob diese totale Freiheit der Bindungslosigkeit ein Apriori darstellt oder nicht, das heißt, ob sie ein sekundäres Phänomen ist, eine Ent-Bindung darstellt.

Man muss diese Frage sicherlich vor dem Hintergrund der bereits skizzierten Debatte um den amerikanischen Konformismus sehen, dabei aber auch einen weiteren Aspekt im Auge behalten: der amerikanischen Geschichte, die durch die Besiedlung fremder Gebiete und die Konfrontation mit dem Jenseits der westlichen Zivilisation geprägt ist. Das wiederum heißt – und ich beziehe mich hier auf Safranskis (1997) Argumentation in seinem Buch *Das Böse oder das Drama der Freiheit* –: die Konfrontation mit der Grenze von Sinnstrukturen, mit Bedeutungslosigkeit jenseits gewachsener sozialer Zusammenhänge.

Vor diesem historischen Hintergrund muss man sicherlich auch die von Hirschi kritisierte abstrakte Gegenüberstellung von Konformität und Kriminalität – und ihre theoretische Unfruchtbarkeit – betrachten, die den Eindruck erweckt, als spiele der Mensch als intentionaler Akteur überhaupt keine Rolle, sei im Sinne Holzkamps ein schlichter »Organismus«, dessen Verhalten sich vorausberechnen lässt (Holzkamp 1972, S. 55).

Es gibt eben Menschen, deren Selbstwert völlig an die gesellschaftlich prävalenten Ideale gebunden ist und die deshalb alles tun würden, um diesen Idealen gemäß als normal zu erscheinen – dazu dürften auch die meisten Protagonisten der amokartigen Gewalt zählen.

Aber muss deshalb generell bei Kriminalität eine innere unerträgliche Spannung vorausgesetzt werden? Kann nicht auch beispielsweise die realistische Einschätzung des eigenen Status in der gegebenen Kultur und der geringen Wertschätzung durch die Kul-

turträger die Neigung, sich gesetzlichen Restriktionen zu unterwerfen, reduzieren? Kann nicht kulturelle Transferenz<sup>40</sup> auch zu kreativen Verbindungen unterschiedlicher Einflüsse führen, ohne dass es zu einem rigiden Entweder/Oder bezüglich der kulturellen Maßstäbe kommen muss? Kann ein rigides Kontrollsystem nicht wiederum zur Ausgrenzung bis hin zur Vernichtung des Nicht-identischen, des Nicht-Konventionellen führen?

Ich stimme Hirschi deshalb darin zu, dass sich beobachtbare Konformität herrschenden Normen gegenüber nicht einheitlich herleiten lässt; das gilt auch für das Gegenstück der Devianz. Ich möchte hier aber noch eine Überlegung aus psychoanalytischer Perspektive anfügen: wesentlich dürfte doch sein, welche Bedeutung dem gesellschaftlichen Ganzen samt seiner Normen und Konventionen für den Einzelnen zukommt.

Von daher möchte ich Hirschis Folgerung etwas problematisieren, dass mangelnde Bindung an ein Normensystem generell aus der beobachtbaren Devianz geschlossen werden könne. Die Aussage ist zwar nicht falsch, aber wenig aussagekräftig. Man sollte hier meines Erachtens unterscheiden zwischen einer abstrakt symbolischen und der konkret symbolischen Bindung. Hier geht es um die entwicklungsabhängige Fähigkeit, zu so etwas Abstraktem wie die Gesellschaft oder dem Rechtssystem überhaupt eine Art von Bindung zu erhalten. Soweit dies nicht der Fall ist, kann gleichwohl eine Art konkretistische Bindung an das Normengefüge, soweit es eine konkrete Bezugsperson symbolisiert, gegeben sein, die sich im Fall der Devianz sozusagen negativ formuliert.

Kriminalität bzw. Devianz organisiert sich deshalb meines Erachtens innerhalb von zwei Polen: dem der sozialen Marginalisierung und dem der psychischen Unreife. Beides dürfte jedoch konfiguratив miteinander verschränkt sein. Äußere Konformität kann demgegenüber gleichermaßen Ausdruck von psychischer Reife und psychischer Unreife sein. Meines Erachtens kommt es aber nur zu einer inneren Spannung, wie sie die Strain-Theorie voraussetzt, wenn das Individuum psychisch unreif ist, das heißt, wenn es durch aporetische innere Konflikte geprägt ist, die es kompromissunfähig machen.

Die Kritik an den Strain-Theorien halte ich deshalb für zutreffend, insofern nämlich die individuelle und unbedingte Übernahme hegemonialer Werte einer Kultur – insbesondere (wirtschaftlicher) Erfolg in den USA – begründungslos vorausgesetzt wird. Denn das deutet auf einen Mangel an Autonomie hin, der erklärungsbedürftig ist.

---

<sup>40</sup> Vgl. Reckwitz 2006.

Besonders relevant für diese Untersuchung ist Hirschis Verweis auf die zeitliche Differenz zwischen dem Auftreten von Stress und dem kriminellen Akt. Diese Differenz ist gerade bei den Amokfällen notorisch<sup>41</sup>. Das gilt auch für die (äußere) Unverhältnismäßigkeit von Anlass und Tat. Der kontrolltheoretische Gesichtspunkt, dass Ziele durch Kriminalität leichter und schneller erreicht werden können, hat eine gewisse Berechtigung, soweit man den medialen »(Nach-)Ruhm« berücksichtigt (»rampage killing«). Der scheint jedoch nicht immer maßgeblich zu sein. Da jedoch dies posthume Bekanntheit im Zeitpunkt ihres Eintretens zumindest für den suizidalen Amokläufer keine Bedeutung haben kann, da er nicht mehr existiert, würde sich darin eine Form von Irrationalität ausdrücken, die der rationalistischen Prämisse der Kontrolltheorien zuwiderläuft. Der Schwerpunkt von Hirschis Theorie liegt bei der Bindung an Institutionen wie dem Recht. Gegenüber rein instrumentellen Ansätzen des Kontrollparadigmas wie der *Rational Choice Theorie* betont Hirschi jedoch die Bedeutung sozialer Beziehungen. Stichpunktartig hat der Autor sein Konzept mit folgenden vier Begriffen umrissen: *attachment, commitment, involvement, belief*.

Im Rahmen seiner Bindungstheorie konstatiert Hirschi zunächst die auch von anderen amerikanischen Soziologen herausgestellte Sensitivität gegenüber der Meinung anderer (»Was sollen nur die Leute sagen?!«) Psychologen – gemeint ist hier wohl die seinerzeit in den USA tonangebende behavioristische Psychologie – gingen jedoch konträr von einem Mangel an Sensitivität der Meinung von Anderen gegenüber aus: sie sähen den Menschen als Autisten, als asoziale Monade an. Man merkt hier, wie die Disziplinengrenzen bzw. deren vorgegebene Optik (psychologischer Individualismus vs. soziologischer Kollektivismus) sich auf die Meinungen der Wissenschaftler auswirken.

Gegenüber einer zeitlich-kollektiven Typisierung wie bei Riesman oder einer individualistischen wie bei diversen psychiatrischen Positionen hält er diesen Umstand der Meinungsabhängigkeit (soweit er feststellbar ist) jedoch für variabel und erklärungsbedürftig.

Er macht auch deutlich, dass die – quasi mythologische – Figur des »psychopath« als Typus in tautologischer Manier häufig Beschreibung und Erklärung miteinander verschränkt; der »psychopath« sei nicht nur durch mangelnde Bindung an Andere und Ab-

---

<sup>41</sup> Jedoch liegt in diesem Phänomen auch ein gewisser Widerspruch zur später von Hirschi zusammen mit Michael Gottfredson entwickelten Selbstkontroll-Theorie.

stand zu konventionellen Motivationen charakterisiert, sondern auch durch »excessive aggressiveness«, »lack of superego control« and »an infantile level of response«.

Hirschi gibt ein Zitat von Barbara Wootton wieder, wonach der »psychopath [...] par excellence, and without shame or qualification, the model of the circular process [ist,] by which mental abnormality is inferred from anti-social behavior while anti-social behavior is explained by mental abnormality« (Wootton, zit. n. Hirschi 1971, S. 16 f.).

Konstrukte wie der *psychopath* sind demnach (zunächst) Produkte zirkulärer Argumentation. Solche Tautologien sind die logische Folge eines wissenschaftlichen (dekontextualisierenden) Atomismus und einer mechanistischen Begriffsbildung. Hirschi will deshalb die Phänomene, die unter dem Begriff – besser: dem Ausdruck *psychopathy* verdinglicht werden, entdifferenziert und ihren jeweiligen Beitrag zur Genese von Devianz berücksichtig wissen, führt sie jedoch gleichwohl vereinheitlichend auf einen Mangel an sozialer Bindung zurück.

Das heißt, während der Atomismus seinen Fokus auf dieses oder jenes Element und dessen linearen Einfluss auf ein anderes Element richten muss (während gleichzeitig und selbstwidersprüchlich die »Komplexität« der Zusammenhänge betont wird), wird bei Hirschi das *Zwischen* thematisch, das in diesem Fall die mangelnde Adhäsion gegenüber anderen bzw. der Gruppe ausmacht. Aus einer wissenschaftlichen Perspektive, die kein *Zwischen*, kein *tertium* anerkennt, ist dies vielleicht nicht genügend verstanden worden: Bindung ist kein Ding. Wenn man vorab entscheiden will, was der Inhalt eines Begriffs sein soll, dann bewegt man sich im Bereich des begrifflichen Narzissmus einer selbstreferentiellen Nomenklatura, die nicht evolviert, sondern nur etwas durch etwas anderes ersetzt werden kann und in dieser Hinsicht ihre Maximen zu Naturgesetzen hypostasieren muss.

### **3.2.3 Bindung, Moralität, kognitive Kontrolle**

Hirschi ist jedoch der Auffassung, dass *psychopathy* bzw. ein Mangel an Gewissen nur ein anderer Ausdruck für mangelnde soziale Bindung ist. »Impulsivität« und »Aggressivität« seien deshalb Folgen des Bindungsmangels bzw. »natural consequences of freedom from moral restraints« und daher keine individuellen Eigenschaften. Dagegen sei Auslöser der Entfremdung von den Anderen (»alienation from others«) regelmäßig ein interpersoneller Konflikt, der Feindseligkeit und Aggression evoziere.

Durkheims Satz »We are moral beings to the extend that we are social beings« kann – so Hirschi – interpretiert werden derart, dass die Internalisierung von Normen mit Moral und Gewissen gleichsetzt wird. Mit den Normen werde jedoch zugleich die sie verkörpernde Gruppe angegriffen. So könne geltend gemacht werden: »The essence of internalization of norms, conscience, or superego thus lies in the attachment of the individual to others« (Hirschi 1971, S. 18).

Entscheidend für die Abstinenz hinsichtlich Devianz sind also nicht das Gewissen oder Überich als solches – also die im Wesentlichen kognitiven moralischen Vorstellungen –, sondern die interpersonale Bindung. Auch die Psychoanalyse versteht ja das Überich als Beziehungsrückstand.

Weilbach formuliert hingegen im Hinblick auf Hirschis Begriff des *attachments* umgekehrt, das Individuum orientiere »sich in seiner Verhaltenswahl an den durch Bezugspersonen vermittelten internalisierten Werten und prüft, inwieweit ein sozial abweichendes oder kriminelles Verhalten die Beziehung zu emotional bedeutsamen Menschen gefährden könnte« (Weilbach 2009, S. 59).

Ich meine, dass Weilbach hier Hirschis Argumentation auf den Kopf stellt – im wahrsten Sinne des Wortes. Er geht nämlich offensichtlich von einem im Sinne Hirschis der Gruppe gegenüber bereits feindselig eingestellten Individuum aus, das nur aus Angst vor einer Offenbarung der Feindseligkeit zurückschreckt. Das Erklärungsmedium Angst hatte Hirschi jedoch – gegen Hobbes – entschärfen wollen. Bei Hirschi entsprechen sich deshalb Devianzbegehren und Feindseligkeit gegen Andere. Die Feindseligkeit stellt einen sozialen Protest dar.

Diese Diskrepanz bzw. Verkennung dürfte jedoch nicht nur ein individuelles Versehen sein, sondern sie lässt sich möglicherweise mit zwei sozusagen überindividuellen Aspekten in Verbindung bringen. Zum einen scheint mir Weilbachs Perspektive die der zeitgenössischen akademischen Psychologie zu sein, die sich durch eine übermäßige Betonung des Kognitiven, Rationalen gegenüber Affekt und Beziehung auszeichnet (Schönpflug 2013).

Darüber hinaus lässt sich Weilbachs Interpretation mit bestimmten soziokulturellen Wandlungen in Verbindung bringen, bei denen eine gespaltene Person, ein Kopf sozusagen, der einen Körper steuert – ich habe dies bereits erörtert.

Auch beim sogenannten »Borderline-Syndrom«, auf das ich noch zu sprechen kommen werde, spielt die bloß äußerliche Anpassung, die Mimikry als Präsentation eines *fal-*

*schen Selbst* (ein Begriff, den der Psychoanalytiker und Kinderarzt Donald W. Winnicott eingeführt hat), das »gute Miene zum bösen Spiel macht«, eine zentrale Rolle; in seiner Übertreibung drückt es jedoch auch allgemeinere Probleme aus.

Ich meine, dass Weilbachs Individuum diesem Phänomen in gewisser Weise entspricht, insofern sich das Ich in ein konformes und ein nichtkonformes aufzuspalten scheint. Daraus ergibt sich auch eine Verbindung zu den *Strain*-Theorien, insbesondere in der Neuformulierung von Robert Agnew (Agnew 1985).

Die rationale Komponente, die bei Weilbach schon den Attachment-Begriff zur Gänze ausmacht, findet sich bei Hirschi allerdings auch, und zwar im Begriff *commitment* – Verpflichtung, Hingabe, Engagement auch sich selbst gegenüber. Den psychologischen Kategorien des Ichs bzw. des »gesunden Menschenverstandes« wird damit ein soziologisches Äquivalent gegenübergestellt. Hier akzeptiert Hirschi nun auch den Hobbesschen Verweis auf die Angst, speziell im Hinblick auf durch Devianz verbaute Lebenschancen. Der rationale Aspekt erhält aber durch diese Positionierung einen deutlich geringeren Stellenwert als in Weilbachs rationalistischer Uminterpretation, in der er praktisch zum alleinigen und ausschließlichen Kriterium wird (Hirschi 1971, S. 20). Heißt das vielleicht, dass Beziehungsstrukturen inzwischen – Hirschis Text stammt von 1969 – weitgehend erodiert sind und nur noch die Angst vor möglicher Nichtidentität regiert? Das würde jedenfalls Analysen wie der von Christopher Lasch entsprechen, der den Narzissmus als signifikanten Ausdruck eines Zeitalters versteht (Lasch 1995).

Das Kriterium des *involvement* verweist nun (etwas) schlicht darauf, dass die Präokkupation durch konventionelle Tätigkeiten keine Zeit für Devianz lässt (Hirschi, a. a. O., S. 21–22). Deshalb ist wohl auch heutzutage die »Freizeit« kaum von der Berufstätigkeit zu unterscheiden. Gerade das häufig von Amokläufern kulturkritisch verwendete Kürzel »S.A.A.R.T.« – der standardisierte Lebensweg: Schule, Ausbildung, Arbeit, Rente, Tod – kann aber darauf hindeuten, dass *involvement* auch als Zwangsjacke wirkt, Eltern für ihre Kinder nur noch Ereignisse organisieren, wobei aber keine Luft zum Atmen bleibt.

Die Stärke des Glaubens (*belief*) in die moralische Gültigkeit des hegemonialen Normen- bzw. Wertesystems wiederum trägt nach Hirschi dazu bei, einen delinquenten Akt zu verhindern oder zu ermöglichen. Dieser Glaube müsse nicht durch Neutralisation überwunden werden – das würde den Annahmen der *Strain*-Theorien entsprechen – sondern seine Schwäche lasse wenig übrig, was neutralisiert werden müsse (a. a. O., S. 23 f.). Im Lichte des im vorigen Kapitel unter Berufung auf Foucault und Adorno Dargeleg-

ten würde ich das so interpretieren, dass unter Umständen das Verlassen des Bereichs des »Identischen« der »Normalität« schon einen point of no return darstellen kann, jedenfalls ein Kainsmal hinterlässt.

Das Bild, das Hirschi entwirft, ist nicht ganz von der Hand zu weisen, erscheint jedoch allzu adutomorph. Hirschi verweist allerdings auch auf die Rolle längerer Trennung von Mutter und Kind, die speziell in der Bindungstheorie John Bowlbys thematisiert wird, spricht ihr aber die Aussagekraft ab, da quantitative Studien ergeben hätten, dass es keinen statistischen Unterschied bezüglich Kriminalität gäbe »between those whose homes were broken before five years of age and those whose homes were broken later« (a. a. O., S. 86 f.).

Das zeigt meines Erachtens aber nur, dass das soziologische Raster hier viel zu grob ist. Das bloße räumliche Zusammensein von Eltern und Kind sagt nichts über das Beziehungsgefüge aus bzw. über Trennungssituationen, die sich im Wesentlichen nicht als räumliche, sondern als affektive Distanzierungen verstehen lassen. Hier kann nämlich in einer bestimmten Entwicklungssituation, auf die ich weiter unten eingehen werde, in der Tat die Bindung zwischen Mutter und Kind zerbrechen, und zwar schon wesentlich vor dem von Hirschi genannten Alter von 5 Jahren.

Soweit der Bindung an die Eltern über die Gewissensbildung als »Internalisierung von Normen« ein Delinquenz vermeidender Effekt zugesprochen wird, sei die Varianz von Devianz im Rahmen der Adoleszenz problematisch. Von interner (kognitiver) Kontrolle zu sprechen, sei bloße Tautologie. Hirschi bezieht sich hier auf Albert J. Reiss und dessen Buch *Delinquency as the Failure of Personal and Social Controls*. Der Autor versteht »personal control« als individuelle Fähigkeit, devianten »needs« zu widerstehen. Ein reifes Ich-Ideal, die Ausübung konventioneller sozialer Rollen sowie flexible rationale Kontrolle ist nach dessen Beobachtungen bei Rückfalltätern weniger wahrscheinlich. Diese Erklärung befriedigt Hirschi jedoch nicht, sie sei »beyond the reach of empirical observation«. Deshalb möchte er das Konstrukt der Internalisation von Normen eher beiseite lassen und das »moral element in attachment to parents« direkt der Bindung selbst zuschreiben (a. a. O., S. 87 f.).

### 3.2.4 Bindung und wissenschaftliche Zugänglichkeit

Diese Betonung der Bindung ist zweifellos wichtig, wobei jedoch der Versuch, den Begriff sozusagen mit Gewalt in das empiristische Raster zu pressen, ihn zwangsläufig etwas mechanistisch erscheinen lässt. Die Abarbeitung der äußeren »Merkmale« der Bindung wirkt dann häufig in solcher Weise »entbindend«, dass nach meinem Eindruck der Begriff häufig gar nicht verstanden werden kann. Der Begriff der sozialen Bindung wird dann allzu konkretistisch interpretiert, nämlich als rein körperliche (»masochistische«) Unterordnung. Es geht dabei jedoch vor allem um Sinnstiftung. Bindung bedeutet die Integration in Sinnsysteme, die eben vorreflexiv als »bindend« erlebt werden. Es ist demnach zwischen zwei wesentlichen Modi zu unterscheiden:

- eine »echte« Bindung, die auf einer solchen Sinnintegration beruht;
- eine »unechte«, eine Schein-Bindung, die auf einer Unterwerfung aus Angst beruht.

Der Versuch der empirischen Bindungsmessung führt deshalb zwangsläufig in die Tautologie.

Das zeigen insbesondere manche Amokfälle, die eben nicht immer den klischeehaften Einzelgänger zeigen, sondern Menschen, die äußerlich völlig integriert schienen wie die beiden Täter von Littleton<sup>42</sup>. Das gilt im Übrigen auch für den Degerlocher Hauptlehrer. Und Breivik hat sich erst radikalisiert, als er 2006 wieder bei seiner Mutter eingezogen ist. Bindungsverlust dürfte deshalb in erster Linie mit Sinnverlust konvergieren und hier stellt sich die Frage, was diesen Sinnverlust bewirkt – eine Frage, die die Bindungstheorie nicht beantwortet hat.

Ich werde jedoch später zu begründen suchen, dass es gerade im Wesen der traumatischen Erfahrung liegt, dass Sinngefüge zerstört werden. Wenn man davon ausgeht, dass der Mensch primär isoliert ist und erst sekundär Bindungen eingeht, dann widerspricht dem schon seine Herkunft aus der Verschmelzung von Samen- und Eizelle zweier gegengeschlechtlicher Individuen. Die Verbindung des Differenten ist also sein Gründungsakt. Darüber hinaus wächst er in einem anderen Organismus, dem der Mutter, heran, die ihn auch nach der Ent-Bindung der Geburt auf eine neue Art bindet. Ohne ein gewisses Maß einer solchen Betreuung hätte das Kind keine Überlebenschance. Bezüglich der Relevanz von Sinnsystemen muss darüber hinaus an das Experiment Friedrichs II. erinnert werden. Bekanntlich sind die kleinen Kinder, die man hatte ohne

---

<sup>42</sup> Vgl. weiter unten.

Sprache aufwachsen lassen, um herauszufinden, welche Sprache sie von sich aus sprechen würden, gestorben.

### 3.2.5 Selbstkontrolle

Trotz seiner Kritik an Reiss verschiebt Hirschi als Koautor von Michael Gottfredson (1990) seinen Fokus später von der Bindung hin zur Selbstkontrolle.

Die Autoren beklagen zunächst, dass das Untersuchungsfeld der Kriminologie fremdbestimmt sei, insofern der Staat durch seine Gesetze festlege, welche Handlungen als kriminell zu gelten hätten. Diese Sorge ist freilich berechtigt, da ja der berühmte Federstrich des Gesetzgebers eine Handlung, die eben noch legal war, zur illegalen machen kann und vice versa. Was wäre da noch zu erforschen (Gottfredson und Hirschi 2004, S. 1)?

Die Untersuchung von kriminellem Verhalten müsse deshalb bei der menschlichen Natur ansetzen, wie es die sogenannte »klassische Theorie« der Kriminalitätsentstehung beabsichtige.

Diese »klassische Theorie« Hobbes', Benthams und Beccarias sehe den Menschen zwischen das Streben nach Lust und die Vermeidung von Unlust positioniert. Aus diesen Bestrebungen verstehe sich das entsprechend rational erscheinende kriminelle Handeln. Kriminalität sei demnach rationales Wahlhandeln, bei dem der Lustaspekt den Unlustaspekt überwiegt. Letzterer könne durch Sanktionssysteme (nach Bentham physische, religiöse, moralische und politische) beeinflusst werden. Gottfredson und Hirschi verweisen besonders auf »the actions of neighbours and the community as the most important sources of pleasure and pain in the individual«, die bei Bentham als »moralische« Sanktionen gelten. Moderne Vertreter eines ökonomistischen Rational Choice Ansatzes würden diese soziale (»moralische«) Dimension hingegen weitgehend ignorieren (a. a. O., S. 5 f.).

Das könnte auf eine gewisse Veränderung der kapitalistischen Gesellschaft verweisen, die aus dieser Sicht einerseits immer individualistischer und andererseits immer abstrakter geworden ist. Andererseits könnte sich auch lediglich das Milieu geändert haben, aus dem sich die entsprechenden Forscher rekrutieren. Dem könnte sich übrigens auch der Aufschwung des Rationalismus (»Kognitivismus«) in der Psychologie verdanken. Die Autoren verweisen demgegenüber jedoch auf eine andere soziologische Tradi-

tion, die »moral sanctions« einen hohen Stellenwert einräumt und zu der auch die bereits dargestellte Bindungstheorie Hirschi zählt (a. a. O., S. 5 f.).

In Ablehnung des »hedonistic calculus« Benthams habe die Soziologie eine »positivistic view« eingenommen, derzufolge »people are naturally social and must therefore be compelled to commit deviant or criminal acts by forces over which they have no control«. Die Autoren kritisieren hier die positivistische Engführung, die von einem (konstruierten) Begriff auf entsprechende Ursachen des so vereinheitlichten Phänomens schließe. So werde ein »radikaler« Empirismus produziert – ich würde hier von Atomismus sprechen – der »attempts to discover distinct types of causes for distinct types of offences«. Dadurch entginge dieser Perspektive Verständnis fördernde Ähnlichkeiten im nicht-kriminalisierten Bereich. Ähnlich hatte Hirschi schon im Rahmen seiner sozialen Bindungstheorie argumentiert. Der erzielte Bonus sei jedoch zunächst ausreichend als Erklärung, während die sozialen »Kosten« hier in Gestalt des Unlust-Pols zu berücksichtigen wären (a. a. O., S. 10 f.).

Hirschi's Kritik an der zeitgenössischen Theoriebildung lässt sich also durchaus als konvergent zur bereits exemplifizierten Kritik insbesondere am US-amerikanischen Konformismus lesen, der den Menschen als bloßen »Organismus« erscheinen lässt, der als Rädchen im Getriebe, in der »machine« funktioniert. Diese axiomatische Voraussetzung erst lässt Kriminalität als Verstoß gegen Gesetze oder auch Konventionen als etwas so Außergewöhnliches erscheinen, dass der Eindruck des Monströsen entsteht. Kriminalität erscheint damit gegenüber dem »Normalbürger« als das ganz andere, das nichts mit einem selbst zu tun hat und mir scheint, dass dieses Axiom auch im wissenschaftlichen Bereich – soweit die »entfremdende« Tendenz betroffen ist – die Subjekt-Objekt-Spaltung zementiert.

Aus Sicht der *klassischen Theorie*, die entsprechend instrumentell zu verstehen ist, werde eine kriminalisierte Handlung gewählt, um bestimmte Ziele leichter, einfacher und schneller zu erreichen, als dies auf konventionellem Wege möglich wäre. Entsprechend seien dem Sanktionen entgegenzusetzen, deren Wirksamkeit durch »certainty, severity, and celerity« gewährleistet sei (a. a. O., S. 12).

Die klassischen Kriminalitätstheorien verstehen Gottfredson und Hirschi demnach als Kontrolltheorien. Die Wirkung strafrechtlicher Sanktionsdrohungen stamme jedoch nach Bentham zu großen Teilen »from their connection to social sanctions«. Die Auto-

ren wiederholen hier den Aspekt der schwachen sozialen Bindung, wodurch kriminelles Verhalten wahrscheinlicher würde.

Das impliziere jedoch nicht die Unterstellung einer generellen Asozialität des Menschen: es werde auch nicht von festen Persönlichkeitseigenschaften wie »Aggressivität«, »Extraversion«, »antisozialer Persönlichkeit« oder »Psychopathie« ausgegangen (wie in der behavioristischen Psychologie, etwa bei Eysenck). Die behavioristische Psychologie habe demgegenüber zu einer Positivierung des Kriminellen als Quasi-Entität geführt (was im Übrigen begrifflich auf die Tradition des Monsters verweist). Bei Bentham finde sich eher ein Streben nach Balance von widerstrebenden Impulsen (a. a. O., S. 85 ff.).

Gleichwohl vorhandene individuelle Unterschiede im Hinblick auf deviante Verhaltensweisen trotz negativer »Kosten-Nutzen-Bilanz« wollen Gottfredson und Hirschi mit ihrem Konzept der – in dem Fall mangelnden – Selbstkontrolle erklären. Die Theorie ist also als Ergänzung zur »klassischen« Kriminalitätstheorie gedacht (a. a. O., S. 87).

Da kriminelles (strafrechtlich sanktioniertes) Handeln auf die unmittelbare Erzeugung von Lustgefühlen (pleasure) – auch durch Beseitigung von Irritationen, etwa als Gewalt gegen ein schreiendes Kind – ausgerichtet sei, lasse es sich mit entsprechend motivierten, nicht kriminalisierten Handlungsweisen wie Rauchen, Trinken, Glücksspiel oder der Zeugung unehelicher Kinder vergleichen. Menschen mit geringer Selbstkontrolle »tend to have minimal tolerance for frustration and little ability to respond to conflict through verbal rather than physical means« (a. a. O., S. 90).

Hirschi und Gottfredson kritisieren dabei die tautologische Rückführung von bestimmten Erscheinungen wie die Unfähigkeit zur Aufrechterhaltung enger Beziehungen, zu beruflichem Erfolg und Selbstständigkeit; Devianz, Unberechenbarkeit, Impulsivität und Frustrationsintoleranz auf ein Wort wie »antisoziale Persönlichkeit« als »Ursache« bei Lee Robbins (a. a. O., S. 93 f.). Ein solches Wort wie »antisoziale Persönlichkeit« kann aber, wie die *Labeling*-Theorie betont hat, ein Boomerang sein. Der von Hirschi und Gottfredson vorgeschlagene Begriff der mangelnden Selbstkontrolle erscheint demgegenüber weniger invasiv und totalitär sowie dynamischer. Er impliziert nach meinem Dafürhalten Nichtwissen.

Während Hirschi in seiner sozialen Bindungstheorie also die Abwesenheit sozialer Eingebundenheit als kriminalitätsauslösendes Moment betont, ist es in der späteren, mit Gottfredson ausgearbeiteten Theorie mangelnder Selbstkontrolle so etwas wie die Bin-

dung im Selbst, deren Mangel kriminogen wirkt; und beide Modalitäten dürften aufeinander verweisen.

Als wesentliche Bedingung mangelnder Selbstkontrolle sehen die Autoren die »absence of nurturance, discipline, or training«. Selbstkontrolle muss danach also anerzogen werden. Zwar seien die individuellen Voraussetzungen (»traits«) unterschiedlich, gleichwohl sei eine effektive Sozialisation immer möglich. Die Fähigkeit zum Gratifikationsaufschub zugunsten späterer Zwecke ist für die Autoren die Konsequenz entsprechenden Trainings. Die elterliche Aktivität gelte dabei vor allem der Eindämmung der kindlichen Impulsivität durch Verdeutlichung der Konsequenzen. Eine adäquate Kindererziehung sei deshalb durch drei Bedingungen charakterisiert: Überwachen des kindlichen Verhalten; Feststellen von unerwünschtem Verhalten; Bestrafen dieses Verhaltens (a. a. O., S. 95 ff.).

Dieses Postulat, das die Enge der in Verruf geratenen bürgerliche Kleinfamilie beschwört, ist natürlich geeignet, Kritik auf sich zu ziehen. Problematisch erscheint mir aber vor allem, dass die innerfamiliären Beziehungs- und Bedeutungsstrukturen durch ein solches Modell allzu sehr vereinfacht werden, insofern die affektive bzw. psychosexuelle Entwicklung ausgeblendet wird, wie auch der äußere, soziokulturelle Rahmen keine Berücksichtigung findet – nämlich inwieweit er mit dem binnenfamilialen Klima konvergiert oder eben nicht<sup>43</sup>.

### **3.3 Aktivität im Vorderhirn und Selbstkontrolle**

Nach dem Neuroboom gibt es jedoch auch Kritik vonseiten der Vertreter einer neuropsychologischen Perspektive auf Kriminalität. So bringen Kevin M. Beaver et al. das soziologische Konzept der Selbstkontrolle mit der Neurophysiologie in Verbindung und betonen, dass »the capacity for self-control resides in specific regions of the brain«, vor allem im Bereich des Frontallappens des Neocortex, der mit Verhaltenshemmung und -koordination als Teil sogenannter Exekutivfunktionen in Verbindung gebracht wird (Beaver et al. 2007, S. 1345 f.).

Die Autoren räumen ein, der Mangel an Selbstkontrolle sei »a robust predictor of a wide range of delinquent and maladaptive behaviors« (a. a. O.). Unberücksichtigt bleibe dabei jedoch, dass zum einen ein signifikantes Ausmaß an Varianz der Selbstkontrolle nicht

---

<sup>43</sup> Ich verweise hier auf die Studie von Elias und Scotson, vgl. S. 83 ff.

erklärt werden könne – dieses demnach situationsabhängig sei – und zum anderen der Einfluss genetischer bzw. biologischer Komponenten. Neuere Forschungen hätten enthüllt, »that biogenic factors have an important effect on self-control – perhaps even more important than social factors«. Die Autoren verweisen auf Zwillingsstudien, die Probleme der Impulskontrolle und der Selbst-Regulation weithin auf genetische Einflüsse zurückführen, während die Neuropsychologie dabei die Zentralität der Hirnstruktur des präfrontalen Cortex‘ betone (a. a. O.).

Sicherlich ist die Kritik von Beaver et al. an soziologischen Kriminalitätstheorien wie die von Gottfredson und Hirschi nicht ganz unberechtigt, die danach »down-play the effects of biological and genetic factors«. Während nach Gottfredson und Hirschi die Auswirkungen dieser Faktoren auf die Selbstkontrolle als »near zero« zu gelten hätten, seien neuropsychologisch orientierten Autoren zufolge »problems with behavioral and emotional regulation, including the capacity to exercise self-control, [...] the result of a deficiency in executive functions – functions that reside in the brain and are under genetic influence« (a. a. O.).

Ich möchte nicht bestreiten, dass die Perspektiven »Exekutivfunktionen« und »Selbstkontrolle« eng miteinander korrespondieren, solange man hier eben die Perspektivität und das Nichtwissen – die Unabgeschlossenheit des Wissens im sokratischen Sinne – berücksichtigt. Mir scheint aber, dass der diesbezügliche Streit auch um Herrschaftsansprüche geht, nämlich um die Gültigkeit der jeweiligen, nicht unbedingt explizierten disziplinimmanenten Prämissen und Axiome. Es geht also um wesentlich mehr als nur um die Vergleichbarkeit von Konzepten. Eine solche Vergleichung kann nur sinnvoll sein, wenn die jeweiligen Konnotationen mit in den Blick genommen werden.

Waldenfels kritisiert deshalb zu Recht nicht etwa diese sich dem Menschen als »Körperding« nähernde Forschung als solche, »sondern ihr vermessenenes Selbstverständnis und die sich daraus nährende Überzeugung, Körperprozesse seinen *nichts anderes* als ein mechanistisch ablaufendes Geschehen« (Waldenfels 2000, S. 24)<sup>44</sup>.

---

<sup>44</sup> Felix Tretter hat sich aus psychiatrischer Sicht kritisch mit den boomenden Neurowissenschaften und deren Versprechungen und Weltbild auseinandergesetzt; er kennzeichnet vier wichtige Probleme, die »von Neurobiologen gewohnheitsmäßig übergangen oder ungenau beantwortet« würden. Den Anfang bilde die Frage: »Was genau ist das Geistige?«; jedoch gäbe es schon keine Einigkeit über den Begriff »Bewusstsein«. Die zweite Frage laute, »Was genau ist das Gehirn?« bzw. wodurch grenze es sich vom übrigen Körper ab? Die dritte Frage macht die Probleme deutlich, die ein neurobiologischer Reduktionismus mit sich bringt: »Wo im Gehirn sitzt eigentlich der Geist?« Die Zuordnung von Funktionen und Gehirnstrukturen in der neurowissenschaftlichen Forschung entspreche »Korrelationen wie die berühmte Beziehung zwischen Storchenflug und Kindsgeburten«. Solche Zuordnungen würden aber als »ursächliche, als Kausalbeziehungen« verkauft. Demge-

Der präfrontale Cortex ist hinter der Stirn und vor den motorischen und prämotorischen Regionen des Gehirns lokalisiert und besteht aus drei Substrukturen, dem dorso-lateralen präfrontalen Kortex (DLPFC), dem orbitofrontalen Cortex (OFC) und dem medialen präfrontalen Cortex (MPFC). Der DLPFC ist dabei – so wird angenommen – mit den Aufgaben der Verhaltenshemmung (»behavioral inhibition«), der kognitiven Kontrolle, der Informationsverarbeitung sowie des Arbeitsgedächtnisses assoziiert. Dem OFC wird eine wesentliche Rolle bei der Affektregulierung, komplexen Entscheidungen und Zielorientierung zugeschrieben. Die Fokussierung der Aufmerksamkeit bei der Lösung einer Aufgabe ist wiederum dem MPFC verknüpft. Diese koordinierten präfrontalen Aktivitäten sind es, die als »Exekutivfunktionen« angesprochen werden.

Bei S. S. Ishikawa und Adrian Raine heißt es dazu: »Executive functions refer to a cluster of higher order cognitive processes involving initiation, planning, cognitive flexibility, abstraction, and decision making that together allow the execution of contextually appropriate behavior« (zit. n. a. a. O., S. 1347). Beaver et al. berufen hier auch auf Terrie Moffitts Darstellung der Exekutivfunktionen:

The normal functions of the frontal lobes of the brain include sustaining attention and concentration, abstract reasoning and concept formation, goal formulation, anticipation and planning, programming and initiation of purposive sequences of motor behavior, effective self-monitoring of behavior and self-awareness, and inhibition of unsuccessful, inappropriate, or impulsive behaviors, with adaptive shifting to alternative behaviors. These functions are commonly referred to as »executive functions«, and they hold consequent implications for social judgment, self-control, responsiveness to punishment, and ethical behavior (Moffitt, zit. a. a. O.).

Sie vergleichen nun diese neurobiologisch orientierte Darstellung der Exekutivfunktionen mit Gottfredsons und Hirschs Phänomenologie der geringen Selbstkontrolle, die das Fehlen bzw. die Schwäche im Bereich dieser Funktionalität bei Menschen, die strafrechtlich auffällig werden, behaupten: »Specifically, people with low self-control are impulsive and lack the ability to delay gratification, prefer simple tasks that do not require persistence, are risk seekers, are self-centered, prefer physical activities to mental ones, and have a bad temper« (a. a. O., S. 1347-1348). Beide Konzepte, das soziologische der Selbstkontrolle und das neuropsychologische der Exekutivfunktionen – so die

---

genüber seien Grundfragen keinesfalls geklärt: »ob das Gehirn das Geistige »erzeugt« und, wenn ja, wie? Und ob das Geistige, auch wenn es etwas nicht weiter definierbar Körperliches wäre, auf das Gehirn einwirken, Handlungen steuern kann?« Weiterhin sei zu klären, »was notwendige und was hinreichende Bedingungen für das Psychische sind«. Neurobiologen wichen diesen Fragen häufig mit einer monistischen Weltsicht aus, die Gehirn und Geist gleichsetze; das jedoch sei Metaphysik Tretter 2014, S. 123.

Autoren – weisen wesentliche – implizite – Übereinstimmungen auf, nämlich im Hinblick auf

- die Wichtigkeit die sie der Regulation impulsiver Tendenzen und der Fähigkeit zur Kontrolle von Emotionen und zur Aufrechterhaltung der Aufmerksamkeit zumessen,
- der Bedeutung, der sie kognitiven Kapazitäten zur Vorhersage von Verhaltenskonsequenzen beilegen,
- den Nachdruck, den sie auf die Fähigkeit zur Stimmungsregulierung sowie zur Hemmung inadäquaten Verhaltens legen sowie auf den
- Umstand, dass Probleme im Bereich der Exekutivfunktionen bzw. der Selbstkontrolle zu abweichendem, delinquenten und gewalttätigen Verhalten führen können (a. a. O. S. 1348).

Es spreche demnach einiges dafür, dass »the distinction between self-control and executive functions may be because of artificial disciplinary boundaries« (a. a. O.). In diesem Zusammenhang verweisen Beaver et al. auch auf die offene Feindseligkeit der soziologisch dominierten Kriminologie gegenüber biogenetischen Erklärungsansätzen von Kriminalität, denen wiederum seitens psychologisch bzw. interdisziplinär orientierten Kriminologen verstärkt Anerkennung zuteilwerde.

Hier dürfte sich denn auch ein Kulturkonflikt abspielen, denn alles, was gemessen wird, wird gemessen auf der Basis einer Matrix, von Axiomen, die wiederum Ausdruck eines »hegemonialen Habitus« sein können, der seine Kontingenz zu verleugnen tendiert. Ich meine damit speziell die außerordentliche Wertschätzung des Kognitiv-Rationalen in der bürgerlichen Kultur, die meines Erachtens zu einer Vereinseitigung des wissenschaftlichen Blickpunkts geführt hat.

Unter Berücksichtigung dieser Bedenken könnte man die folgende Formulierung von Beaver et al. auch umkehren: »Neuroscience and brain science research indicates that self-regulation and levels of self-control are partially influenced by the functioning of the prefrontal cortex« (Beaver et al. 2007, S. 1348), indem man den Einfluss der Selbstregulierung auf die Gehirnentwicklung herausstellt. Dies scheint umso mehr der Fall zu sein, als sich die Reifung des präfrontalen Kortex bis in die Mitte des dritten Lebensjahrzehnts hinzieht und diese Hirnstruktur als eine der letzten ausreift (a. a. O.). Beaver et al. machen im Hinblick auf entsprechende Funktionsstörungen den negativen Einfluss von Giften wie mütterlichem Tabak- oder Alkoholgenuss während der Schwangerschaft

sowie Erbgutschädigungen geltend, was allerdings nicht ausgeführt wird, umgehen damit aber wiederum den Beziehungsaspekt im Sinne des naturwissenschaftlichen Monismus, auf den ich später noch einmal zurückkommen werde.

Die Studie, die Beaver et al. berichten, wollte durch die Auswertung von entsprechenden Datensammlungen herausfinden, ob spätere Mängel an Selbstkontrolle (anhand bestimmter Maßgaben operationalisiert) eher auf mangelhaftem Erziehungsmanagement oder auf neuropsychologischen Defiziten beruhten, die als Ausdruck einer Schädigung des Frontalcortex verstanden wurden. Um dies zu ermitteln, wurden Erhebungen ausgewertet, die fein- und grobmotorische Fähigkeiten im Kindergartenalter getestet hatten, denn der präfrontale Cortex habe nach Miller und Cohan »preferential connections with motor system structures that may be central to how the PFC [prefrontal cortex] exerts control over behavior« (Beaver et al. 2007, S. 1351).

Diese Fähigkeiten zur Muskelkontrolle wurden in Bezug gesetzt zum jeweiligen elterlichen Erziehungsstil. Das Ergebnis der Studie wird folgendermaßen zusammengefasst: »The results revealed that most of the parenting measures had relatively small and inconsistent effects on self-control. Overall, the neuropsychological measures were among the most consistent predictors of childhood levels of self-control« (Beaver et al. 2007, S. 1356).

Die Studie macht es in der Tat wahrscheinlich, dass anders als dies von Gottfredson und Hirschi angenommen wird, die (kognitive) elterliche Kontrolle im späteren Lebensalter kaum den Ausschlag für eine angemessene Selbstkontrolle gibt.

Meines Erachtens liegt jedoch das Problem in der strikten Gegenüberstellung von Neurobiologie einerseits und sozialem bzw. Erziehungsverhalten andererseits. Ob die fein- und grobmotorischen Fähigkeiten sinnvoll als Ausdruck nichtsozialer biostruktureller Gegebenheiten operationalisiert werden können, ist nämlich durchaus fraglich. Denn auch das Kindergartenkind hat soziale Erfahrungen gemacht und diese Erfahrungen können gerade im frühen Lebensalter in besonderem Maße auf die biologischen Gegebenheiten zurückwirken. So ist hier insbesondere die Qualität der vorsprachlichen Beziehung zur Mutter maßgeblich.

Demgegenüber haben Beaver et al. (in ihrer Wirkungsweise) unpersönliche Einflüsse wie Intoxikation während der Schwangerschaft in den Blick genommen. Das Auftreten motorischer Auffälligkeiten im Kindergartenalter heißt also nicht zwangsläufig, dass es sich hier um biogenetische Vorgaben oder (im weitesten Sinne) »mechanische« Pertur-

bationen handeln muss. Da die Motorik als Ich-Funktion gelten kann, wäre auch nach Struktur und Genese dieses Ich im Beziehungskontext zu fragen.

### 3.3.1 Bezogenheit und Selbstkontrolle

Denn nicht der Präfrontalkortex handelt, sondern die Person, die im Ich ihren zentralen Ausdruck findet. Oliver Sacks schreibt in diesem Sinne:

Die Neuropsychologie ist eine bewundernswerte Wissenschaft, aber sie schließt die Psyche [...] aus. Es ist das Ziel der Neuropsychologie wie auch der klassischen Neurologie, vollkommen objektiv zu sein, und eben darauf basieren auch ihre großen Erfolge und Fortschritte. Aber ein lebendes Wesen und insbesondere ein Mensch ist vor allem [...] ein Subjekt, nicht ein Objekt. Ebendieses Subjekt, das lebendige »Ich«, ist es, das [von der Neuropsychologie] ausgeschlossen wird (zit. nach Solms 2006, S. 856).

Mark Solms, der die Neurowissenschaft mit der Psychoanalyse verbindet, ist ebenfalls der Auffassung, dass die Neuropsychologen sich zu einem fragwürdigen Reduktionismus steigern, der das Subjekt kolonisiert:

Was das Hirn einzigartig macht, ist seine Fähigkeit zur Subjektivität, seine Fähigkeit, Gefühle zu empfinden und sich seiner Urheberschaft gewahr zu sein. Kein anderes Organ des Körpers und keine mechanische Vorrichtung verfügt über diese Besonderheiten. Wenn wir nicht diese Eigenschaften des Gehirns ins Zentrum unserer (theoretischen und methodologischen) Bemühungen rücken, die »Mechanismen« zu ergründen, die dieses geheimnisvolle und wunderbare Organ steuern, werden wir es nie wirklich verstehen (Solms 2006, S. 856)

Darüber hinaus weist Solms in einem Vortrag anlässlich von Sigmund Freuds 150. Geburtstag im Hinblick auf die Freudsche Triebtheorie darauf hin, dass die im Mittelpunkt der Neuropsychologie stehende »repräsentationale Kognition die eigentlichen Grundkräfte verdeckt und verdunkelt, die uns in einem weit höheren Maße antreiben, als es Freud klar war«. Freud habe jedoch im Kontrast zu den Vertretern der Kognitions- und Neurowissenschaft »die herausragende Wichtigkeit der bewussten Instanz unserer Psyche, des empfindungsfähigen, fühlenden, willensbegabten Ichs« erkannt. Kognitions- und Neurowissenschaftler seien »offenbar tatsächlich der Überzeugung [...], dass wir das Subjekt ignorieren und die menschliche Psyche wie einen bloßen Gegenstand behandeln könnten, so als wäre sie nicht mehr als eine informationsverarbeitende Vorrichtung oder ein Organ ähnlich wie die Leber« (Solms 2006, S. 855).

Es ist also fraglich, ob man den Menschen tatsächlich als einen zusammengesetzten Haufen von Modulen betrachten kann, wie er von den Kognitionswissenschaften modelliert wird. Das heißt, das, was Beaver et al. an einer Hirnstruktur festmachen, muss auf die Person bezogen werden und das heißt: auf ihre Geschichte und ihre Versuche, sich zu behaupten. Dass diese Geschichte und die sich in ihre konstituierende Intention

nalität schon vor der Sprache beginnt, wird leider von der Kognitionspsychologie ausgeblendet, während sie die sozialen Effekte, die sich im Verhalten niederschlagen, biologisiert.

Mit Freud lässt sich also zunächst festhalten: »Wir stellen uns auf den Boden der Alltagsweisheit und anerkennen im Menschen eine seelische Organisation, die zwischen seine Sinnesreize und die Wahrnehmung seiner Körperbedürfnisse einerseits, seine motorischen Akte andererseits eingeschaltet ist und in bestimmter Absicht zwischen ihnen vermittelt. Wir heißen diese Organisation sein Ich« (Freud 2000d, S. 286).

Um dieses Ich kommen wir nicht herum, wenn wir uns mit Fragen der Selbststeuerung befassen.

### **3.3.2 Epigenetik und Stress**

Zunächst soll es erst einmal um den Beziehungskontext aus einer neurobiologischen Perspektive gehen. Denn auch die experimentelle Psychologie ist – durch Zufall – auf die Bedeutung der frühen Mutter-Kind-Beziehung für die spätere Entwicklung aufmerksam geworden.

Verschiedene Studien mit Nagetieren haben nämlich gezeigt, dass die Qualität der postnatalen Versorgung des Wurfs durch das Muttertier bestimmte epigenetisch vermittelte Auswirkungen auf das spätere Verhalten bzw. die Ansprechbarkeit der auf Stress reagierenden HPA-Achse, der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse hat.

Ohne hier in die Tiefe gehen zu wollen, möchte ich den entsprechenden Mechanismus kurz skizzieren (Ich halte mich hier im Wesentlichen an die Darstellung bei Weaver et al.). Danach hängt die Stärke der Stressreaktion von einem Hormon ab, das als hypothalamischer (in der zum limbischen System gehörenden Hirnstruktur des Hypothalamus gebildet) »Corticotropin Releasing Factor« (CRF) bezeichnet wird. Dieses Polypeptid aktiviert das Hypophysen-Nebennierenrinden-System. In der Hypophyse, einer Hormondrüse im Gehirn, wird ACTH (Adrenocorticotropin) gebildet, das in der Nebennierenrinde die Bildung von Glukokortikoiden – und im Übrigen auch die von Sexualhormonen – stimuliert<sup>45</sup>.

---

<sup>45</sup> Was die Vermutung zulässt, dass ein übermäßiger Sexualtrieb, wie er aus meiner Sicht so etwas wie den Treibstoff massiver aggressiver Entladungen bildet, mit frühem Stress bzw. traumatischen Erfahrungen zusammenhängt.

Glukokortikoide dienen unter anderem der Bereitstellung von Energie und der Aktivierung des *Sympathikus*, eines Zweigs des vegetativen Nervensystems, der unter anderem eine Kampf-Flucht-Reaktion einzuleiten bestimmt ist.

Die besagten Versuchsreihen haben freilich einen sehr bezeichnenden Ausgangspunkt gehabt. Es stellte sich zunächst nämlich lediglich die Aufgabe, wie man Laborratten am besten zur »compliance« bewegt. Dies glaubte man erreichen zu können, wenn man ihnen eine besonders kuschelige Kindheit bietet. Die Ratten wurden nach dem Abstillen (20 Tage nach der Geburt) 21 Tage lang für ca. 10 Minuten aus dem Käfig genommen und gestreichelt. Gegenüber einer Kontrollgruppe waren sie auch als ausgewachsene Tiere stressresistenter.

Nur hat sich später herausgestellt, dass es nicht etwa die Nettigkeit des Laborangestellten war, die zu diesem Ergebnis geführt hatte. Eine Versuchsvariation hat nämlich ergeben, dass die Entnahme für die Ratten erheblichen Stress darstellt.

Bei weiteren Experimenten hat sich herausgestellt, dass der Stress der Jungen die Mutter veranlasst hat, sich besonders intensiv um diese zu kümmern. Und dies erst hat die größere Stressresistenz bewirkt, die sich dann auch epigenetisch verankern konnte. Dabei war der Effekt noch größer, wenn die »Behandlung« noch vor dem Abstillen, also möglichst früh, begann (Weaver et al. 2004, S. 847); (Weininger 1954, S. 285); (Levine 1957, S. 405).

Es geht also nicht darum, möglichst stressfrei aufzuwachsen, sondern eine möglichst gute soziale Unterstützung durch genügend reife Erwachsene zu erhalten und dies besonders am Anfang des Lebens, der häufig ausgeblendet oder nur sehr einseitig-biologisch (und nicht in sozialer Hinsicht) berücksichtigt wird, wenn es um die Voraussetzungen späterer Gewalt geht. Diese soziale Unterstützung bei Stress führt nach Dong Liu et al. (Liu et al. 1997, S. 1659 ff.) auch zu insgesamt intensivierter sozialer Bindung und dazu, dass sich die affektive Regulierung durch die Mutter biogenetisch materialisiert.

Das Ausbleiben der Beruhigung während einer kritischen Entwicklungsphase kann jedoch bleibende Folgen haben, insofern neben dem beschriebenen Mechanismus, der das Stressreaktionssystem online hält, auch noch eine epigenetische Figuration, die das Wiedereinsammeln von freigesetzten Stresshormonen organisiert, quasi »stillgelegt« wird (a. a. O.).

Während kritischer Phasen im frühen Leben kann also die mütterliche Fürsorge die Stressresistenz und damit die Frustrationstoleranz verbessern, ihre Dysfunktionalität aber, wie noch genauer zu zeigen sein wird, das Gegenteil bewirken.

Die Psychoanalyse bedient sich hier des Ausdrucks der Affektregulierung. Dabei kommt es wesentlich auf mütterliche »Feinfühligkeit« an, auf das, was Donald W. Winnicott (1960) *primäre Mütterlichkeit* genannt hat – eine zeitlich begrenzte Phase »mütterlicher Verrücktheit« (Green 2000b, S. 95 f.), die durch außerordentliche Sensibilität gegenüber dem Kind geprägt ist.

Jedoch ist diese Sensibilität störanfällig, und dabei spielen auch kulturelle Einflüsse eine Rolle. Soweit sich nämlich die Mutter in ihrer eigenen Affektivität – das gilt insbesondere für die Sexualität, aber auch für aggressive Impulse – nicht bejahen kann, wird sie auch Schwierigkeiten bekommen, die Affekte ihres Kindes adäquat zu repräsentieren, zu containen und zu spiegeln<sup>46</sup>.

Ich möchte hier eine weitere Studie anführen. Patrick McGowan und Kollegen haben die Untersuchungen über die Alteration der Stressreaktion, die wir im Rattenversuch kennengelernt haben, speziell im Hinblick auf die menschliche Entwicklung untersucht. Dabei standen die entsprechenden Auswirkungen auf Psychopathologie und Selbstmord im Zentrum: »Familial function and childhood adversity are linked to altered HPA stress responses in humans, which are associated with an increased risk for multiple forms of psychopathology«. Selbstmord verweise danach unabhängig von bestehender Psychopathologie auf »a history of childhood abuse and neglect« (McGowan et al. 2009, S. 342). Eine früh induzierte persistierende Stressreaktion bei verminderter Aktivität der für die Beendigung der Stressreaktion (durch Bindung der in den Nebennierenrinden freigesetzten Glukokortikoide) zuständigen Rezeptoren im Hippocampus wird als Basis entsprechender Erscheinungen vermutet, während von der Stimulierung der Rezeptor-Expression durch mütterliche Fürsorge ausgegangen wird (a. a. O.).

Die Studie verglich dabei posthum Selbstmörder mit und ohne nachweislichen Kindesmissbrauch bei Berücksichtigung einer Kontrollgruppe anderweitig Verstorbener. Die Rezeptoren, die für die Beendigung der Stressreaktion zuständig sind, erwiesen sich als »significantly reduced in suicide victims with a history of childhood abuse relative to nonabused suicide victims or controls« (a. a. O., S. 342 f.). Im Vergleich von (anschei-

---

<sup>46</sup> Vgl. dazu auch Prokop 2010 m.w.N.

nend) nichtmissbrauchten Suizidopfern und der Kontrollgruppe gab es hier keine Unterschiede.

Die Studie habe gezeigt,

that changes in glucocorticoid receptor expression are closely associated with a developmental history of familial adversity, in this case a history of childhood abuse, than with suicide completion.« Sie schlieÙe damit an frühere Berichte an »in which childhood abuse was associated with an increase in pituitary adrenocorticotrophic hormone (ACTH) responses to stress among individuals [...].« Die Relevanz der Erkenntnisse sei offenbar, »as pituitary ACTH directly reflects central activation of the HPA stress response and hippocampal glucocorticoid receptor activation dampens HPA activity.« Auf die Ergebnisse von Tierversuchen wird verwiesen, die gezeigt hätten, »that persistent disruptions of mother-infant interactions are associated with increased hypothalamic corticotrophin-releasing hormone expression and increased HPA responses to stress [...] (McGowan et al. 2009, S. 345).

Die dauerhafte Aktivierung des Stresssystems führte darüber hinaus im Rattenversuch zu schwerwiegenden und potentiell letalen körperlichen Schädigungen (Weininger 1954).

Damit hängt möglicherweise der Umstand zusammen, dass es im Fall von andauerndem Stress schließlich bei zentraler Aktivierung der HPA-Achse zu einer peripheren Drosselung der Glukokortikoid- insbesondere der Kortisolfreisetzung beim Menschen kommt (Sachsse und Roth 2008, S. 82); (Lee et al. 2012, S. 79), als würde man gleichzeitig auf Gaspedal und Bremse treten.

Diese Konstellation wird einerseits im Zusammenhang mit sogenannten »Persönlichkeitsstörungen« diskutiert (a. a. O.) und andererseits im Zusammenhang mit Destruktivität<sup>47</sup>.

Da die Glukokortikoid-Produktion in den Nebennierenrinden erfolgt, hat man Versuche angestellt mit Nagetieren, denen die Nebennierenrinden amputiert worden waren, so dass eine physiologische Ähnlichkeit zu Traumafolgeschäden gegeben war.

Vergleichsbasis ist das Angriffsverhalten von Ratten. Entsprechende Studien hatten zweierlei Formen von Bissattacken von Ratten ergeben, eine »offensive«, durch dominante gegenüber subalternen Männchen oder Eindringlingen ausgeübte, die dem unbotmäßigen niederrangigen Männchen oder dem Eindringling durch Drohverhalten die Möglichkeit zum Rückzug gewährt und sich gegen weniger verletzbare Teile des Körpers richtet; und eine »defensive« bzw. »verzweifelte«, die ohne Drohung auf Tötung abzielt bzw. sich gegen den Kopf richtet und von durch große Angreifer bedrohten Ratten oder Muttertieren, deren Wurf gefährdet war, ausgeübt wurde.

---

<sup>47</sup> Aggressivität bildet André Green zufolge den Kern des psychoanalytischen Borderline-Begriffs Green 2000a, S. 1200.

Ratten mit einem niedrigen Kortikosteron-Level ähnelten in ihrem Angriffsverhalten den »verzweifelten«, in die Ecke getriebenen Ratten, wenn auch mit weniger hoher Bissfrequenz. Ihre tatsächliche Situation war jedoch keineswegs verzweifelt (etwa das Eindringen von schwächeren Tieren). Dabei scheint die Entfernung der Nebennieren bzw. der geringe Glukokortikoid-Spiegel einen angstausslösenden Effekt innerhalb von sozialen Situationen zu haben (Haller et al. 2001, S. 105).

Während das akute Absenken der Glukokortikoid-Produktion aggressive Äußerungen reduziere, resultiere das besagte destruktive Angriffsverhalten bei chronischem Glukokortikoid-Mangel. Anders als bei der ersten Variante seien in letzterer die autonomen (vegetativen) Reaktionen auf soziale Herausforderungen defizitär<sup>48</sup>. Daraus lasse sich schließen, dass ein niedriger Glukokortikoid-Spiegel kausal mit als psychopathologisch gewerteter Aggression verbunden sei<sup>49</sup>. Das Modell der adrenaletomierten Ratten eigne sich deshalb für die Untersuchung von Aggressionsmechanismen (Haller et al. 2004, S. 555).

Die chirurgisch-chemisch in eine »verzweifelte Situation« gebrachten Ratten hätten gegenüber der Kontrollgruppe zwar keine Aktivierungsunterschiede bezüglich der mit Aggression assoziierten Hirnzentren aufgewiesen, jedoch seien Hirnzentren, die sowohl mit der Stressreaktion und der Angstreaktivität verbunden sind, deutlich stärker aktiviert, als bei der Kontrollgruppe.

Eine künstliche Erhöhung des Glukokortikoid-Spiegels habe sowohl die Verhaltens- als auch die neurologischen Auffälligkeiten revidiert. Die Glukokortikoid-Unterfunktion scheint demnach verbunden mit besonderer Vulnerabilität gegenüber Stress bzw. angstausslösenden Stimuli (Halász et al. 2002, S. 561).

Die destruktive Aggression zeigt sich bei Ratten mit Glukokortikoid-Unterfunktion also vor allem darin, dass sie schwächere Opponenten mit offener Vernichtungsabsicht angreifen, indem sie lebenswichtige Körperteile wie den Kopf attackieren. Ein solcher »mismatch between the amount of threat and the aggressive response« sei auch bei einigen »pathologically aggressive humans« festgestellt worden (Halász et al. 2002, S. 561).

---

<sup>48</sup> Das deutet, betrachtet aus Sicht der Psychoanalyse, auf eine Triebschwäche hin, die eine Aggressivität freisetzt, die nicht triebhaft ist. Vgl. dazu weiter unten.

<sup>49</sup> Eine solche primitive – nicht objektbezogene – Aggression postuliert Béla Grunberger als Komplement des primären Narzissmus. Vgl. dazu weiter unten.

Aus ihren Experimenten folgern J. Haller und Kollegen, früher traumatischer Stress, der zunächst eine Stressreaktion induziert, reduziere jedoch die damit verbundene

glucocorticoid production in the long term, at least in a subgroup of those exposed [...]. Traumatic stressors have a similar effect in adults [...]. Such stressors also result in aggressive behaviour in the long term [...]. Earlier human data and the findings of the present experiment suggest that the long-term behavioural consequences of traumas are mediated by the following sequence of events: (i) traumatic experience induces a longterm decrease in glucocorticoid secretion; (ii) glucocorticoid deficiency decreases serotonin synthesis, and increases noradrenaline release, which both contribute to the development of abnormal aggressiveness; and (iii) glucocorticoid deficiency lowers autonomic arousal. The autonomic effects of glucocorticoid deficiency are probably mediated by the mechanisms by which glucocorticoids affect sympathetic efficacy, and central mechanisms involved in autonomic control. Autonomic deficits may further augment the behavioural effects of glucocorticoid deficiency by their cognitive effects [...] (Haller et al. 2004, S. 556).

Früher traumatischer – unter Umständen unausweichlicher – Stress kann demnach bei Säugetieren in maligner Aggression als einer dauerhaften Verzweiflungsreaktion münden.

Die akademischen Psychologen Stephanie van Goozen und Graeme Fairchild vergleichen die Ergebnisse neuroendokriner und verhaltenspsychologischer Untersuchungen bei Kindern mit »conduct-disorder« mit denen von Haller und Kollegen an adrenaletomisierten Nagetieren und finden hier »clear parallels« (van Goozen, Stephanie H. M. und Fairchild 2008, S. 949). Natürlich stellt sich hier die Frage der Übertragbarkeit von Tierversuchen auf den Menschen, wie auch van Goozen und Fairchild anmerken; diese Autoren halten es dennoch für

possible to speculate that reduced basal cortisol levels and/or a failure in the ability of antisocial children to activate their HPA axis in response to stress may underlie their persistent aggressive behavior: they are more sensitive to stressful or fearful events, but at the same time do not comprehend (i.e., cognitively) or experience (physiologically) the negative consequences of their behavior (a. a. O.).

Das ist natürlich ein perpetuum mobile, eine Maschine: Kinder, die sich nicht durch Belohnung und Bestrafung manipulieren lassen, sind dazu unfähig. Sonst würden sie sich manipulieren lassen. Das ist das behavioristische Credo. Die betriebswirtschaftliche These des Rational-Choice-Menschen ist also nicht falsifizierbar und widerspricht demnach dem eigenen wissenschaftlichen Anspruch.

Das von Haller und Kollegen entwickelte Modell der Taumatogenese ignorieren van Goozen und Fairchild geflissentlich, erklären sich vielmehr im Rahmen des kognitivistisch-scientistischen Paradigmas der Social-Behavioral Sciences für unzuständig (vgl. a. a. O.).

So bleibt es im Übrigen bei einem kurzen Verweis, dass mehr Forschung über die Rolle des »caregiver on the developing brain systems of the child is badly needed« (a. a. O., S. 963), während die Voraussetzungen dafür systematisch unterlaufen werden. Die Rolle

der Mutter als *Subjekt* bei der Konstitution der kindlichen Persönlichkeit scheint für die kognitivistisch-behavioristische »Psychologie« nämlich Anathema zu sein. Diese betriebswirtschaftliche Psychologie ohne Psyche verweigert also die Erkenntnis der Psychoanalyse, dass das, was beim Menschen als Biologie erscheint, bereits den Stempel des Gesellschaftlichen trägt und glaubt, Vorstellungsinhalte beurteilen und verändern zu können, deren Herkunft jenseits ihres Horizonts liegt. Das nenne ich wissenschaftliche Schildbürgerei.

## 4 Der Imperativ der Anpassung

Das auseinander Strebende vereinigt sich und aus den verschiedenen [Tönen] entsteht die schönste Harmonie und alles entsteht durch den Streit.

Verbindungen sind: Ganzes und Nichtganzes, Eintracht, Zwietracht, Einklang, Missklang und aus allem eins und aus einem alles.

Denn die Goldgräber schaufeln viel Erde und finden wenig.

*Heraklit*

### 4.1 Spagat zwischen Innen und Außen: das Ich als Pose

Voranstehend habe ich mich dafür ausgesprochen, die Frage der Selbstkontrolle und der Gewalt weder in den Konnex bürgerlicher Erziehungspraktiken noch in den desubjektivierter Hirnmythen zu stellen, sondern in den des Subjekts, des Ichs. Sozialforschung im Sinne der Sozial-Behavioral Sciences versteht sich als »angewandte Wissenschaft«, das heißt, als Problemlöseverfahren. Gesucht werden also technische Lösungen für soziale Probleme. Ein Ausgangszustand – in der Regel die Nicht-Konformität gegenüber dem gesellschaftlich etablierten Regelsystem – soll in einen Endzustand – in der Regel die entsprechende Konformität – überführt werden. Was ist aber zu tun, wo sich ein Ich als konform präsentiert, aber dieser Anschein plötzlich über den Haufen geworfen wird durch eine massive Gewalttat?

Das Leben besteht letztlich darin, fortwährend eine Spannung zwischen dem Inneren einer organismischen Struktur und dem Außen, der Welt, zu balancieren. Das Ich figuriert darin ähnlich wie das, was man beim Angeln als »Schwimmer« oder »Pose« bezeichnet. Die Pose, durch die die Angelschur läuft, soll anzeigen, wenn ein Fisch angebissen hat. Es handelt sich dabei um einen kleinen, meistens stabartigen Gegenstand mit einer Verdickung in der Mitte, der aus leichtem Holz oder Plastik besteht. Dieser Gegenstand wird dabei zur Angel zu an einer bestimmten Stelle blockiert, so dass die Schnur nicht einfach durchläuft, wenn ein Fisch anbeißt. Unterhalb der Pose befindet sich ein Gewicht, das so gewählt werden muss, dass die Pose ohne weitere Belastung aufrecht im Wasser stehen kann. Sie »posiert« sozusagen. Erhöht sich jedoch das Gewicht, durch den Biss, dann wird sie nach unten gezogen und der Angler ist alarmiert. Fehlt das Ge-

wicht oder ist es zu gering, dann liegt die Pose längs auf dem Wasser, schmiegt sich der Oberfläche an. Dadurch wird sie weniger »feinfühlig«, registriert das Zupfen nicht und der Angler wird möglicherweise erst aufmerksam, wenn ein Fisch mit dem Köder davonschwimmen will. Möglicherweise hat der es aber auch fertiggebracht, den Köder vom Haken zu zupfen, ohne dass es der Angler gemerkt hat. Ist dagegen das Gewicht zu groß, so zieht es die Pose unter Wasser und wieder weiß der Angler nicht, woran er ist. Mit dem Ich verhält es sich ähnlich und auch hier kennen wir den Ausdruck »Pose«. Er bezeichnet dann aber nicht ein flexibles Anzeigeelement, sondern etwas künstlich Fixiertes. Der Duden beschreibt den Ausdruck als »(auf eine bestimmte Wirkung abzielende) Körperhaltung, Stellung [die den Eindruck des Gewollten macht]«.

Das posierende Ich kann nicht mehr flexibel zwischen Innen und Außen vermitteln. Wenn man eine Angler-Pose in der Weise feststellen würde, dann ergäbe sich der Eindruck, dass einerseits eine gute Gewichtung vorliegt und andererseits kein Fisch angebissen hat – respektive das Ich balanciert ist und kein innerer (triebhafter) »Zug nach unten« vorliegt. Seine tatsächliche Stabilität hinge dann davon ab, inwieweit der äußere – soziokulturelle – Rahmen auf es abgestimmt ist, es stützt. Da es selbst statisch ist, benötigte es einen ebenso statischen äußeren Rahmen von Konventionen und Gesetzen, in denen es sich dauerhaft verankern kann. Diese müssen vor allem auch den »Zug nach unten« – zum Körper hin – kompensieren.

Das Ich benötigte also eine starke Selbstkontrolle, die durch eine starke äußere Kontrolle abgesichert ist. Unter diesen Bedingungen kann es als »stark« erscheinen – und deshalb macht auch der Ausdrucks »Ichschwäche« samt seiner entsprechenden Konnotationen Probleme. Ändert sich nämlich der Stützrahmen bzw. wird der innere Aufruhr zu groß, dann kann es mit einem Mal und ohne Vorankündigung hinweggerissen werden wie ein Haus im Tsunami. In einer Kultur, in der »alle nur Theater« spielen (Goffman 2009) kann deshalb leicht eine Katastrophe passieren, die sich vorher scheinbar überhaupt nicht abzeichnet hat.

Ein »festgestelltes« Ich hat seinen Spielraum verloren, so dass es weder unerwartete Schwierigkeiten rechtzeitig zur Kenntnis nehmen kann, noch adäquat darauf reagieren kann, soweit es von den etablierten Konventionen im Stich gelassen wird. Geraten die sozialen Verhältnisse in Bewegung, dann kommt es in besonderem Maße auf Ich-Autonomie an und das bedeutet eben, dass das Ich feinfühlig zu reagieren und auch mit Unbekannten zu operieren vermag – im Dienste des Selbsterhalts.

Der Begriff der »strukturellen Koppelung«, den die Systemtheorie verwendet, bringt dies zum Ausdruck. Er bezieht sich auf die Rekursivität der Interaktionen zwischen einer »autopoietischen« – sich selbst herstellenden bzw. behauptenden – Einheit und ihrem Milieu: »Bei diesen Interaktionen ist es so, dass die Struktur des Milieus in den autopoietischen Einheiten Strukturveränderungen nur auslöst, diese also weder determiniert noch instruiert (vorschreibt), was auch umgekehrt für das Milieu gilt. Das Ergebnis wird – solange sich Einheit und Milieu nicht aufgelöst haben – eine Geschichte wechselseitiger Strukturveränderungen sein, also das, was wir strukturelle Koppelung nennen« (Maturana und Varela 2009, S. 85). Ein »posierendes« Ich hat sich hingegen gegen solche Strukturveränderungen weithin abgedichtet.

Die Interaktionsfolge, die zu einem strukturellen Wandel führt, bildet die Geschichte des Individuums (während das »posierende« Ich gewissermaßen zeitlos ist oder jedenfalls so erscheint). Sie beginne für »jedes Lebewesen mit einer Anfangsstruktur, welche den Verlauf seiner Interaktionen bedingt und zugleich die Möglichkeit der strukturellen Veränderung einschränkt, die durch diese Interaktionen in ihm ausgelöst werden«. Die Autoren betonen dabei die operationale Verschiedenheit des einzelnen Lebewesens und seines Milieus als »besondere[m] Ort [,an dem es] geboren [wird], [...] sich verwirklicht und interagiert«. Dieser operationalen Verschiedenheit entspreche jedoch eine »strukturelle[,] Kongruenz«. Die operationale Differenz bedinge, dass die »Perturbationen« – jegliche (Stör-)Einflüsse der Umgebung – nicht »determinieren [...], was dem Lebewesen geschieht; es ist vielmehr die Struktur des Lebewesens, die determiniert, zu welchem Wandel es infolge der Perturbationen in ihm kommt« (Maturana und Varela 2009, S. 105–106).

Dieses Modell ist allerdings problematisch, soweit für es die Innen-Außen-Differenz auch in psychischer Hinsicht Geltung beansprucht. Wir werden später noch sehen, dass diese Annahme für den Menschen kaum adäquat sein kann, man hier vielmehr statt von einer strukturellen Koppelung von einem psychischen Feld ausgehen muss, aus dem heraus das Subjekt erst emaniert. Das heißt, ich postuliere, dass ein Mensch sich dann im Sinne der Systemtheorie verhalten wird, wenn er sich psychisch separiert hat, andernfalls aber von einer anderen Weise der sozialen Interaktion auszugehen ist.

Ein Mensch mit dem festgestellten Ich der Pose lässt sich nicht abstrakt feststellen, nach welchem Modus er operiert. Ist er psychisch nicht separiert, dann dürfte er entsprechend recht eingeschränkt in seinen Reaktionsmöglichkeiten sein, da er etwa dem »Zug

unter die Oberfläche« nicht wie die Angler-Pose ein Stückweit nachgeben und damit einer drohenden (inneren oder äußeren) Gefahr nicht strategisch begegnen kann. Ist das Milieu auf solche Persönlichkeitsstrukturen abgestimmt – durch feststehende Konventionen, Verhaltensroutinen – dann würde die äußere Erscheinung in der Regel nicht erkennen lassen, ob eine psychische Separation vorliegt, oder nicht. Das hat natürlich erhebliche Auswirkungen für die Forschungs- und Interventionspraxis.

## 4.2 Szientismus und Anpassung

Um das Verständnis unserer selbst konkurrieren zwei Paradigmen, ein materialistisches und ein humanistisches. Das materialistische Paradigma, das in Begriffen wie Szientismus, Positivismus, logischer Empirismus zum Ausdruck kommt, besteht darin, dass im Hinblick auf die Welterklärung alles für irrelevant betrachtet wird, was über eine völlige Abhängigkeit von Materie hinausgeht. Das heißt, es sieht systematisch vom Subjektiven des Menschen ab. Das scheint mir eine teleologische Perspektive zu beinhalten, weil nämlich nur unter dieser Voraussetzung eine technologische Kontrolle des Menschen erfolgversprechend erscheint. Im Wesentlichen wird hier also der Mensch als eine durch Belohnung und Bestrafung manipulierbare Entität verstanden. Bestätigt sich diese Annahme nicht, dann vermutet man eine technische (biologische, psychische) Störung. Das ist die Voraussetzung für umfassende Manipulationsbestrebungen<sup>50</sup>.

Das humanistische Paradigma geht demgegenüber davon aus, dass das positivistische Weltbild nicht geeignet sei, das genuin Menschliche zu begreifen, das demgegenüber in der das Materielle transzendierenden und Subjektivität konstituierenden Fähigkeit zur Symbolbildung und -verwendung bestehe. Dieses Paradigma, setzt der Manipulation das Verstehen entgegen.

Der wesentliche Unterschied dürfte zunächst darin bestehen, dass der Szientismus bzw. die Social-Behavioral Sciences von der grundsätzlichen Berechenbarkeit des Menschen ausgeht, ihn also als »triviale Maschine« konzipiert und von dieser Prämisse aus die technisch überprüfte Übereinstimmung von Menschen mit bestimmten Annahmen und Modellen nicht weiter hinterfragt. Das heißt, Störungen werden nur bei sozialer Auffälligkeit vermutet, aber nicht bei sozialer Unauffälligkeit. Es wird also nicht gefragt, aus

---

<sup>50</sup> »This reward-and-punishment analysis of motivation may even carry over into what looks like manipulation of other persons for ends assumed by the social scientist, the psychologist, the teacher, or the therapist to be desirable« Lynd 1958, S. 105.

welchem *subjektiven* Motiv heraus sich jemand an die Außenwelt anpasst, sondern nur, warum sich jemand nicht anpasst. Das konfigurative Verhältnis von Anpassung und Nichtanpassung kann dadurch nicht in den Blick kommen und auch nicht die Wirkung allgemeiner Anpassung auf den Einzelnen.

Freud hatte ja zunächst einen naturwissenschaftlichen Ansatz verfolgt, orientiert an namhaften Exponenten des Positivismus wie Hermann von Helmholtz oder Ernst Brücke. Er war allerdings mit seinen anfänglichen Bestrebungen, eine streng naturwissenschaftlich begründete Psychologie zu entwickeln, in eine Sackgasse geraten. So sah er sich gezwungen, einstweilen, wie er dachte, auf subjektive Erfahrungen und genuin psychologische<sup>51</sup> Konzepte rekurrieren, um den Beobachtungen, die er als Nervenarzt machte, gerecht werden zu können<sup>52</sup>. Die Koffer für eine gänzliche Rückkehr in den Schoß der Naturwissenschaften für den Fall, dass deren Weiterentwicklung die psychologischen Konstrukte überflüssig machen würde, blieben allerdings gepackt. Hans Loewald hält diese Zaunposition für überholt; die Psychoanalyse könne nicht mit dem »*scientific materialism*« des 20. Jahrhunderts vermählt bleiben (Loewald 1988, S. 2).

Während sich die Psychoanalyse mehr oder weniger vom Szientismus emanzipieren konnte<sup>53</sup>, gilt dies nicht für die akademische »Psychologie«. Scheler konstatierte deshalb bereits vor einem Jahrhundert: »Nichts hat der Psychologie so geschadet wie die These, sie müsse nach Analogie mit der Naturwissenschaft betrieben werden« (Scheler 1955c, S. 255). Diese sich naturwissenschaftlich (miss-)verstehende Psychologie habe sich gänzlich der äußeren Wahrnehmung verschrieben und könne deshalb über genuin Psychisches nichts sagen; ihr Glaube an die Übertragbarkeit naturgesetzlicher Kausalität auf Psychisches »war erkenntniskritisch von der äußersten Naivität« (Scheler 1955c, S. 256).

---

<sup>51</sup> Ich halte es für ein Selbstmissverständnis, wenn sich die akademische Verhaltenswissenschaft als »Psychologie« bezeichnet, denn sie sieht ja gerade von der »Logik« des Psychischen ab, wie auch Scheler konstatiert.

<sup>52</sup> Bei Loewald heißt es dazu: » Er schuf, teilweise entgegen seinen eigenen Neigungen und nicht ohne ernstes Missbehagen, eine völlig neue Methode und einen Maßstab wissenschaftlicher Forschung, die wissenschaftlichen Prinzipien und Methoden zuwiderliefen, welche sich aus einem anderen Bereich der Realität herleiteten oder für diesen entworfen waren – Prinzipien und Methoden, die einen angemessenen Ansatz in bezug auf das Seelenleben und seine Erfassung verhinderten. Er konnte dies tun, weil er nicht bereit war, die engen Grenzen zu akzeptieren, die der Wissenschaft durch die Wissenschaft seiner Zeit gezogen waren, auch wenn er dennoch deren Kind blieb« Loewald 1986, S. 107.

<sup>53</sup> Inzwischen gibt es aber, zum Teil bedingt durch die Einbindung der Psychoanalyse in das Krankenkassensystem, durchaus erfolgreiche Versuche, die Autonomie der Psychoanalyse zu opfern und sie dem szientistischen Monismus einzuverleiben; man könnte von einer Regression sprechen, die sich als Fortschritt ausgibt.

Es sei »falsch zu meinen, die experimentelle beobachtende Psychologie könne in irgendeinem Stadium ihrer Entwicklung das leisten, was verstehende Psychologie als Grundlage der Geisteswissenschaften leisten will«. Entscheidend sei, »dass Person und Geist ein Seiendes darstellen, das seinem Wesen nach allem *spontanen Erkennen transintelligibel* ist (im schärfsten Gegensatz zum toten Sein und zu allem ›Vitaless‹), da es ja in ihrem *freien Ermessen* liegt, sich vernehmbar zu machen und sich zu erkennen zu geben – oder nicht« (Scheler 1973, S. 220 f.).

Das muss eine szientistische Psychologie, wie etwa von Holzkamp kritisiert, freilich ignorieren, da ihre Methodik sonst ins Leere ginge. Wenn Scheler demgegenüber einwendet, dass »unsere Methoden eben den Sachen zu folgen haben und nicht die Sachen den Methoden und Wissenschaftsfächern« (Scheler 1973, S. 222), kann man auch darin Naivität sehen, nämlich insofern, als gerade das Umgekehrte eine herrschaftsförmige Einrichtung der akademischen Psychologie gestattet.

Wenn die Methoden den Sachen folgen sollen, dann ist das für den Szientismus Spekulation, nach dem Motto des Diebes, der ruft: »Haltet den Dieb!«. Sein Grundgerüst ist die Binarität von ja und nein bei sträflicher Ignoranz des »konstitutiven Zwischen«. Er will die beobachteten Phänomene sozusagen mit Gewalt in die Eindeutigkeit zwingen; das »[s]urplus meaning« werde dann allerdings eliminiert zugunsten einer weitgehenden Verschmelzung von Konzepten und Daten: »›nothing more‹ than certain stated empirical observations, which ›completely delimit‹ the phenomena under study«. Spezifisch menschliche Phänomene wie Scham und Identität samt ihrer »subtleties and complexities« würden so verfehlt (Lynd 1958, S. 115), und damit auch der strukturalistische Aspekt des Menschen, den die Psychoanalyse herausstellt.

Freud bezeichnet deshalb als »spekulative Theorie« eine solche, die für ihre Postulate auf »einen scharf umschriebenen Begriff« zurückgreifen muss, und plädiert (gegenüber dem methodisch-konstruktivistischen bzw. insofern »logischen«) für einen radikal zu nennenden Empirismus. Diese Position werde begrifflichen Spekulation des methodischen Empirismus »das Vorrecht einer glatten, logisch unantastbaren Fundamentierung nicht neiden, sondern sich mit nebelhaft verschwindenden, kaum vorstellbaren Grundgedanken gerne begnügen, die sie im Laufe ihrer Entwicklung klarer zu erfassen hofft, eventuell auch gegen andere einzutauschen bereit ist« (Freud 2000l, S. 44 f.).

Das Methodenprimat und die begriffliche Spekulation führen in eine binäre Welt, in der sich Subjekt und Gesellschaft ebenso dichotom und quasi als Duellanten gegenüberste-

hen, aber, wie Pierre Legendre bemerkt, »[d]amit es überhaupt ein Duell geben kann, müsste die Gesellschaft selbst keinen Dritten kennen. Die Gesellschaft wäre also eine Summe von Elementen« (Legendre 2011a, S. 61). Das ist allerdings die Basis der Vernaturwissenschaftlichung des Sozialen

Was dann noch bleibt, ist die Ideologie der materialistischen Immanenz: »Wir schneiden ein Element aus der Gesellschaft heraus, die Summe wird zwar kleiner, aber die verbleibenden Elemente bleiben davon unberührt.« Die inhärenten Folgen einer solchen Vorstellung – wenn man sie konkretistisch ins Werk setzt – dürften noch genügend präsent sein. Die Disziplin, die Legendre »die betriebswirtschaftliche Kriminologie« nennt, stütze sich aber »auf genau dieses Schema« – weil das Methodenprimat auch kaum etwas anderes gestattet. Dieses Postulat der Social-Behavioral Sciences sei jedoch aufzukündigen:

Nun ist aber die Gesellschaft keine Addition von Einzelindividuen, anthropologisch gesehen ist sie vielmehr eine Struktur, eine Menge also, in der alle Elemente miteinander verknüpft sind, die Änderung eines Elements zieht auch alle anderen Elemente in Mitleidenschaft (Legendre, a. a. O.).

Als Phänomen des Zwischen ist hier vor allem das Gefühl der Scham angesprochen, das nach Lynd gerade mit Kommunikationsschwierigkeiten behaftet und kontextgebunden sei und so durch das Räderwerk des Empirismus zu fallen drohe. Denn die Wissenschaftssprache setze auf Kontextfreiheit, wie sie Bertrand Russel idealisiert habe, auf der Basis einer binären Zeichensprache.

Die Eindeutigkeit der Zeichensprache verschaffe Sicherheit – und damit letztlich Schamfreiheit: man kann sich nicht vertun. Ein freies Spiel mit Worten sei dagegen unvorhersehbaren Risiken des Missverständnisses ausgesetzt und rufe deshalb bei manchen Menschen Angst und Unsicherheit hervor: »The insecure neurotic shrinks from free word-play; he tries to manipulate words mechanically« [Zitat bei Lynd]. Diese Angst vor der (Symbol-)Sprache bringt Lynd mit traumatischen Kriegserfahrungen in Verbindung. Die Zeichensprache sei freilich in bestimmten Bereichen des Lebens unabdingbar – man denke nur an den Straßenverkehr – und habe der Entwicklung der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet. Als problematisch müsse es allerdings erscheinen, »when an attempt is made to absorb all language into sign language, and when the distinction between sign and symbol is lost«.

Lynd beruft sich auf Ernst Cassirer; dem zufolge dürften Symbole nicht zu bloßen Signalen reduziert werden, da beide unterschiedlichen Diskurs-Universen angehörten. So gehöre das Signal bzw. Zeichen der physikalischen Welt an, das Symbol dagegen der menschlichen Welt der Bedeutungen (Cassirer, zit. a. a. O.). (Die Mitarbeiterin von Margaret Mahler) Therese Benedek habe betont, dass die Sprache als intellektueller Erwerb im Rahmen der Persönlichkeitsentwicklung kaum diskutiert werde (Lynd 1958, S. 118 ff.). So schlägt die empiristische Prämisse auf das Beobachtete durch.

Wenn man an das Postulat der Versklavung an die Materie des Szientismus denkt, dann fällt die Ähnlichkeit zu bestimmten Störungen des Psychischen auf, die sich durch eine analoge Versklavung, nämlich des Psychischen an den Körper in Gestalt der Psychosomatose, der Resomatisierung von Affekten zeigt. Der Szientismus kann dort freilich keine Sprachverarmung, kein Problem der Symbolisierung erkennen, sondern regrediert notwendig in den Biologismus.

Legendre kritisiert in dieser Hinsicht die Sprachabstinenz des Behaviorismus und insistiert, es sei zu »vermeiden, den Theoretikern des Behaviorismus nachzueifern; diese halten an der tierischen Realität fest, ohne, wie Aristoteles es zu tun forderte, das Wagnis der Frage nach dem Jenseits des Klangs der Stimme [...] im Hinblick auf die Institution des Lebens [...] einzugehen.« Denn dem Menschen komme durch die Sprache eine Sonderstellung zu, deren Verkennung »das Verständnis der Einrichtungen der Fiktionen, dank derer eine Gesellschaft sprechen« und sich regieren könne, verhindere (Legendre 2012, S. 98). Er verweist damit auf den Drittbezug, den die behavioristisch-empiristische Wissenschaft ausschließt (*tertium non datur*).

Was mit der »tierischen Realität« gemeint ist, an der der Behaviorismus (bzw. Empirismus) festhalte, verdeutlicht Legendre an anderer Stelle, wenn er nämlich darauf hinweist, dass uns die Fähigkeit zur binären Differenzierung zwischen »ja« und »nein«, der »Zugang zum Prinzip des Nicht-Widerspruchs«, etwa in Gestalt der Unterscheidung zwischen dem subjektiv Bekömmlichen und dem subjektiv Unbekömmlichen, mit der Tierwelt verbindet. Die menschliche Existenz transzendiere aber die bloße Bedürfnisbefriedigung durch die Sprache. In diesem Zusammenhang verweist Legendre darauf, dass man »die Karten der Logik durcheinander« bringe, wenn man »das Intelligenzprinzip höherer Affen [...] auf eine Stufe mit den Produktionen menschlicher Kultur« stellt. Dass dies aber geschieht, etwa in Gestalt der »verherrlichenden Kommentare über die Bonobos, die gerade [bei den Verhaltensforschern] in Mode sind« (Legendre 2010, S. 31–32),

dürfte zeigen, dass das Prinzip der Sprache immer weniger verstanden wird. Auch Scheler verweist im Hinblick auf die experimentelle Methodik der empiristischen Psychologie darauf,

dass der gesamte Inbegriff der noetischen Akte nicht etwa vermöge prinzipiell verschiebbarer Wissens- und Methodengrenzen, sondern seinem ontischen Wesen gemäß weder innerlich »wahrnehmbar«, noch bemerkbar ist und je sein kann; dass es also geradezu das der menschlichen Natur Wesentliche (im Unterschied zum Tier), nämlich die »Vernunft« selbst ontisch verleugnen heißt, wenn man sagt: mir soll nur daseiend gelten, was experimentell zu erforschen ist (Scheler 1973, S. 218)

So reduziert sich die positivistische Verhaltensforschung immer mehr zur »pensée opératoire«, einem primitiven Pragmatismus, wie er vor allem bei schwer Traumatisierten bzw. psychosomatisch Kranken beobachtet wurde (Marty und M'Uzan 1974).

Die Binarität ist m. E. auch die Wurzel der Aporie, die die von den Social-Behavioral Sciences favorisierte Montage von Behaviorismus und Kognitivismus (Rationalismus) notwendig in sich trägt. Waldenfels kritisiert deshalb zu Recht den Dualismus behavioristischer und rationalistischer Lerntheorien – hier das blinde Reagieren, dort die Wissenssteuerung:

Rationalistische und empiristische Lerntheorie bilden zwei Extreme. Bei der ersteren erwächst das Lernen primär aus einer Einsicht, die dann sekundär in Verhalten oder Bewegung umgesetzt wird. In der empiristischen oder behavioristischen Variante hinwiederum vollzieht sich das Lernen primär mittels blinder Mechanismen: es wird etwas gelernt, von dem man eigentlich gar nicht weiß, was es ist, und Können heißt nur, in der gewünschten Weise zu reagieren (Waldenfels 2000, S. 156).

Das behavioristische »Subjekt« weiß nichts, während das rationalistische Subjekt immer schon weiß. Diesem Dualismus stellt Waldenfels die aristotelische Intelligenz des Handelns als Lernen aus Erfahrung gegenüber (a. a. O., S. 152). Wie wird aber das behavioristische Subjekt dann wissend und wovon nimmt die rationalistische Wissensdistribution ihren Ausgang? Frage über Fragen. Es gibt kein Moment des Übergangs, der Alterität, der Entwicklung in einem binären System.

Waldenfels versteht den Behaviorismus nun als einen Teilaspekt des Empirismus. Die entsprechende Denkstruktur bestehe darin, dass jeweils von einfachen Elementen ausgegangen wird – das ist im Behaviorismus elementares Verhalten –, die sich zu einer Komplexion bzw. Aggregation verbinden, die einzelnen Elemente als solche unberührt lasse. Die Komplexion verstünde der Behaviorismus/Empirismus als Addition von »immer mehr Faktoren«. Waldenfels wendet gegen dieses Konzept die Möglichkeit von Strukturveränderungen ein, die eine Veränderung der vermeintlichen Elemente impliziert. Unterschiedliche Vorgänge – Waldenfels nennt hier das Greifen gegenüber dem Zeigen – ließen sich nicht einfach als Unterschiede der Komplexität begreifen, sondern

wiesen eine andere Struktur auf (a. a. O., S. 153 f.). Aber die atomistische Prämisse lässt eine solche Konzeption nicht zu.

Den »theoretischen Hintergrund« für dieses Menschenbild bilde nach Scheler »eine mechanistische Assoziationspsychologie« (Scheler 1955c, S. 220). Diese geht auf die englischen Empiristen zurück, die sich mit Regeln der Struktur von horizontalen und vertikalen Vorstellungszusammenhängen beschäftigt haben. Nach G. Gabriel ist die empiristische Assoziationstheorie von der aristotelischen abzugrenzen. Letztere beziehe sich auf die »Gesetze der Ähnlichkeit, des Gegensatzes und der Benachbarung (in Raum und Zeit)«. Demgegenüber sei »auffällig [...], dass Locke unter Assoziationen solche Verbindungen von Vorstellungen (Ideen) versteht, die durch Zufall oder Gewohnheit zustande gekommen sind. Die »natürlichen« Verbindungen nimmt er ausdrücklich aus.« Vielmehr gehe es Locke um die »Analyse der individuellen und kollektiven irrtümlichen oder gar zwanghaften Verbindungen von Ideen« (Gabriel 2004, S. 189).

Scheler kritisiert diese Auffassung, da er hier nicht Zufall, sondern einen pathologischen Verfall des Denkens am Werk sieht:

Es gibt – so scheint es mir – eine ganze Reihe Fälle, wo bestimmte Lehren der *Normalpsychologie* sich gerade dadurch als falsch erweisen, dass das, was sie behaupten, nur in *pathologischen Sonderfällen* stattfindet, im normalen Leben aber keineswegs. Ich rechne z. B. auch hierher die assoziationspsychologische Ansicht vom Denken. Der Normale reproduziert bereits auf eine Frage die Inhalte, die er »antwortet«, in der Richtung einer Bedeutungseinheit [...], und nur der Ideenflüchtige »assoziiert« im strengen Sinne. Das heißt: es muss ein determinierendes Bedeutungsmoment »ausfallen«, damit es zu einem angenähert reinen Assoziieren kommt; nicht aber »ist« die »Bedeutung« nur ein kompliziertes Assoziieren oder Anklingen von dispositionell erregten Inhalten an den Kern eines Lautkomplexes, wie der Nominalismus lehrt (Scheler 1955c, S. 259).

Hume habe demgegenüber die bedeutungsvergessene Gewohnheit nicht idiosynkratischen (erziehungsbedingten) Vorurteilen zugeschrieben, sondern sie sogar »zur Grundlage unseres Erfahrungswissens« aufgewertet (Gabriel 2004, S. 189). Wenn man von zufälliger Assoziation ausgeht, dann ist damit von vornherein und methodisch jegliche subjektive Bedeutung skotomisiert, die nicht im Sinne einer Signalsprache auf der Hand liegt, das heißt, das eigentlich Menschliche. Der Empirismus will also den Menschen erkennen, indem er ihn negiert. Neurose und Psychose erscheinen dann ebenfalls als zufällig und nicht als Folgen eben jener Desubjektivierung, die der Empirismus impliziert. Die Voraussetzung dieser Epistemologie ist die Verneinung des Unbewussten bzw. des Sokratischen Nichtwissens zugunsten einer Eindeutigkeit, wie sie die Herrschaft über die innere und äußere Natur voraussetzt. Denn ich glaube nicht, dass Freuds Entdeckung bzw. Formulierung des Unbewussten sich einfach in den wissenschaftlichen Fort-

schritt einreicht, bzw. sich darum ein normaler wissenschaftlicher Streit entspinnt, wie er so gerne propagandistisch proklamiert wird. Das Unbewusste, das der Immanenz transzendente, ist unbequem, es schmeckt nach dem Schierlingsbecher. Der besteht heutzutage aber eher im sozialen denn im physischen Todesurteil.

Diese Privilegierung des Zufalls und der Gewohnheit gegenüber dem Unbewussten skotomisiert die herrschaftskritische Frage nach dem Warum. So hatte der amerikanische Behaviorist Thorndike in Analogie zum Darwinismus den Zufall (die zufällige, unmotivierte Verhaltensänderung) und – insofern widersprüchlich – die Lamarcksche Vererbung zum Motor des Fortschritts in der menschlichen Entwicklung erklärt. Wolfgang Schönplflug dazu:

Wie bei der Genmutation durch Zufall neue Merkmale entstünden, bringe der Zufall in Problemsituationen neue Verhaltensweisen hervor. Mit neuen Merkmalen ausgestattet, seien Individuen durchsetzungsfähiger; sie würden daher ihre Merkmale bevorzugt weitervererben. Ebenso gewährleisteten neu erlernte, erfolgreiche Verhaltensweisen eine bessere Anpassung. Sie verschafften ihren Trägern Vorteile und würden daher als Gewohnheiten festgehalten. Kurz: Wie Selektion angepasster Individuen in der Evolution, so Selektion angepasster Verhaltensweisen im individuellen Lernen (Schönplflug 2013, S. 304).

Auf diese Weise lässt sich die problematische Dualität von Machtwillen und Anpassung naturalisieren, deren »Desexualisierung« den unrühmlichen Bezug zum Sadomasochismus skotomisiert.

In diesem Zusammenhang sind offenbar kulturelle Einschreibungen zu berücksichtigen. So hat der bekannteste Vertreter des russischen Behaviorismus (bzw. der russischen Reflexologie) Iwan Pawlow in Bezug auf die kulturellen Voraussetzungen des amerikanischen Behaviorismus geäußert, »dass der dem praktischen Leben zugewandte amerikanische Geschäftssinn fand, dass die genaue Kenntnis des äußeren Verhaltens des Menschen wichtiger ist, als über seinen inneren Zustand mit allen seinen Kombinationen und Schwankungen Mutmaßungen anzustellen« (Schönplflug 2013, S. 307).

Am Beispiel Pawlows zeigt Waldenfels, dass sich die Position des amerikanischen Behaviorismus gut mit auf Verhaltenskontrolle angewiesenen Herrschaftsansprüchen – nämlich Berechenbarkeit des Verhaltens – verträgt. Pawlow selbst sei jedoch wesentlich »bescheidener und behutsamer« im Hinblick auf die praktischen Perspektiven seiner Theorie (des bedingten Reflexes) gewesen – anders als der amerikanische Behaviorist John Watson. Der sei gegenüber Pawlow der »primitivere Behaviorist« gewesen und habe »aus dem Behaviorismus so etwas wie ein Weltbeglückungsprogramm« machen wollen, das letztlich auch die empiristische Forschung gründiert.

Bezeichnend ist dabei folgendes Zitat: »When all relevant variables have been arranged, an organism will or will not respond. If it does not, it cannot. If it can, it will.« Waldenfels kommentiert dies mit dem Verweis auf Huxleys *Brave New World*. Hier wie dort seien »[d]ie Fugen zwischen Wünschen und Können [...] schön verputzt«. Pawlow sei jedoch »von dieser degenerierten oder jedenfalls pragmatisch verkürzten Sicht des Handelns« auszunehmen (Waldenfels 2000, S. 156–157).

Wenn aber die Fugen zwischen Wünschen und Können so schön verspachtelt sind, dadurch, dass das Wollen an das Sollen akkommodiert ist – während die Kurzformel des Kantischen Imperativs lautete, »Du kannst, denn du sollst«, lautet die des behavioristischen Imperativs »Du willst, denn du sollst« – dann wird das Triebleben zum Anathema, da es ja immer eine Differenz zwischen Wunsch und Wirklichkeit impliziert. Die Situation, die so evoziert wird, ist offenbar die intrauterine des primären Narzissmus.

Das Ich des Subjekts ist für den Behaviorismus/Rationalismus also entweder bloßer Reflex auf das Gegebene, die gesellschaftlichen Verhältnisse, und in Ergänzung Produkt zufälliger Alterationen. Diese Weltanschauung kann deshalb gar nicht anders, als dem posierenden Menschen seine Pose abzunehmen, sie diskursiv zu verdoppeln, anstatt sie zu verstehen.

Man kann demnach die beiden Paradigmen der wissenschaftlichen Konstituierung des Menschen zusammenfassend auch über zwei Beziehungen charakterisieren: Zeichensprache und Verhalten (Tierpsychologie) kontra Symbolsprache und Handeln (Humanpsychologie).

### **4.3 Tierpsychologie in der Literatur**

Das lässt sich sehr schön illustrieren mit einer Geschichte Franz Kafkas.

In Franz Kafkas Erzählung *Ein Bericht an eine Akademie* lässt uns ein ehemaliger Affe daran teilhaben, wie er es zum Menschen gebracht hat. Die Auffassung dessen, was ein Mensch ist, mag beim Protagonisten der Erzählung und dem Erzähler selbst nicht unbedingt deckungsgleich sein. Diese Erzählung hat es nämlich in sich. Nach Auffassung des Kafka-Biographen Reiner Stach kann man sie »als Parabel des allgemeinen Zivilisationsprozesses lesen, als eindringliche Anklage gegen die bürgerliche Dressur und deren Naturwidrigkeit, schließlich aber auch als Geschichte jüdischer Anpassung und Selbstentfremdung« (Stach 2008, S. 198).

Ein wichtiges Detail zum Verständnis erfährt man gleich zu Anfang: Mit seinem Namen, Rotpeter, ist der Protagonist nämlich überhaupt nicht einverstanden; er habe ihn von einem unverständigen Menschen erhalten, der selbst gleichsam Affe sei. Peter war der Name eines bereits verschiedenen dressierten Affe gewesen und rot sei die Farbe der Narbe auf der Wange, die einer der beiden Schüsse zurückgelassen hatte, mit denen Rotpeter im afrikanischen Urwald eingefangen worden war.

Von dieser traumatischen Vorzeit weiß er aber nichts mehr aus eigenem Erleben. Rotpeter beginnt seine menschliche, seine bewusste Existenz als Gefangener. Der Protagonist weiß vom Hören/Sagen, dass er angeschossen und in eine Kiste gesperrt worden ist, um von der Firma Hagenbeck in einen Tierpark verbracht und dressiert zu werden. Kafka verbindet also das Trauma mit der späteren Dressur, das Trauma scheint die Bedingung der Dressur zu sein.

Die Kiste nun, aus der Rotpeter nicht entweichen kann, ist der Schlüssel zu seiner Menschwerdung. Denn sie schneidet ihm jeden Ausweg ab – Kafka betont, dass dies nicht (einmal) Freiheit meine –, außer eben dem einen, imaginären: Mensch zu werden. Menschsein ist danach aus äußerster Not geboren. Was aber bedeutet diese Menschwerdung?

Den im Tierversuch gequälten Ratten war dieser Ausweg offenbar versperrt. Aber psychosomatische Folgen des Gefangenseins sind auch beim Menschen nicht selten; dafür bürgt nicht zuletzt auch der Autor der Erzählung. Mancher Stress im Nageterversuch konnte allerdings durch die besondere Fürsorge der Rattenmutter kompensiert werden. Eine solche Fürsorge stand Rotpeter im Käfig allerdings nicht zur Verfügung.

Rotpeter berichtet nun über seine Erfahrungen mit der Dressur während der Überfahrt auf einem Schiff nach Europa und sicherlich lässt sich das Folgende auch als eine Satire auf gängige Methoden der Psychotherapie lesen; denn ein Seemann versucht Rotpeter über das Modelllernen zu zivilisieren, indem er ihn mit für Seeleute üblichen Gepflogenheiten bekannt macht, dem Pfeiferauchen, dem Spucken und dem Schnapstrinken. Nur dass all dies in der Nachahmung gänzlich dekontextualisiert ist:

Es war so leicht, die Leute nachzuahmen. Spucken konnte ich schon in den ersten Tagen. Wir spuckten einander dann gegenseitig ins Gesicht; der Unterschied war nur, dass ich mein Gesicht nachher reinleckte, sie ihres nicht. Die Pfeife rauchte ich bald wie ein Alter; drückte ich dann auch noch den Daumen in den Pfeifenkopf, jauchzte das ganze Zwischendeck; nur den Unterschied zwischen der leeren und der gestopften Pfeife verstand ich lange nicht.

Die meiste Mühe machte mir die Schnapsflasche. Der Geruch peinigte mich; ich zwang mich mit allen Kräften; aber es vergingen Wochen, ehe ich mich überwand. Diese inneren Kämpfe nahmen die Leute merkwürdigerweise ernster als irgend etwas sonst an mir. Ich unterscheide die Leute auch in meiner

Erinnerung nicht, aber da war einer, der kam immer wieder, allein oder mit Kameraden, bei Tag, bei Nacht, zu den verschiedensten Stunden; stellte sich mit der Flasche vor mich hin und gab mir Unterricht. Er begriff mich nicht, er wollte das Rätsel meines Seins lösen. Er entkorkte langsam die Flasche und blickte mich dann an, um zu prüfen, ob ich verstanden habe; ich gestehe, ich sah ihm immer mit wilder, mit überstürzter Aufmerksamkeit zu; einen solchen Menschenschüler findet kein Menschenlehrer auf dem ganzen Erdenrund; nachdem die Flasche entkorkt war, hob er sie zum Mund; ich mit meinen Blicken ihm nach bis in die Gurgel; er nickt, zufrieden mit mir, und setzt die Flasche an die Lippen; ich, entzückt von allmählicher Erkenntnis, kratze mich quietschend der Länge und Breite nach, wo es sich trifft; er freut sich, setzt die Flasche an und macht einen Schluck; ich, ungeduldig und verzweifelt, ihm nachzueifern, verunreinige mich in meinem Käfig, was wieder ihm große Genugtuung macht; und nun weit die Flasche von sich streckend und im Schwung sie wieder hinaufführend, trinkt er sie, übertrieben lehrhaft zurückgebeugt, mit einem Zuge leer. Ich, ermattet von allzu großem Verlangen, kann nicht mehr folgen und hänge schwach am Gitter, während er den theoretischen Unterricht damit beendet, dass er sich den Bauch streicht und grinst.

Nun erst beginnt die praktische Übung. Bin ich nicht schon allzu erschöpft durch das Theoretische? Wohl, allzu erschöpft. Das gehört zu meinem Schicksal. Trotzdem greife ich, so gut ich kann, nach der hingereichten Flasche; entkorke sie zitternd; mit dem Gelingen stellen sich allmählich neue Kräfte ein; ich hebe die Flasche, vom Original schon kaum zu unterscheiden; setze sie an und – und werfe sie mit Abscheu, mit Abscheu, trotzdem sie leer ist und nur noch der Geruch sie füllt, werfe sie mit Abscheu auf den Boden. Zur Trauer meines Lehrers, zur größeren Trauer meiner selbst; weder ihn noch mich versöhne ich dadurch, dass ich auch nach dem Wegwerfen der Flasche nicht vergesse, ausgezeichnet meinen Bauch zu streichen und dabei zu grinsen (Kafka 1988, S. 236 f.).

Nichts von dem, was Rotpeter macht, hat Sinn *für ihn*. So ähnlich muss es gewesen sein, als Kafkas Vater ihm Schwimmen beibringen wollte. Was Kafka hier karikiert, ist die suggestive bürgerliche Erziehung, und damit auch die von dort ihren Ausgang nehmenden suggestiven Therapieverfahren. Rotpeter zeigt sich gut angepasst, sein »Erzieher« respektive »Therapeut« ist stolz auf ihn, die »Erziehung/Therapie« scheint erfolgreich.

Aber weil Rotpeter aversiv auf Alkoholgeruch reagiert, offenbart sich, dass die Anpassung bloße Mimikry ist, nicht mit Sinnverstehen verbunden ist. Rotpeter kopiert einzelne Verhaltenselemente; die Übung zerfällt in dem Moment in ihre Bestandteile, wo es zu einem Impulsdurchbruch kommt: nach dem unsteuerbaren Bekunden der Aversion gegen den Schnaps streicht er sich den Bauch, was ja in der konventionellen Bedeutung ein dafür steht, dass es einem geschmeckt hat. Er versteht also die Geste des Bauchstreichens nicht als Symbol. Dass diese Geste nur im Zusammenhang mit dem vorherigen Genuss überhaupt *Sinn* hat, kann er nicht erkennen. Rotpeter offenbart, dass er zwar sprechen, aber nicht (symbolisch) denken kann.

Ohne die Schnapsaversion könnte er als völlig assimiliert oder »therapiert« durchgehen. Das Verwenden von Wörtern ist aber noch nicht Sprache.

Rotpeter hatte immerhin erkannt, dass ihm nur »zwei Möglichkeiten [...] offenstanden: Zoologischer Garten oder Varieté. Ich zögerte nicht. Ich sagte mir: setze alle Kraft an, um ins Varieté zu kommen; das ist der Ausweg; Zoologischer Garten ist nur ein neuer Gitterkäfig; kommst du in ihn, bist du verloren« (Kafka 1988, S. 238). Ins bürgerliche Leben

übersetzt sind das die Alternativen bürgerlicher Aufstieg bzw. Kunst oder die Zooexistenz der Unterschichten.

Und Rotpeter reüssiert:

Diese Fortschritte! Dieses Eindringen der Wissensstrahlen von allen Seiten ins erwachende Hirn! Ich leugne nicht: es beglückte mich. Ich gestehe aber auch ein: ich überschätzte es nicht, schon damals nicht, wieviel weniger heute. Durch eine Anstrengung, die sich bisher auf der Erde nicht wiederholt hat, habe ich die Durchschnittsbildung eines Europäers erreicht.

Darauf bildet er sich aber nichts ein: »Das wäre an sich vielleicht gar nichts, ist aber insofern doch etwas, als es mir aus dem Käfig half und mir diesen besonderen Ausweg, diesen Menschenausweg verschaffte« (Kafka 1988, S. 238).

Man könnte sagen, Rotpeter hat es geschafft, Mensch im Sinne des durchschnittlichen Menschen zu werden, aber Kafka lässt ihn diesen Horizont reflexiv überschreiten, um nicht auf den körperlosen Beobachter zurückgreifen zu müssen. So ist das Menschsein, das Rotpeter beschreibt, nur ein äußerliches. Er kann die menschliche Welt nur kopieren, aber nicht voll an ihr partizipieren.

Ist Rotpeter also Mensch geworden, reicht es aus, sich wie ein Mensch zu verhalten, oder fehlt der Varieté-Existenz vielleicht etwas Wesentliches? Es ist ein Impulsdurchbruch, der augenscheinlich macht, dass alles Angelernte nur Schein – das heißt, ohne Sinnbezug – ist, und das heißt offenbar, dass trotz aller Übung keine genuine Verbindung besteht zwischen dem äußeren sozialen Rahmen und dem inneren triebhaften Wesen. Die möglichen Erklärungen sind freilich zwiefältig. Man kann sagen: Äffen ist alles, was einem Affen möglich ist, oder anderes gesagt: das Erbgut bestimmt das Verhalten. Eine solche Position würde allerdings zwei wesentliche Aspekte der Geschichte unterschlagen: zum einen nämlich ist Rotpeter *traumatisiert* und zum anderen hat man ihm *keinen adäquaten Namen verliehen*.

Hier ergibt sich also bezüglich des Impulsdurchbruchs – die Aversion gegen Schnaps – eine Art Vexierbild aus der Sicht der hier skizzierten sozialwissenschaftlichen Paradigmata. Kommt es für das Menschsein auf den äußeren Anschein an, dann liegt in dem Impulsdurchbruch etwas Störendes, das das Menschsein verhindert. Es ginge also darum, bei einem solchen Individuum die Impulsunterdrückung zu trainieren, damit das Bild angemessen Verhaltens nicht getrübt wird.

Verschiebt man den Blickwinkel, dann müsste man zu dem Schluss kommen, dass die gezeigte Anpassung bloße Mimikry ist und nicht dem Wesen des Betreffenden gerecht

wird. Man müsste dann eher von einem Bedürfnis nach Gefallen ausgehen, das von den leiblichen Impulsen unterlaufen wird.

#### **4.4 Über das schonende Töten – Empirismus und psychische Chirurgie**

Für den Empirismus kann es freilich kein Vexierbild geben; er basiert letztlich auf der Hoffnung, dass sich Daten von selbst in ein Kausalschema fügen, was aber nicht passiert bzw. nur dann, wenn man Zwang anwendet<sup>54</sup>. Ein solches Kausalschema ist praktisch die äußerste Reduktion von Sinn. Damit es funktionieren kann, müssen Aspekte des psychosozialen Lebens radikal verdinglicht werden. Die eng gefasste Denotation schlägt dann die Konnotation:

A language that is confined to labeling rather than defining, to denotation at the expense of connotation, does not have the means of expressing experiences whose nature includes ambiguity and surplus meaning. It omits from its purview some of the most significant dimensions of human nature, and possibly distorts others that it may seem to express more fully.

Limited exactness and the elimination of ambiguity in the use of language express the reductionist, nothing-but tendencies that run through the aspects of contemporary study [...]. (Lynd 1958, S. 121).

So verhält es etwa mit dem Begriff der Aggression. Zwar bezeichne nach Scheithauer Aggression »keinen exakten wissenschaftlichen Begriff, sondern stellt zunächst nur eine alltagssprachliche Umschreibung einer Gruppe von Verhaltensweisen dar, die darauf ausgerichtet sind, einer anderen Person Schaden zuzufügen« (Scheithauer 2003, S. 16). Aber Petermann und Koglin bringen nun genau diese Beschreibung als Fremdzitat in die Form einer »Definition«, die einen eigenen Rahmen erhält: »Aggressiv-dissoziales Verhalten beinhaltet Handlungsweisen, die darauf ausgerichtet sind, anderen Personen Schaden zuzufügen (Anderson u. Bushman 2002)«. An anderer Stelle formulieren sie: »Aggressives Verhalten ist negativ besetzt, da es anderen Schaden zufügt«. Darüber hinaus müsse »der Aggressor davon überzeugt sein [...], dass sein Verhalten das Opfer auch tatsächlich schädigt und dass das Opfer motiviert ist, diesem Verhalten auszuweichen«. Gewalt-(tätiges) Verhalten sei dann lediglich als »Steigerung aggressiven Verhaltens« zu betrachten mit dem »Ziel [...], eine andere Person massiv zu schädigen (bis hin zum Tod) (Petermann und Koglin 2013, S. 8f.). Das heißt, bestimmte vage Annahmen, die der

---

<sup>54</sup> Deshalb ist hier wohl auch ein offener Diskurs kaum möglich, wie Legendre postuliert: »Liest man gewisse Berichte über die Forschung auf dem Gebiet des Managements, so trifft man unweigerlich auf eine neuartige Form der Militarisierung unserer Gesellschaften, denn die zur Schau gestellte Wissenschaftlichkeit der Methoden und der Schlussfolgerungen hat den denselben Effekt wie der Zwang [force]: Allem Anschein und allen ausgehängten Verkündungen zum Trotz wird jede Diskussion geächtet, und es bleibt nur, sich dem zu beugen« Legendre 2012, S. 102.

Konvention entsprechen bilden die Basis für eine behauptete Exaktheit, die dem Material, auf das sie sich beruft in keiner Weise entspricht.

Von hier aus, von solchen Bildern aus der Vorstellungswelt des Laien aus entfaltet sich nun ein Diskurs, der mit Recht ein betriebswirtschaftlicher genannt werden kann. Das heißt, bestimmte Auffälligkeiten, die sich in bestimmter Weise kulturell geprägten Beobachtern darbieten, werden isoliert, abgetötet gewissermaßen, klassifiziert und mit anderen psychosozialen Bruchstücken auf einer Art virtuellem Reißbrett angeordnet, wie beispielsweise in Franz Petermanns und Ute Koglers Lehrbuch *Aggression und Gewalt von Kindern und Jugendlichen*. Das entspricht etwa der Vorgehensweise der Biochemie, die sich mit totem Gewebe beschäftigt, um etwas über das Leben herauszufinden. Nur dass die Social-Behavioral Sciences tote Verhaltenssequenzen aus komplexen Interaktionszusammenhängen herausschneiden und damit deren Intentionalität zerstören.

Beispielhaft sei hier eine Tabelle wiedergegeben, die sich bei Petermann und Koglin findet (a. a. O, S. 10):

<b>Aggressives Verhalten im Kindergartenalter</b>	<b>Aggressives Verhalten im Grundschulalter</b>
- zeigt störrisches Verhalten	- lügt
- ist trotzig gegenüber Erwachsenen	- ist körperlich aggressiv
- widersetzt sich	- schikaniert andere
- verliert die Fassung	- quält Tiere
- ist empfindlich und reizbar	- verletzt soziale Regeln
- streitet mit Erwachsenen	- flucht
- beschimpft andere	
- ärgert andere	
- ist boshaft und gehässig	
- wird schnell wütend	

Das grundlegende Problem der binären Perspektive der Empirismus ist der mangelnde Zugang zum Sinnverstehen. Sinnverstehen wird durch Technik ersetzt, also entweder durch Subsumtion unter konventionelle Motiv-Kategorien oder durch Psychiatrisierung; »Störung des Sozialverhaltens«, »oppositionelles Trotzverhalten«; etwa so:

Die Störung mit oppositionellem Trotzverhalten ist durch wiederkehrende trotzig, ungehorsame, feindselige Verhaltensweisen gegenüber Autoritätspersonen (z. B. Mutter oder Vater) bestimmt, wozu folgende Symptome gehören:

- wird schnell ärgerlich,
- streitet sich häufig mit Erwachsenen,
- widersetzt sich häufig aktiv den Anweisungen oder Regeln von Erwachsenen oder weigert sich, diese zu befolgen,
- verärgert andere häufig absichtlich,
- schiebt häufig die Schuld für eigene Fehler oder eigenes Fehlverhalten auf andere,
- ist häufig empfindlich oder lässt sich von anderen leicht verärgern,
- ist häufig wütend und beleidigt und
- ist häufig boshaft und nachtragend (Petermann und Koglin 2013, S. 13).

Das Problem einer solchen Kartographie ist, dass sie glaubt, ohne jeglichen Rekurs auf Bedeutung auskommen zu können. Bestimmte unerwünschte Ausdruckserscheinungen werden also durch die Psychiatrisierung zu Symptomen entwertet. Neben nicht weiter erörterten Erklärungsschemata wie Rache, Begehren von Dingen u. a. sorgt die Psychiatrisierung zu einer planmäßigen Entfremdung, die nur als institutionelle (psychosoziale) Abwehr im Sinne von Mentzos (Mentzos 1988, S. 79) verstanden werden kann.

Ann Kathrin Scheerer gibt hingegen zu bedenken:

Wir schätzen uns zurecht glücklich in unseren hiesigen zivilen gewaltfreien Zeiten, aber die Anpassungsforderung, sich friedlich zu verhalten, eigene Aggressivität und deren ungebändigten Ausdruck zu zügeln, hat einen Preis: womöglich verlieren wir - nein, wir haben schon verloren! - die zwischenmenschliche Kunstfertigkeit, die Übung, mit Aggressionen selbstverständlich und angstfrei und kompetent mit-haltend umzugehen. Wenn wir eigene Aggressivität im Sinne der geforderten Friedfertigkeit unterdrücken oder verleugnen, werden wir sie unbewusst, da sie ja nicht unbenutzt verschwindet, sowieso zügig projizieren, beim Anderen wittern und damit auch die (berechtigte) Angst vor dem aggressiven Bumerang vergrößern (Scheerer 2013).

Damit wird auch die Spannung des Nichtverstehens, der Irritation, deren Ertragen die Voraussetzung jeglichen Verstehens ist, hektisch abgeschnitten und das bedeutet, dass die Bezeichnung mit dem Bezeichneten zu einer Einheit verschmolzen wird, ein schizophrenieähnlicher Vorgang.

Die Gesellschaft versagt sich hier dem impliziten Ansinnen des aggressiv Auffälligen nach Hilfe bei der Metabolisierung unerträglicher Erfahrungen durch Technisierung des Sozialen. Das Tableau, das die Sozialtechnik in Gestalt eines technischen Protokolls, das betriebswirtschaftliche Vorgänge nachahmt, erstellt, wirkt wie ein Siegel gegenüber dem konstitutiven Außen, das die Triebe, die Lebensimpulse zumal, darstellen, die ja häufig nur in einer bereits sozial deformierten Weise in den Bereich der öffentlichen Aufmerksamkeit gelangen.

Die zum Einsatz kommenden Interventionstechniken dürften meist von der Art sein, die Scheler als »psychische Chirurgie« bezeichnet hat und einem verstehenden Ansatz gegenüberstellt. Der »psychische Chirurg« nehme einen »Eingriff [vor] in den kausalen

Ablauf der psychischen Erlebnisse des Patienten mit der Endabsicht, sie in die Bahn einer normalen Verlaufsform zu zwingen«. Das impliziere, wie Scheler negativ formuliert, eine »Kritik am Gehalt des Lebens seines Patienten [...], sei es eine moralische oder sonst irgend eine«, und er vergleicht diese Art therapeutischen Vorgehens mit derjenigen, die ihm zufolge der »aufdringliche kynische Seelenarzt und Prediger« praktiziert habe (Scheler 1955c, S. 220–222). Der mangelnde Zugang zur Tiefe des Psychischen wird also explizit oder implizit ersetzt durch personale Schuldzuweisung – auch wenn die Schuldigen dann im Einzelfall anthropomorphisierte Krankheiten sein können.

Ich will dies am Beispiel eines Jugendlichen erläutern, der mit seinem Freund, dem er sich exklusiv verbunden fühlte, im Zusammenhang mit einer geplanten Flucht aus der Welt des genormten Lebens von »SAART« einen Doppelmord beging. An dieser Stelle interessiert mich eine psychologische Beurteilung des Jugendlichen aus der Sicht des kognitiven Behaviorismus, die sich in der Gefangenenakte befindet.

Dort ist von einem instabilen Selbstbild, einer selbstunsicheren Persönlichkeit die Rede, davon, dass der Jugendliche sich »schnell verletzt, gekränkt und missverstanden« fühle. Er neige zu »dysfunktionalen Kognitionen und generalisierenden negativen Bewertungen seiner Person«; weise »eine erhöhte Erregbarkeit bei äußeren Störreizen auf. Schon auf kleine Schwierigkeiten reagiert er schnell verärgert«, sei im Übrigen nachtragend. Seine zwanghafte Orientierung an Ordnung und Kontrolle lasse ihn in unklaren Situationen in Spannung geraten, mit denen er nicht adäquat umgehen könne und deshalb lieber in die beherrschbaren Phantasiewelten der Computerspiele flüchte. Dort könne »er sich für die erlittenen Kränkungen rächen«. Er neige zu »abhängigen Verhaltensweisen« und Versagensangst. Seine Unzufriedenheit mit seinem Leben sei »vermutlich auch beeinflusst von depressiven Kognitionen«.

Dieses Bild ist einerseits evokativ, dürfte recht typisch für Jugendliche mit Affinität zur amokartigen Gewalt sein, während es aber zugleich in ein kognitivistisches Raster (»dysfunktionale Kognitionen«, »depressive Kognitionen«) gepresst wird. Der Beurteilende kann keinen verstehenden Bezug zu dem Jugendlichen finden, und so offenbart die Beurteilung sadistische Untertöne. So etwa, wenn es heißt, der F. reagiere »diese schwer aushaltbaren inneren Spannungszustände nicht ab, in dem er sich seiner Umgebung öffnete, sondern, indem er sich bisher an den PC setzte und zum Teil gewaltverherrlichende Spiele, aber auch Rollenspiele [...] spielte«. Dass sich F. seiner Umwelt

nicht öffnet, wird nicht als Anzeichen innerer Not, von psychischem Konflikt, angesehen, sondern als Vorwurf formuliert. Es wird nicht der naheliegende Schluss gezogen, dass ihn an dieser Öffnung offenbar etwas hindert.

Einleuchtend ist der »(zwanghafte) Wunsch nach Vorhersehbarkeit, Struktur und Ordnung« und »Macht«, auch, dass sich F. eher durch die künstlichen Spielfiguren emotional berührt fühlt, als durch reale Menschen. Das deutet auf einen schwerwiegenden Ambivalenzkonflikt. Einen Ansatz des Verstehens wird man aber in der Stellungnahme aber vergeblich suchen: »Ziel: Kognitive verhaltenstherapeutische Ansätze haben sich insbesondere bei Zwangserkrankungen bewährt«.

Dieser in jeder Hinsicht unpersönliche Textbaustein wirkt wie ein brutales Abscheiden allen Verstehens, vielmehr so, als spreche nunmehr ein Majestätssubjekt im Sinne Legendres. Die »kynische Seelenchirurgie« wird aber besonders evident in folgendem Zitat: »Es fällt ihm teilweise schwer, Perspektivwechsel vorzunehmen und Ansichten seiner Mitmenschen zu einem Thema zu akzeptieren. [...] F. soll durch Debattieren mit anderen Jugendlichen lernen, deren Meinungen aufzunehmen und zu akzeptieren«.

Das heißt, ohne zu wissen, warum diese Probleme bestehen, will man sie mechanisch abtreiben. Es geht bei einem solchen Ansatz nicht um das Verstehen von Menschen, sondern um das Behandeln von Entität-haften »Krankheiten«, um Repression. Der betreffende Jugendliche war allerdings bereits wegen einer sogenannten Zwangsstörung behandelt worden – vor der Tat.

Es ist bekannt, wie Zwangssymptome sich durch Ritualisierung im Ich ausbreiten, oder besser gesagt, das Ich zwingen, sich den Erfordernissen des unverständlichen Zwanges automatisch zu unterziehen. Exzessive Imitationsneigung bei Erwachsenen ist ein sehr auffallendes Symptom, das auf schwer gestörte Objektbeziehungen oder vielmehr auf ein regressives Ausweichen auf eine konfliktfreiere Modalität der Beziehungen zum Objekt hinweist (Parin 1977, S. 486).

Den Bereich, der hier problematisch ist – den Bereich der Bezogenheit auf der Basis wechselseitiger Anerkennung zwischen Subjekt und Objekt –, spart der kognitive Behaviorismus freilich aus; er gibt Verhaltensmaximen und Textbausteine aus, die Konfliktfreiheit versprechen und das eigentliche Problem unangetastet lassen. Die Mimikry der Klienten wird dann als Therapieerfolg missinterpretiert<sup>55</sup>.

---

<sup>55</sup> Der Hirnforscher Gerhard Roth hat in einem Spiegelgespräch mit dem Psychoanalytiker Otto F. Kernberg geäußert: »Gerade die langfristige Wirksamkeit kurzer Verhaltenstherapie ist nicht belegt. Dass es vielen Patienten anfangs erst einmal besser geht, will ich überhaupt nicht leugnen; aber das liegt vor allem an unspezifischen Effekten, die immer auftreten, wenn Bedürftige Hilfe erhalten: Da bringt ein vertrauensvolles Gegenüber in der sogenannten therapeutischen Allianz plötzlich Ordnung in das Chaos des Lebens. Aber irgendwann merken die Patienten, dass sie ihr Problem weiterhin mit sich herumtragen.« Kernberg bemerkt: »Persönlichkeitsgestörte Patienten können nicht einfach mal eben eine Verhaltensänderung lernen. Sie brauchen eine

Die Amokläufer sind aber oft Meister der Anpassung, anders als die im Fokus der behavioristischen Aggressionsforschung stehenden auffälligen Kinder; sie sind häufig eher unauffällig – ich habe in der Einleitung einige Beispiele gebracht. Und gerade hier scheint sich aber eine oberflächliche Betrachtungsweise zu rächen. Der Psychiater Peter Langman schreibt über einen der Littleton-Attentäter:

Erik Harris beispielsweise war ein eifriger Schüler, der gute Noten hatte, selbst als er plante, seine Schule zu zerstören. Erics Lehrer lobten sein Interesse und seine Motivation. In seinen Zeugnissen war von seiner »positiven Einstellung und guten Mitarbeit« die Rede. In einem Zwischenbericht schrieb ein Lehrer: »Eric macht seine Sache hervorragend!«

Langman geht nun eine bezeichnende sprachliche Fehlleistung: »Statt seine Schule zu hassen, schrieb Eric auf seiner Website, dass er sehr gern zur Schule ging« (Langman 2009, S. 34). Dass Harris sich also so verhalten hat, als ob er die Schule möge, heißt für Langman offenbar, dass er sie tatsächlich nicht gehasst hat. Den Zwang, Erwartungen gerecht zu werden, findet man bei traumatisierten Kindern – doch dazu weiter unten.

Mit Faulkner kann man hier eine

Einfalt [bemerken], die des Glaubens war, dass die wesentlichen Elemente der Moral nicht anders wären als die einer Pastete oder eines Kuchens, und wenn man sie nur ausreichend abwog und mischte und verrührte und in den Ofen schob, dann müsste eben eine Pastete oder ein Kuchen daraus werden (Faulkner 1956, S. 263).

Eine solche Einstellung aber ist demütigend und Ausdruck einer Machtposition. Das Versagen gegenüber der Konvention führt nun nicht mehr direkt ins moralische, dafür aber ins psychiatrische Abseits.

Dahinter steckt offenbar jene »naive Psychologie«, die der amerikanische Psychologieprofessor Fritz Haider »als Erkenntnisgrundlage nutzen« wollte (Schönpflug 2013, S. 334) – was der Empirismus natürlich immer schon getan hat.

Da die einzige Datenquelle des Empirismus bezüglich der Verhaltensmotivation die Befragung darstellt, muss er diese als suffizient setzen. Das setzt voraus, dass der Mensch ohne weiteres Zugang zu seinen Motiven hat; gerade bei den schweren Taten der amokartigen Gewalt ist das Motiv aber häufig unklar. Scheler stellt nun klar, dass unser Zugang zu unseren Motiven alles andere als selbstverständlich ist. Er kritisiert die cartesianische und gerade im Umfeld des Empirismus notorische Auffassung, »dass innere Wahrnehmung im Gegensatz zur äußeren Wahrnehmung der Natur nicht täuschen könne; ja dass hier die Erlebnisse selbst mit evidentem und adäquatem Wissen von den

---

Therapie der ganzen Person« Roth und Kernberg 2014, S. 131. Nur dürften der (empiristische) Verhaltenstherapeut oder der deskriptive Psychiater unter einer »gestörten Persönlichkeit« etwas ganz anderes verstehen, als der (wie Kernberg struktur-genetisch bzw. rekonstruktiv orientierte) Psychoanalytiker.

Erlebnissen zusammenfielen«. Auf ihr beruhe zum einen der »philosophische[.] subjektive Idealismus und Egozentrismus« und zum anderen die dem Protestantismus eigene Selbstgewissheit, »die für viele zum Stützpunkt für einen maßlosen Negativismus und Kritizismus gegen alles Sein außerhalb des Ich [...] geworden ist« (Scheler 1955c, S. 215).

In seinem Aufsatz über *Die Idole der Selbsttäuschung* schreibt Scheler weiter: »Alle faktische Geschiedenheit und Getrenntheit unseres Geistes von diesem Sein beruht nicht in einer unabänderlichen Konstitution des erkennenden Geistes, sondern nur in prinzipiell überwindbaren Schwächen der menschlichen Natur.« Es sei »geboten, die vielfältigen Formen des Abgesperrtseins des Menschen vom Seienden (und des Menschen unserer Tage im besonderen), desgleichen die Gründe und Motive aller möglichen Täuschungsrichtungen [...] genau zu erforschen«. Das entscheidende »Absperrungssystem[.]« sei aber »jenes, das zwischen ihm und seiner Seele liegt«.

Die prävalente epistemologische und kulturelle Naivität in Bezug auf die angenommene Täuschungsresistenz innerer Wahrnehmung stattete diesen Zustand mit einem »guten Gewissen« aus und hemme so »den Blick des Menschen in seine wahre Tiefe« (a. a. O., S. 215f.). Diese Hemmung ist freilich überhaupt erst die Voraussetzung einer manageralen, szientistischen Totalisierung der westlichen Kultur. Diese Vorgehensweise hat Legendre gut auf den Punkt gebracht:

Ich möchte nebenbei auf die Tragweite der Tatsache hinweisen, dass sich die Social-Behavioral Sciences im Hinblick auf den mythologischen Einsatz enthalten, der im betriebswirtschaftlichen Modus behandelt wird. Indem die moderne Verwaltung diese Angelegenheit verschweigt, befindet sie sich in der Position des Sancho Pansa, der es vorzieht, die Lösung zu erfahren, noch bevor ihm das Rätsel aufgegeben wird. Mit anderen Worten: Das Rätsel wird auf eine Weise kontrolliert, durch die seine Montage annulliert wird. Jedes totalitäre System drängt mit Nachdruck in diese Richtung (Legendre 2012, S. 181).

Entsprechend lässt sich die empiristische Fragetechnik einordnen; sie kann deshalb kaum Gewissheit über die Motivation zu einer Gewalttat erzielen, aber das ist womöglich gar nicht ihr Sinn. Eine gemessen an den prävalenten Sinnmustern adäquate GeKonstruktion dürfte völlig ausreichen. Scheler insistiert jedoch: »Ein Motiv eines Willensaktes ist ein realer Vorgang und kann bestehen, während der Handelnde es nicht kennt oder sich ein ganz anderes Motiv zu haben einbildet, und ist die Ursache dieses Willensaktes« (a. a. O., S. 247).

Wenn die Tiefe aber verworfen wird, dann muss Sozialforschung zu routinierter Obstipation verkommen. Der »Gewalttäter« erscheint als ebensolche Kategorie wie der Bunt-

spricht. Wie beim Ping-Pong gibt er dem Forscher die diskursiven Fragmente unverdaut zurück, die zuvor in ihn eingepflanzt worden sind – anders als Ovids mythische Figur der Nymphe Echo, die der bloßen Wiederholung der Worte des Narcissus eine differente Bedeutung zu geben wusste:

Ein anderer Gewalttäter erinnert sich: Na ja, das ging alles eigentlich schon im Kindergarten los, immer Hyperaktivität und alles. Schlägereien, wenn mir was nicht gepasst hat. Na ja, dann bin ich in Therapie gekommen wegen der Hyperaktivität. Dann hatte sich das ein bisschen gebessert gehabt. In der ersten Klasse gab es dann auch Ärger mit Mitschülern. Dann wollten sie mich schon ins Heim stecken [...] Es war dann eben das Problem, dass es zwar nicht mehr immer so oft Aggressionsschübe waren, sondern dann sich eine Weile angestaut hat und dann mit einmal rausgekommen ist, also dann um so härter, wie ein Ventil. Na ja, dann mit 13 die erste Anzeige wegen Körperverletzung, Rassismus. Mit 13 ist, wo ich in die rechte Szene eingestiegen bin. Dann eben vereinzelt Anzeigen, Sachbeschädigung, meistens Jugendstreich. Na ja, mit 16 dann ein größeres Ding (Wahl 2009, S. 119).

Über Motivation braucht man sich dann keine Gedanken mehr machen, denn über das Stichwort »Interdisziplinarität« wird der Naturalismus zum universellen Taktgeber:

So stehen am Beginn solcher Entwicklungen zunächst neuronale und Persönlichkeitsprobleme von kleinen Kindern mit einem »schwierigen« Temperament, mit denen Eltern und Erzieherinnen nicht zurechtkommen und problemverschärfend durch bestrafende und über- oder unterkontrollierende Erziehung reagieren (a. a. O., S. 120).

Es ist also ein Automatismus, der in die Gewalt führt: »Am Anfang war die Biologie«, das »schwierige Temperament«. Ist das nun der neueste Stand der Wissenschaft, oder ist das eine Wissenschaft, die sich regressiv von den reflexiven Errungenschaften des Menschen verabschiedet hat? Das »schwierige Temperament« lässt den Menschen zu einem Gewaltautomaten werden, während das Umfeld nur reagiert. Man hat dann eine nette Kettenreaktion, bei der die Kenntnis der »Ursache« jede weitere Untersuchung obsolet macht: Auch die Eltern und Erzieher sind keine Subjekte, habe keine Geschichte.

Was bedeutet dieses ideologisch zu nennende Konstrukt des Gewalttäters von Gnaden der Biologie? Zunächst bedeutet es Erleichterung: »Etwas Unbekanntes auf etwas Bekanntes zurückführen, erleichtert, beruhigt, befriedigt, giebt ausserdem ein Gefühl der Macht. [...] [I]rgend eine Erklärung ist besser als keine«. Darüber hinaus dürfte es allerdings im Sinne jener epistemologischen Obstipation wirken, die »in Wahrheit eine *Erforschung* der Ursache hemmt und selbst ausschliesst« (Nietzsche 1999d, S. 92f.).

Die zeitweise Erleichterung auf beiden Seiten, auf der des Forschungsobjekts und der des Forschungssubjekts, die die Biologisierung der Gewalt bewirkt, dürfte damit zusammenhängen, dass man konflikthaftes Geschehen in die Biologie – und damit aus der gesellschaftlichen Verantwortung – entsorgt hat, ähnlich wie man den Atommüll in einem Bergwerk versteckt.

Aber vielleicht sind es gerade die Opfer schwerer Gewalttaten, die die Zeche für diese Konfliktaversion im Sinne der Vogel-Strauß-Taktik zu zahlen haben. Denn die defätistische Akrobatik des (methodologischen) Empirismus ist kaum geeignet, eine nicht destruktive Selbstkontrolle zu fördern, und man kann hier mit Nietzsche von einer kulturellen »Disgregation der Instinkte« (Nietzsche 1999d, S. 134) sprechen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang das Augenmerk auf den »Erfolg« der Therapie lenken, den der zitierte Jugendliche berichtet, nämlich den, dass er seine aggressiven Impulse zeitweilig unterdrückt hat, während diese aber bei bestimmten Gelegenheiten mit umso größerer Wucht hervorbrachen. Ähnliches haben die Eltern eines der beiden Littleton-Attentäter berichtet: »Eric scheint seine Wut zu unterdrücken, um dann zu explodieren und etwas zu schlagen oder verbal ausfällig zu werden. Er hat das zu Hause nicht getan, aber in der Schule und in der Arbeit« (Gaertner 2009, S. 80).

Diese Äußerung ist einem Fragebogen entnommen, den die Eltern von Eric Harris ca. 1 Jahr vor der Tat ausfüllten, anlässlich einer gerichtlichen Auflage zur Teilnahme ihres Sohnes an einem Erziehungsprogramm. Harris und Dylan Klebold waren in einen Lieferwagen eingebrochen und das ausstehende Urteil sollte eine maßgebliche Rolle bei dem späteren Attentat spielen. Diese monströse Tat war also zum Zeitpunkt noch im Advent und die Eltern konnten sich der kulturüblichen Verleugnung hingeben:

Nachdem dieser Vorfall mit dem Lieferwagen passierte, gab Eric einem Psychologen gegenüber an, Probleme mit Angst, Einsamkeit, Mord- und Selbstmordgedanken zu haben und drückte seine Gefühle zu diesen Befunden aus. Der Arzt empfahl eine Medikation mit Antidepressiva (Luvox), die geholfen zu haben scheint. Seine Stimmung ist optimistischer (Gaertner 2009, S. 80).

Das wirkt wie ein Gesellschaftsvertrag zulasten Schutzbefohler: Man gibt eine Chemikalie (bei gleichzeitigem staatlich organisierten »War on Drugs«) und das Problem ist gelöst – der american way of life? Es ist sicherlich nicht ganz falsch, wenn man der Werbeindustrie eine Mitschuld an solch sträflicher Ignoranz anlastet, die ja nicht gewählt wird, obwohl sie wohl einen größeren Einfluss auf das Leben des Einzelnen haben dürfte als die gewählten Politiker, indem sie dessen Illusionen über das schnelle Glück, die einfache Problemlösung unterstützt. Das Elend bleibt hinter der Fassade verborgen, bei Problemen winkt die schnelle technische Lösung, aber während dem Mörder F. vorgeworfen wird, dass er vor seinen Problemen in eine künstliche Computerwelt flüchtet, stellt sich die Frage, wie künstlich denn eigentlich die angeblich reale Welt inzwischen geworden ist und inwiefern die Fluchtbewegung des Einzelnen nicht die Fluchtbewegung des Ganzen komplementiert:

Keine Forschung reicht bis heute in die Hölle hinab, in der die Deformationen geprägt werden, die später als Fröhlichkeit, Aufgeschlossenheit, Umgänglichkeit, als gelungene Einpassung ins Unvermeidliche und als unvergrübelt praktischer Sinn zutage kommen. Es ist Grund zur Annahme, dass sie in noch frühere Phasen der Kindheitsentwicklung fallen als der Ursprung der Neurosen; sind diese Resultate eines Konflikts, in dem der Trieb geschlagen ward, so resultiert der Zustand, der so normal ist wie die beschädigte Gesellschaft, der er gleicht, aus einem gleichsam prähistorischen Eingriff, der die Kräfte schon bricht, ehe es zum Konflikt überhaupt kommt, und die spätere Konfliktlosigkeit reflektiert das Vorentschiedensein, den apriorischen Triumph der kollektiven Instanz, nicht die Heilung durchs Erkennen (Adorno 2003a, S. 65–66).

Der Trieb, der autochthone Antrieb des einzelnen wird geschlagen und der kompensatorische Narzissmus ist obligatorisch. Das utopische Ideal ist eine völlig befriedete Gesellschaft, in der alle Konflikte rational gelöst werden. Der Trieb – Ausdruck unserer Leibgebundenheit – erscheint als ein anachronistisches Relikt. Dem leidenden Einzelnen wird darüberhinaus vom Ganzen sein Leiden zum Vorwurf gemacht. Das lässt sich auch an der häufig kritiklosen Implementation von Gewaltpräventionsprogrammen in Schulen und Strafeinrichtungen ablesen, die auf das Verpönen von aggressiven (triebhaften) Auseinandersetzungen und ihre Ersetzung durch Verhandlung auf der Basis rationalistischer Schemata setzt. Ob dieses kognitivistische Menschenbild, das dem Avatar das Primat gegenüber dem Fleisch zuweist – mit der von Nietzsche beklagten Armut an Leben als Folge – aber zweckdienlich ist, darf bezweifelt werden: »Wenn die Gesellschaft in Gefahr ist, liegt das nicht an der Aggressivität des Menschen, sondern an der *Unterdrückung* [Hervorhebung von mir] der persönlichen Aggressivität bei jedem Einzelnen« (Winnicott 2008, S. 79).

Ähnlich dem Dilemma des König Ödipus dürfte daher die behavioristisch-empiristische Anpassungsstrategie mit ihrer Begriffsbildung und ihrem Forschungsdesign eine solche Unterdrückung begünstigen und zu Extremgewalt einen durchaus genuinen Beitrag leisten.

Da sie insbesondere Aggression undifferenziert als feindselige Aggression konzipiert und zugleich als böswillig oder psychiatrisch krank sowie soziogenetisch voraussetzungslos, bekommt der Anschein von Aggressionsfreiheit einen gewissen narzisstischen Wert mit eher fatalen Folgen, wie nicht zuletzt die Zeitdiagnose Depression (a. a. O., S. 85) ausweist, die jedoch dankbar den naturalistischen Diskursen überlassen wird.

Der (moralische) Rationalismus ist das Credo der Social-Behavioral Sciences, man bemerkt nicht, dass die autoritäre Erziehung gegenüber der moralistischen noch das geringere Übel ist, denn die letztere schlägt den Trieb doch viel gründlicher, als es die autoritäre es je vermocht hat.

Ute Ziegenhain et al. glauben jedoch auf dem richtigen Weg zu sein, wenn sie in bürgerlicher Tradition postulieren, autoritäre Erziehung behindere »die Internalisierung von Normen, dagegen wird eine positive moralische Entwicklung gefördert, wenn die Eltern die Gründe für Regeln mitteilen und auf die emotionale Befindlichkeit anderer Betroffener hinweisen« (Ziegenhain et al., zit. n. Wahl 2009, S. 137). Rotpeters Käfig – das sind also die Gründe. Woher wollen Ziegenhain et al. aber wissen, ob dadurch eine »positive moralische Entwicklung« evoziert wird und nicht etwa bloße Mimikry?

Von Freuds Erkenntnis ist dieser naive Rationalismus weit entfernt: »Rein vernünftige Motive richten [...] wenig gegen leidenschaftliche Antriebe aus« (Freud 2000f, S. 176). Vorstellungen wie die von Ziegenhain et al. können allerdings dazu führen, dass die Kapitulation des Kindes der elterlichen, der kulturell so übermächtigen Rationalisierung gegenüber unbesehen als Erziehungserfolg verbucht wird – die Verhaltenstherapie ist insofern nur ein Neuaufguss bürgerlicher Erziehung. Denn die schöne neue Welt des (amerikanischen) Behaviorismus hat die Zwischentöne abgeschafft und sich selbst blind gemacht gegenüber dem gedemütigten Kind. Denn Scham ist zwischen 0 und 1 positioniert.

Die Affirmation des erzieherischen Rationalismus, die »Gründe für Regeln«, die »emotionale Befindlichkeit anderer Betroffener« lassen das Kind verstummen, das nunmehr durch einen angepassten Avatar ersetzt wird – bereit für eine entleiblichte Existenz im Netz. Es kann nichts tun, als die vorgeblichen Motivationen der Erwachsenen fälschlicherweise auf sein unmetabolisiertes Triebleben aufzupflanzen, sich mit dem Aggressor zu identifizieren (Freud 1968) und dem transgenerationellen Wiederholungszwang zu entsprechen.

Man kann nun das Postulat von Ziegenhain et al. auch umkehren – auch die Impulsäußerung benötigt einen Grund, einen, der vorab bereitliegt, einen kognitiven Rahmen, der die Impulshandlung oder den Affekt rechtfertigt. Nur unter den Bedingungen lochstreifenartig vorliegender Gründe für Impulsdurchbrüche sind diese zu rechtfertigen. Liebeskummer rechtfertigt so Traurigkeit; beim Tod einer geliebten Person ist es inzwischen im Geltungsbereich des neuen DSM V so, dass sie nur noch gerechtfertigt ist bis 14 Tage nach den Todesfall. Ansonsten droht die Pathologisierung.

Der herrschende Rationalismus erfordert einen Grund für einen Triebdurchbruch bzw. für affektive Äußerung überhaupt. Er will wie Sancho Pansa die Lösung, bevor die Frage sich stellt. Wenn die affirmative Wissenschaft daher die Kognition gegenüber dem Af-

fekt privilegiert, dann naturalisiert sie etwas kulturell Kontingentes, etwas, das einem als hegemonial anzunehmenden Habitus entspricht und zu Natur erklärt wird. Unter diesen Bedingungen muss also der unbewusst gewordene triebhafte Impuls seinem »Auslöser« voraus, wartet auf ihn: »Die Wirkung immer ›unbewusst‹: die erschlossene und vorgestellte Ursache wird projiziert, *folgt* der Zeit nach« (Nietzsche 1973, S. 473). Die Anforderungen an die Rationalisierung dürften dabei von der Triebstärke abhängen, das heißt ihr gegenüber umgekehrt proportional sein.

Das heißt, dass unter der Ägide der kognitiven Kontrolle mit einer Zunahme der Triebstärke zu rechnen ist, soweit sich keine anderweitigen Entlastungsmöglichkeiten ergeben, wie etwa das sogenannte »othering«. Ich erinnere hier an die Therapie des bei Wahl zitierten Jugendlichen der seine unerwünschten Impulse unterdrückt hatte, die sich dann aber umso heftiger Ausdruck verschafften.

Über die Aggression der sonst Angepassten und über die Rolle, die Institutionen dabei spielen können, findet man bei Wahl bezeichnenderweise nichts. Das »othering« kann man als den aggressiven Impulsdurchbruch der Angepassten verstehen, auch wenn es inzwischen von Randgruppen übernommen worden ist.

Dieses »othering« möchte ich an einem Fall von Mobbing illustrieren, über den die Mutter des betroffenen Kindes anonym in einem Buch mit dem Titel *Plötzlich ein Sorgenkind: Aus dem Leben einer aufmerksamkeitsgestörten Familie* berichtet.

Dieses Mädchen war bereits mit fünf Jahren eingeschult worden und bekam dann aber nach wenigen Monaten massive Probleme in der Schule. Die hilflosen Eltern haben dann, ganz im Sinne der kulturellen Üblichkeit, das Problem bei dem Mädchen gesehen, das sie psychiatrisch »testen« ließen: »Lenja wurde zu einem ›Fall‹, eingespeist in eine perfekt geschmierte Diagnose- und Therapiemaschinerie, die pathologisiert, anstatt zu helfen«. Eine »Koryphäe« kam ins Spiel; zahllose Tests führten dazu, dass das Kind schließlich sich selbst als krank im Kopf ansah und sie von ihren Klassenkameraden gemobbt wurde: »Ihre Mitschüler sahen das ebenso: Als durchgesickert war, warum Lenja so oft in die Klinik musste, wurde sie ›Lenja-Hirni‹ genannt und ›Lenja, du Psycho!‹ gerufen« (Anonyma 2013, S. 126). Das führte soweit, dass Lenja schließlich nicht mehr leben wollte.

Die Eltern bekennen: »Wir haben zu spät verstanden, dass sich mit einer Diagnose wie ADS etwas Dramatisches verändert: der liebevolle Blick aufs eigene Kind. Eine pathologische Sicht gesellt sich dazu. Und leider wachsen Kinder den Erwartungen der Eltern

entgegen, auch den schlechten« (a. a. O., S. 127). Das Kind wurde mit »Therapien« traktiert: »bis zu drei Termine pro Woche: Lern- und Ergotherapie, [...] Psychomotorikkurse, schließlich ein amerikanisches Modellprojekt«. Entsprechend dem herrschenden Paradigma gab es lediglich Übungen der Verhaltenskontrolle – und immer mehr vom Gleichen – die aber offenbar das Problem vollständig verfehlten, denn »[d]er Schuss ging nach hinten los« (a. a. O.). Die Behandler orientierten sich nicht an der Beziehung zu Lenja, sondern an Manualen, wendeten Techniken der »psychischen Chirurgie« an.

Die Autorin beschreibt nun etwas, das besonders deutlich macht, wie das »gesellschaftliche Unbewusste« (Erdheim 2013), die Unbewusstmachung pathologischer Aspekte des Gesamtzusammenhangs, das Ressentiment in einem Teufelskreis potentiell immer wieder erzeugt: »Lenjas Versuche, sich gegen die Mehrheit der lauten und aggressiven Buben in ihrer Gruppe zu wehren, verschärften das Problem: Unser Kind wurde ausfallend, am Ende gar handgreiflich. Bald hieß es, ihr ›Sozialverhalten‹ sei ›problematisch‹« (Anonyma 2013, S. 127). Der gesellschaftliche Verblendungszusammenhang führt zu einer Skotomisierung dessen, dass man hier offenbar den Teufel mit Beelzebub austreiben wollte und damit einen iatrogenen Effekt erzielte.

Das Opfer wurde von der Institution Schule buchstäblich zum Täter gemacht (mit Schützenhilfe der Therapie-Industrie), während der genealogische und situative Zusammenhang ausgeblendet bleibt. Das Kind wird dadurch einer exorbitanten Einsamkeit ausgesetzt, die der Angepasste nicht kennt und die man als »ontologische Heimatlosigkeit« bezeichnen kann, als völlige Entwurzelung inmitten des (scheinbar) »Identischen« des behavioristischen Paradieses.

In besagtem Fall haben die Eltern aber schließlich das Problem erkannt, und als das Mädchen aus dem problematischen schulischen Umfeld genommen worden war, »verbesserte sich ihr Benehmen anderen gegenüber schlagartig. Lenja war wieder freundlich und geduldig wie in den Jahren ohne Attentioner Group«. Dieses letzte Wort, »Attentioner Group« verweist überdeutlich auf die Entsubjektivierungs- (und damit Entmenschlichungs-)tendenzen der Therapie-Industrie, die bereits in der entsprechenden empiristischen Perspektive auf den Menschen angelegt sind. Schmerzlich registrierte die Mutter, dass »wir Lenja nie wirklich gesehen hatten, wie sie ist, und lieber den angeblich so hochkarätigen Experten vertraut hatten« (Anonyma 2013, S. 127).

Die Anpassung an das Äußere und das Übersehen der kindlichen Eigenart trägt in unserer Kultur geradezu epidemische Züge und Lenjas Eltern scheinen demgegenüber eher über dem Durchschnitt zu liegen.

Wichtig an dem Fall ist jedoch in diesem Zusammenhang, dass er Rückschlüsse auf die Amokfälle gestattet, bei denen häufig auch Mobbing angesprochen wird. Der hier geläufige Einwand, dass es doch, wenn überhaupt von Mobbing die Rede sein kann, häufig eher die späteren Amokläufer selbst seien, die andere mobbten, erweist sich nach vorstehender Skizze als möglicherweise zu kursichtig. Denn dieser Fall zeigte ab einem bestimmten Punkt ein ganz ähnliches Erscheinungsbild, das aber auf eine Vorgeschichte von Überforderung, im-Stich-gelassen-Werden durch die angepassten Eltern, Mobbing in der Schule und eine korrespondierende seelenlose positivistische Therapiemaschinerie verweist.

Arno Gruen hat darauf hingewiesen, dass es gerade die Anpassung derjenigen ist, die nicht im Fokus der empiristischen Gewaltforschung stehen, die den Topf bildet, der der Suppe die Form gibt, welche der Empirismus dann naturalisiert. Gruen verweist auf zwei Studien – ich übernehme hier eine kurze Zusammenfassung aus einer früheren Veröffentlichung, vgl. (Prokop 2010, S. 82–83). Diese Studien hätten gezeigt,

dass »die Weichen zum Menschsein oder zur Entfremdung schon früh gestellt« werden. [Sie] wurden von Helen Bluvol und Ann Roskam 1972 an einem Gymnasium durchgeführt. Untersucht wurden zwei Gruppen von Schülern, von denen die eine sehr erfolgsorientiert war, während sich die andere mit durchschnittlichen Leistungen zufriedengab. Die Schüler der ersten Gruppe waren ängstlich besorgt, nicht von gängigen Verhaltensnormen abzuweichen. Sie idealisierten ihre Eltern und andere Autoritätspersonen und waren nicht imstande, diese als eigenständige, differenzierte Menschen wahrzunehmen. Die anderen, weniger am Erfolg orientierten Schüler hatten dagegen einen realistischeren Blick auf ihre Eltern. Noch etwas war auffällig: Die Erfolgsorientierten empfanden sich nur dann als autonom, wenn sie ihre Mitschüler zu Unterlegenen machen konnten (vgl. a. a. O.).

Ich hatte seinerzeit postuliert, dass es die »Scham über die mangelnde Autonomie [sei], die mangelnde Abgrenzung gegenüber den Eltern, [die] auf die weniger erfolgsorientierten oder aus anderen Gründen leistungsmäßig schlechteren Schüler projiziert« werde (Prokop, a. a. O.). Das heißt, in einer Gruppe, für die Leistungsprinzip und Erfolgsprimat nach gesellschaftlichen Vorgaben selbstverständlich sind, würde die Differenz durch die Konfrontation mit Menschen mit anderen Prämissen eine Irritation bedeuten, die entfällt, wenn sie unter sich sind. Ich habe dies als Ausdruck von Scham interpretiert, was ich immer noch für zutreffend halte. Es dürften also die angepassten Kinder sein, die Kinder, die sich durch Gründe belehren lassen, die sich nach einer Gelegenheit sehen, »berechtigt« aggressiv zu sein, zum Beispiel gegenüber »Verlierern«.

Meine These dazu ist, dass Menschen mit anderen Lebenszielen als die, die die Kultur zu suggerieren scheint, etwa Erfolg und Reichtum in den USA, gegenüber der Dualität der kulturellen Vorgabe und der Anpassung an diese Vorgabe eine Drittfunktion zukommt, die erst den Selbstverlust, der mit der einseitigen Anpassung (Akkomodation) an die Verhältnisse einhergeht, erfahrbar macht.

Es stellt sich allerdings die Frage, was die Differenzerfahrung so unerträglich macht, dass sie zu Destruktivität führt – sei es in Form »konformer« Aggression oder der komplementären des sozialen Außenseiters. Meine These ist, dass es ein Mangel der Differenzierung zwischen Subjekt und Objekt ist, der solche Gewaltphänomene ermöglicht.

Eine betriebswissenschaftliche Auffassung von Sozialwissenschaft – die Montage von Behaviorismus und Kognitivismus – kann solche konfigurativen Phänomene jedenfalls kaum in den Blick bekommen, da sie das *Zwischen*, den Bereich der Alterität betreffen und damit die soziale Konstitution des Subjekts. In der psychoanalytischen Diktion ist das behavioristische Subjekt dem Es ausgeliefert wie das kognitivistische dem Überich. Behaviorismus und Kognitivismus bilden zusammen ein zerbrochenes Subjekt ab, dem Maß und Balance fehlen. Aber das fällt erst auf, wenn Alternität ins Spiel kommt.

Die »vernünftige« Erziehung ist keinesfalls neu und wurde bereits vor den Katastrophen des 20. Jahrhunderts propagiert. Ein Protagonist dieser Entwicklung ist etwa Friedrich Wilhelm Förster, der die machtbasierte autoritäre Erziehung in seinen Schriften, etwa der *Jugendlehre* von 1904 kritisierte und für eine »gewaltfreie« Erziehung eintrat und mit dem sich auch Franz Kafka auseinandersetzte, wie sein Biograph Reiner Stach berichtet: »Die in jedem Kind schlummernden amoralischen und zerstörerischen Tendenzen, so Foerster, solle man nicht durch Unterdrückung bekämpfen, sondern dadurch, dass man die ebenso vorhandenen positiven Gegenkräfte fortwährend belohne und dadurch bestärke« (Stach 2008, S. 333). Das Kind solle nicht nur gehorchen, sondern das vom Erzieher für gut Befundene »aus eigenem Antrieb tun« sowie aus der Beherrschung »menschliche[r] Schwächen und egoistische[r] Impulse« sogar noch »Genuss zu ziehen zu lernen«. Das sei, so Stach, aber ohnehin die Regel in der bürgerlichen Erziehung: »Der Wille des Erziehers wird ungebrochen zum Willen des Erziehenden; das Kind wird zum Vollstrecker einer Instanz, die ihm – bewusst oder unbewusst, gewaltsam oder mit den feinsten Mitteln der Charakterformung – eingepflanzt wurde und die er [...] nicht mehr loswerden kann« (a. a. O., S. 333 f.).

Kafka sprach im Hinblick auf diese Techniken von der »Erziehung als Verschwörung der Großen«. In seinem Tagebuch heißt es an anderer Stelle: »Wir dürfen den Willen, die Peitsche, mit eigener Hand über uns schwingen« (Kafka, zit. a. a. O., S. 334). Das Kind wird also durch Bestechung (wer will nicht gerne Edelmann sein?) seinem Triebleben entfremdet und es steht zu vermuten, dass eben dies die wesentliche Voraussetzung für die Ablösung des innengeleiteten durch den außengeleiteten bzw. narzisstischen Persönlichkeitstypus darstellt.

Das Triebleben, das so keineswegs mehr einen »Naturzustand« darstellt, sondern bereits stark kulturell überformt und deformiert ist, wird nun von Ziegenhain et al. (und Wahl) in den Skat der Tautologie und des Naturalismus gedrückt: »Auf der anderen Seite sind aggressive Kinder und Jugendliche oft furchtlos, auch gegenüber Strafen und anderen negativen Konsequenzen, was das Lernen von Normen erschwert. Zudem sind sie oft impulsiv, was ihre Aggressionskontrolle schwierig macht« (Ziegenhain, zit. a. a. O.). Die Autoren übersehen geflissentlich das Manipulative der von ihnen affirmierten Erziehungstechniken und auch den Einfluss, den die habituelle Differenz zwischen ihnen selbst und den in der Regel nicht bürgerlichen Forschungsobjekten haben kann. Der Gedanke, dass sich Kinder möglicherweise völlig zu Recht gegen die ihnen aufgezwungene Manipulation wehren, scheint ihnen völlig fremd.

Solcher Naivität, das heißt, der unreflektierten Affirmation des kulturellen Status Quo läuft einem wissenschaftlichen Anspruch zuwider: Die affirmierte (kognitivistisch-moralistische) Erziehung bürgerlicher Provenienz ist auf jeden Fall und unhinterfragbar richtig; wo sie zu versagen scheint, liegt es an der Biologie. Die damit verbundene Beschämung gegenüber dem Nichtangepassten unterfällt dem Skotum. Diesem Diskurs mit seinem Tonfall der Besorgnis und des Helfenwollens ist nicht bewusst, wie er selbst – durch ausgrenzende Naturalisierung und planmäßige Ignoranz – zu den Phänomenen beiträgt, die er untersucht – eben als Kafkasche »Verschwörung der Großen«. Dort, wo sich die Macht verbirgt und verleugnet, kann man ihr kaum entgegentreten, wenn man den Rahmen der Vernunft, den sie beherrscht, akzeptiert. Ist dann der Parrizid, der Angriff auf alles, nicht auch der Verzweiflung gegenüber der kulturellen Hermetik geschuldet?

Da der Empirismus auf nichts weiter als auf Dichotomien aufbauen kann, fordert Scheithauer folgerichtig: »Aggressives Verhalten (als ein negatives, schädigendes Verhalten) muss jedoch eindeutig von nicht-aggressivem Verhalten abzugrenzen sein«

(Scheithauer 2003, S. 16). Was ist aber »nicht-aggressives Verhalten«, woran erkennt man es?

Wie Laplanche und Pontalis zurecht festhalten, kennt »Aggression [...] andere Modalitäten als die heftige und zerstörerische motorische Aktion; es gibt keine Verhaltensweise, weder eine negative (z. B. Verweigerung von Hilfeleistung) noch eine positive, symbolische (z. B. Ironie) noch eine effektiv ausgeführte, die nicht aggressiv sein könnte« (Laplanche und Pontalis 1972, S. 40). All dies blendet die eindimensionale Gewaltforschung des Empirismus aus. Aus der künstlich atomisierten Erscheinung kann man deshalb, jedenfalls wenn man dem Szientismus die Unterschrift verweigert, keinesfalls etwas die Motivation betreffendes unmittelbar ableiten.

Wie will man dann eine eindeutige Trennung von aggressivem und nicht-aggressivem Verhalten nach den objektiven, den Verhaltens-Kriterien des Empirismus vornehmen? Nach der Darstellung von Laplanche und Pontalis, die der Lebenserfahrung entspricht, kann auch konformes, angepasstes Verhalten aggressiv sein, auch nettes, (vordergründig) hilfreiches Verhalten (a. a. O.). Nietzsche, der das Philistertum zur Genüge kannte, wusste: »Man hat schlecht dem Leben zugeschaut, wenn man nicht auch die Hand gesehen hat, die auf eine schonende Weise – tödtet« (Nietzsche 1999e, S. 86). Auch derjenige der *glaubt*, Gutes zu wollen, kann sich über sich selbst täuschen. Von daher stellt sich auch die Frage, inwiefern die gängige auf dem Empirismus beruhende Präventions- und Interventionsindustrie (die bürgerliche Missionierungstätigkeit gegenüber den Eingeborenen im eigenen Land) nicht implizit aggressiv bzw. strukturell gewaltförmig ist, indem sie nämlich *methodisch* das Subjekt verkennt – als eine Entität, die sich nicht genuin der Binarität von 0 und 1 fügt.

## 5 Kultur und Narzissmus oder: Der neue Gesellschaftsvertrag

Das Individuum mag im Konflikt mit der Gesellschaft stehen, aber die Gesellschaft ist schon Teil von ihm, und der Konflikt bedeutet einen Konflikt des Individuums mit sich selbst.

*Yiannis Gabriel*

### 5.1 Devianzmotivation und die Unerträglichkeit von Spannungen bei Agnew

In der vornehmlich amerikanisch geprägten Kriminologie lässt sich die Spaltung von Denken und Verhalten also die vor allem kognitivistische, aber auch behavioristische Matrix ebenfalls erkennen, zumal wo es um die Frage der Devianzmotivation geht. Solche geläufigen Konzepte beschreibt etwa Robert Agnew, der sich auf Kriminalitätsphänomene insgesamt bezieht. Nach Agnew ist die Kriminologie von kognitivistischen Motivationstheorien beherrscht, die auf die moralische oder rationale Bewertung von kriminalisierten Handlungen (soziale Lerntheorien) sowie Handlungsfreiheit (Kontrolltheorien) abstellen (und damit der Management-Logik entgegenkommen) (Agnew 1995, S. 376 ff.).

Er betont das Moment affektiver Spannungen und verweist darauf, dass »[c]riminals sometimes report that they have engaged in crime because they were angry or frustrated over perceived wrongs [während aber] [t]he vast majority of empirical research, however, has ignored anger/frustration as an intervening mechanism«. Zorn/Wut und Frustration seien jedoch von maßgeblicher motivationaler Bedeutung, und diese Bedeutung unterstreicht Agnew mit seiner Konzeption einer *Strain*-Theorie:

Strain theory argues that the primary instigation for crime is the negative affect generated by strain (negative treatment by others). Although a variety of negative emotions may occur, the focus is on frustration and anger. These emotions create pressure for corrective action, with crime being one possible response. Whether these emotions lead to crime is influenced by a number of factors, including level of control and the moral and rational evaluation of crime. The main instigation to crime, however, is negative affect. Such affect does not require criminal behavior, but it steers one in that direction. Anger/frustration energizes the person for action, creates a desire for revenge, and lowers both internal inhibitions and concern for external sanctions. Moral inhibitions are weakened because the individual feels justified in taking action to remedy a perceived wrong, and concern for external sanctions is lowered because the individual is consumed with passion (a. a. O, 383-384).

Agnew bezieht sich hier auf seine revidierte Fassung einer Strain-Theorie, die nicht nur (wie etwa Robert Merton) den (subjektiv perzipierten) Ausschluss von gesellschaftlich

affirmierten Zielen als kriminogenes Moment fokussiert, sondern auch das Bestreben der Vermeidung von Schmerz.

In seinem Aufsatz *A revised strain theory of delinquency* von 1985 geht er zunächst auf Modifikationen des *strain*-Ansatzes ein, die an der Frustration der (globalen) Zielerreichung (etwa monetärer Erfolg) als das maßgebliche kriminogene Moment festhalten wollen, indem sie Nahziele einbeziehen: »The immediate goals of adolescents may include such things as popularity with peers, good grades, doing well in athletics, and getting along with parents. [...] A disjunction between *immediate* goals and the achievement of these goals, however, might result in much delinquency« (Agnew 1985, S. 153). Neben der Verfehlung positiver Ziele müsse jedoch noch ein anderer Aspekt kriminalitätsbezogen zur Geltung kommen: die Vermeidung schmerzvoller Erfahrungen wie Bestrafung oder einer aversiven Situation, etwa in der Schule, der nicht legitim zu entkommen ist (a. a. O., S. 154). Agnew spricht also von zwei Arten von *strain*; neben der »blockage of goal-seeking behavior« betont er die Relevanz einer »blockade of pain-avoiding behavior« (a. a. O., S. 151) und knüpft damit an die behavioristische Frustrations-Aggressions-Hypothese an. In einem späteren Text, *Foundation for a General Strain Theory of Crime and Delinquency*, fügt Agnew noch einen weiteren Aspekt von *strain* hinzu, nämlich den Statusverlust (Agnew 1992).

Nun ist klar, dass nicht jeder, der in eine dieser Situationen gelangt, kriminell wird oder gar gewalttätig. In dem eben genannten Text geht Agnew deshalb auf sogenannte *coping*-Strategien ein, die er als »cognitive, emotional, and behavioral adaptations to strain, including delinquency« (a. a. O., S. 66) versteht.

*Kognitive coping*-Strategien bestehen danach in Folgendem

- Ignore/Minimize the Importance of Adversity

Agnew scheint sich hier auf das Phänomen zu beziehen, dass die Psychoanalyse als Verleugnung kennt. Spannungsgeladene Aspekte des Lebens, insbesondere solche, die sich auf die gesellschaftlich affirmierten Ziele beziehen, werden auf ein unwichtiges Gebiet verlagert.

- Maximize Positive Outcomes/Minimize Negative Outcomes

Hier steht ein Rückzug von Aspirationen im Zentrum.

- Accept Responsibility for Adversity (a. a. O., S. 66 ff.)

Die Akzeptanz von Verantwortlichkeit ist hier allerdings kein Ausweis von Einsicht, denn Fremdverschulden könne, so Agnew, den »belief in a just world« erschüttern und zu persistierender Angst führen (Agnew 1992, S. 68).

*Behaviorale coping*-Strategien sind danach:

- Maximizing Positive Outcomes/Minimizing Negative Outcomes

Agnew bezieht sich hier einerseits auf Mertons Gegenüberstellung von Innovation und Rebellion und andererseits auf das Nullsummenspiel der Konkurrenzgesellschaft.

- Vengeful Behavior

Das nachtragende Verhalten (das legal oder illegal in Rache umgemünzt werden kann) geht nach Agnew auf die Projektion von Schuldgefühlen auf andere zurück (a. a. O., S. 69).

Als Letztes sind zu nennen die

*Emotionalen coping*-Strategien.

Darunter versteht Agnew die Abwehr von unangenehmen Gefühlszuständen, etwa durch Drogengebrauch oder Atemtechniken. Rätselhaft ist mir allerdings, warum Agnew dies als *emotional coping* bezeichnet, während es sich hier doch um gerade um die (verhaltensmäßige) Unterdrückung emotionaler Reaktionen handelt. Als emotionale Bewältigungsformen sind hier doch eher Trauer und Wut einschlägig als Möglichkeiten der direkten Affektabfuhr. Das Nachtragen als Aspekt des *Ressentiments* – darauf werde ich noch genauer eingehen – würde ich aber auch eher als emotionale Bewältigungsstrategie verstehen, die ja auch bei den Amokfällen zentral ist, nur eben dort eine begrenzte Halbwertszeit offenbart.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass in der Perspektive der *strain*-Theorie(n) aversive Spannung (Frustration) zu Kriminalität (also auch zu Extremgewalt) führt, wenn das Subjekt über keine *coping*-Mechanismen (der von Agnew behaupteten Art) verfügt, wobei jedoch etwa im Falle des nachtragenden Verhaltens (bzw. *Ressentiments*) auch eine kriminelle Lösung erfolgen kann. Auffällig ist bei Agnew, dass in seinem Konzept die (doch naheliegende) direkte affektive »Abfuhr« – der spontane Ausdruck von Gefühlen – als Bewältigungsmöglichkeit von Spannungen nicht präsent ist.

Was Agnew als »Coping-Mechanismen« bezeichnet, kennt die Psychoanalyse als Abwehr: Verdrängung, Verleugnung, Projektive Identifizierung. Es scheint, dass bei Agnew die psychische Spannung keinen produktiven Ausweg findet. Alle wollen aufsteigen oder oben bleiben, messen sich am Maßstab kulturell vorgegebener Lebensziele und nei-

den sich gegenseitig den Erfolg, versuchen, das eigene Ungemach dem Nachbarn rüberzuschieben. Das ist alles andere als ein Ausweis von psychischer Reife, über die man bei Agnew keinerlei Angaben findet.

## 5.2 »Das psychologische Elend der Masse«

Freuds kritische Position gegenüber Amerika scheint hier ihre Bestätigung zu finden, wenn er in seiner Schrift *Das Unbehagen in der Kultur*, die sich vornehmlich mit der Kontradiktion von Trieb und Kultur beschäftigt, noch eine weitere Gefahr anmahnt, nämlich die eines

Zustandes [...], den man »das psychologische Elend der Masse« benennen kann. Diese Gefahr droht am ehesten, wo die gesellschaftliche Bindung hauptsächlich durch Identifizierung der Teilnehmer untereinander hergestellt wird, während Führerindividualitäten nicht zu jener Bedeutung kommen, die ihnen bei der Massenbildung zufallen sollte. Der gegenwärtige Kulturzustand Amerikas gäbe eine gute Gelegenheit, diesen befürchteten Kulturschaden zu studieren« (Freud 2000a, S. 244).

Wenn Freud von »Führerindividualitäten« spricht, so ist uns das heute suspekt – aber das dürfte an einem verbreiteten allzu konkretistischen (Miss-)Verständnis liegen, das mit diesem Begriff persönliche Macht und Willkür verbindet. Freud hat jedoch ganz anderes im Sinn – und er wird bestätigt durch die Primatenforschung. Auf einem Vortrag im Jahr 2010 mit dem Titel *Epigenetik und Trauma* hat der Forscher Stephen Suomi erklärt, dass »peer-raised« Bonobos (entsprechend »der Identifizierung der Teilnehmer untereinander«) gegenüber solchen, die in der ersten Lebenszeit von ihren Müttern betreut wurden, zu wesentlich mehr Angst und Aggressivität neigten.

In der wesentlich komplexeren menschlichen Welt kommt aber dem Vater und seinen Derivaten ebenfalls eine wesentliche Rolle zu, nämlich als eine Art äußere Referenz gegenüber der Dualität bzw. Dualeinheit von Mutter und Kind. Diese Drittfunktion übernehmen in der Kultur Führer- oder Referenzfiguren als Spiegel, die die normative Ordnung garantieren. Sie dienen einerseits wie auch die Mutter quasi als Sammellinsen für das Subjekt, das sich in ihnen als Einheit widergespiegelt finden kann, haben aber andererseits auch eine begrenzende Funktion.

Wenn Freud nun auf die (amerikanische) »Identifizierung der Teilnehmer untereinander« in kritischer Hinsicht Bezug nimmt, dann bezieht er sich hier auf eine in der Schrift *Totem und Tabu* niedergelegte Kulturtheorie, die sich vornehmlich mit der Herkunft der beiden wesentlichen Tabus, des »Tötungs- und Inzestverbot in der menschlichen Urge-

schichte« beschäftigt<sup>56</sup>. Legendre zufolge zielt sie auf die »Frage nach der Herkunft von Verzicht und Opfer als den Funktionsbedingungen des Gesetzes in jeder menschlichen Gesellschaft«.

Freud habe sich hier einer historischen Konstruktion bedient, die sich zwar als »unhaltbar kritisieren« lässt, während sich »andererseits [...] seine prägnanten Überlegungen zur Kausalität und zum Verbot aber auch fruchtbar weiterdenken« lassen.

Den Gründungsmythos Freuds fasst Legendre folgendermaßen zusammen:

Der Hordenvater übte ungeteilte Macht aus und verfügte über sämtliche Frauen. Der Clan der Söhne beschließt, ihn zu töten.

Nach dem Mord stellen die Söhne fest, dass sie untereinander zu Rivalen geworden sind. Im selben Augenblick fangen sie an, ihre Tat zu bereuen, und instituieren unter dem Eindruck des Schuldgefühls das Verbot. Das Opferritual als Andenken an den gemeinsam begangenen Mord reinigt sie von ihrer Schuld, der alte Hordenvater steigt zur geheiligten Figur des mythischen Vaters auf, und das Leben nimmt seinen kulturellen Aufschwung (Legendre 2011a, S. 142).

Wie Legendre bemerkt, mag uns diese Erzählung »heute reichlich naiv« vorkommen. Sie bahne jedoch »einen Weg zum Verständnis jenes Punktes [...], der für den Mechanismus der Filiation und der subjektiven Differenzierung von grundlegender Bedeutung ist«. Filiation meint die genealogische Weitergabe und Rückbezüglichkeit der Kultur als Institutionensystem durch die Funktion des Vaters. Legendre spricht hier von einer »in jeder Kultur stattfindenden Organisation einer Rede der Legalität«, die »von einem fiktiven Subjekt« gehalten werde und »jedes einzelne Subjekt« übersteige. Sie inszeniere – und dies scheint mir das Entscheidende zu sein – »eine grundlegende Repräsentation [nämlich den mythischen Urvater] [...], die institutionell der Lenkung der Triebe vorsteht« (Legendre 2011a, S. 142).

Es geht hier also gerade nicht um eine Inszenierung von Allmacht, sondern um eine solche von Überschreitung und Begrenzung in einem nicht hintergehbaren Verweisungszusammenhang. Das heißt, die Selbstkontrolle ist nach Legendre (und Freud) an eine mythische Repräsentation der *Überschreitung* (zunächst des Vaternormes, aber damit verschränkt, des Inzests) gebunden, die die Vernunft konstituiert. Der Vaternorm und die Bruderherrschaft hatte nicht die ersehnte Freiheit zur Folge, sondern Angst und Schrecken, letztlich genau die gnadenlose Konkurrenzwelt, die Hobbes als Naturzustand ansetzte.

Die Vernunft gebietet es, die Triebe zu zähmen, zu begrenzen. Dazu ist aber nach Legendre mit Freud die mythische Präsenz des Parrizids, des Inzests und des Vaternorm-

---

<sup>56</sup> Ich verwende im Folgenden die Zusammenfassung bei Legendre.

des, unabdingbar. Es muss klar sein, welche Grenzen nicht überschritten werden dürfen. Es geht also in Freuds mythologischem Konstrukt um die theatralische Inszenierung von für das Zusammenleben unabdingbarer Normen. Die Inszenierung ist notwendig, weil sie den unbewussten Teil des menschlichen Geistes anspricht, der durch bloße Worte nicht erreicht werden kann. Die Psychoanalyse unterscheidet hier den für das Unbewusste geltenden Primärprozess, der besonders in Träumen und in psychotischen Zuständen dominant wird, vom Sekundärprozess, der das raum-zeitlich und begriffssprachlich organisierte Denken bezeichnet.

Eine Norm, die bloß auf sich selbst verweist, kann diese Einbindung des Unbewussten nicht oder nicht adäquat leisten, da sie im Aristotelischen Sinne kein Maß inauguriert<sup>57</sup>, sondern selbst Absolutheit beansprucht und deshalb darin versagen muss, »das Absolute auf Distanz zu halten«. Die nicht auf den Parrizid gegründete »maßlose« Norm – eine Norm also, die nicht auf Erfahrung und Vernunft verweist – bringt den ihr Unterstellten dagegen in eine gewissermaßen »masochistische« Position: hier geht es nicht mehr um Vernunft, sondern um Unterwerfung. Denn der Vernunftzusammenhang der auf sich selbst verweisende Norm ist auf einen vulgären Kantianismus geschrumpft: »Wenn nun jeder sich so verhalten würde...«.

Um das an dieser Stelle klarzustellen: der kategorische Imperativ muss für die Imperative des Trieblebens reserviert bleiben.

Die referenzlose Norm zielt nicht lediglich auf eine Begrenzung des Triebhaften (mit dem Verweis auf die Folgen der essenziellen Verbrechen für die Gemeinschaft), sondern auf dessen Aufhebung. Der ideale Mensch der modernen westlichen Welt unterscheidet sich nur noch in einem Punkt von einem computergenerierten Avatar, nämlich durch die Angewiesenheit auf einen biologischen Körper, von dem aber nicht mehr die Lebensimpulse ausgehen, sondern der bloß Dingkörper ist (und Anders zufolge eine »Dingpsychologie« Anders 2002a, S. 58 benötigt).

Demgegenüber entspricht es nach Legendre dem mythologisch gegründeten Verbot, dass der Vater als Referent desselben kein allmächtiger Potentat ist, sondern diesem ein »limitierter Status« als »ein Hinweiszeichen der absoluten Referenz« zukommt (Legendre 2011a, S. 142–143). Der Vater vermittelt den Zugang zu dieser Referenz, zum

---

<sup>57</sup> Aristoteles wendet sich gegen Maßlosigkeit und Gier: »gehört doch das Schlechte [...] auf die Seite des Unbegrenzten, das Gute auf die des Begrenzten«. Weiter heißt es dort: »So ist sittliche Werthaftigkeit eine feste, auf Entscheidung hingebundene Haltung; sie liegt in der Mitte, die die Mitte in bezug auf uns ist« Aristoteles 2003, S. 45.

»Gesetz«, um mit Kafka zu sprechen. Ist der Vater bloßer Türhüter ohne Prokura, kann er den Zugang nicht vermitteln. Aber der umgekehrte Fall, dass kein Türhüter erforderlich ist (bzw. der Vater ein tyrannischer Hordenvater), würde auch das Gesetz zerstören und die Allmacht hervortreten lassen, die wie das Medusenaug wirkt.

Freud ist der Auffassung, dass im Gehorsam gegenüber Gott als Ersatz für die Rationalität des ultimativen Tabus »mit einer ganz besonderen Feierlichkeit« umkleidet ist, aber dafür mit der Drohung einhergeht, dass mittels »Diffusion oder Infektion [...] sich der Charakter der Heiligkeit, Unverletzlichkeit [...] von einigen wenigen großen Verboten auf alle weiteren kulturellen Einrichtungen, Gesetze und Verordnungen« ausbreitet, denen aber »der Heiligenschein oft schlecht zu Gesicht« stünde. Diese Normvielfalt sei notwendig widersprüchlich und »Produkt einer kurzsichtigen Ängstlichkeit, Äußerung engherziger Interessen oder Folgerung aus unzureichenden Voraussetzungen«. Die hier angebrachte Kritik desavouiere aber auch die »gerechtfertigten Kulturforderungen« (Freud 2000f, S. 173–174).

Freud will sagen, dass man mit Verboten sparsam umgehen muss, weil sie sonst ihre Kraft verlieren oder in die Diktatur führen – meist folgt das eine aus dem anderen.

Wenn wir Anpassung als referenzlosen Imperativ setzen, dann muss der »Tod Gottes« im Sinne Nietzsches geradewegs in die »verwaltete Welt« führen, deren Ernstfall wiederum der Verwaltungsmassenmord des Nationalsozialismus war – wenn man Yiannis Gabriel folgt, der auf die »Kanalisation des Todestriebes in festgelegte Verhaltensroutinen« (Gabriel 1986, S. 46) verweist<sup>58</sup>.

Denn die Aufgabe des Dritten, der mythischen Referenz und die hieraus emanierende referenzlose Norm haben gerade zu dem geführt, was das Verbot unter der Ägide einer begründeten Vernunft verhindern sollte. Das heißt auch: die Anpassung an die Norm qua Norm steht mit dem Bösen im Bunde.

In dieser Hinsicht ist auch eine Studie (Harold G. Grasmick et al.) von Interesse, die sich mit der Retributionsdoktrin des amerikanischen Rechts beschäftigt, also dem Bedürfnis nach Vergeltung als Legitimierung von Strafe. Die Autoren zeigen in ihrer Studie, dass

---

<sup>58</sup> Y. Gabriel ist der Auffassung, dass die Routine, die blinde Wiederholung von bestimmten Verhaltenselementen, die überwiegende Form ist, die die Aggression in unserer Kultur angenommen hat. Das ähnelt dem Begriff der strukturellen Gewalt. Die psychische Störung sei demnach systemrelevant: »Das neurotische Verhalten, das die Folge der Kanalisation des Todestriebes in festgelegte Verhaltensroutinen ist – wie bei Chaplin verewigt –, bedroht nicht etwa das Überdauern unserer Kultur, sondern ist Bedingung für ihr Funktionieren. Unsere Kultur toleriert nicht einfach neurotische Krüppel, sondern bringt sie erst hervor und baut auf sie, um die Fließbänder zu bemannen, Telefonanrufe zu beantworten, endlose Formulare auszufüllen und Büros zu bevölkern« (a. a. O.).

dieses Verlangen besonders stark bei buchstabengläubigen protestantischen Fundamentalisten ausgeprägt ist: »Biblical literalness has a significant and positive direct effect on retributiveness« (Grasmick et al. 1992, S. 36). Der Hintergrund ist die sogenannte »Verbalinspiration«, also der Glaube, dass die biblischen Texte nicht interpretiert werden dürften, sondern direkt und wörtlich den göttlichen Geist offenbaren. Das heißt, die das Menschliche konstituierende Symbolfunktion ist hier außer Kraft gesetzt und hat einem Konkretismus platzgemacht, der das Zwischen eliminiert.

Interpretation bedeutet, etwas Gesagtes oder Getanes in Raum und Zeit zu verorten, es situativ zu bestimmen aus einem bestimmten Blickwinkel. Das gilt auch für eine Straftat. Die Fundamentalisten präferieren deshalb zur Beurteilung einer solchen »dispositional rather than situational attributions«. Die Straftat sei Ausdruck des Charakters: »Behavior consistent with biblical prescriptions and proscriptions reflects good character; behavior inconsistent with such teachings reflects weak character« (Grasmick et al. 1992, S. 28). Signifikant und Signifikat sind hier zu einer Einheit verschmolzen. Vor diesem Hintergrund muss an den amerikanisch geprägten Begriff der »Persönlichkeitsstörung« erinnert werden, der also in einem solchen kulturellen Umfeld nur als dispositionelle Charakterschwäche und damit als Schuld ausgelegt werden dürfte. Soeben ist in Georgia der geistig behinderte Warren Lee Hill hingerichtet worden. Sicherlich hat der protestantische Fundamentalismus auch geholfen, bei der weitgehenden Ausrottung der Indianer in Nordamerika ein gutes Gewissen zu behalten.

Die »retributive doctrine of punishment« ist nicht ohne Grund in einem Land stark in dem der Präsident traditionell schwach ist: »The guilty are punished simply because they deserve it« (Gibbs, zit. nach Grasmick et al., S. 21).

1972 war die Todesstrafe ausgesetzt gewesen; die Richter Brennan und Marshall hatten in diesem Zusammenhang konstatiert, dass Vergeltung als Strafziel »was little more than naked vengeance«. Richter Stewart widersprach, indem er populistisch die Vergeltung als »part of the nature of man« aufwertete. Diese volkstümliche Ansicht sollte vier Jahre später, anlässlich des Falles *Gregg v. Georgia* obsiegen. »Writing for the majority, Justice Stewart affirmed that retribution, when reflecting community sentiments, is a viable justification for the imposition of the death penalty« (Grasmick et al. 1992, S. 22). Triebregungen werden also auf der individuellen Ebene verurteilt und mit Kapitalstrafen versehen, während sie auf der Ebene des Allgemeinen als natürlich gelten. Das ist aus meiner Sicht eine völlig verquere (perverse) Welt; das Ressentiment des Einzelnen

wird hart bestraft zugunsten des Ressentiments der Masse. Die Bösartigkeit, die von behavioristischen Autoren naturalisiert wird, muss dann nicht verwundern.

Wenn der Staat sich zum Spiegel des Ressentiments in der Bevölkerung macht, dann verliert er seine Funktion eines Dritten gegenüber den Einzelnen, der Bruderhorde, die für die Überwindung von Ressentiments eine unabdingbare Voraussetzung ist. Das duale Parteiensystem verhindert ja bereits, dass der Präsident eine referentielle Funktion spielen kann. Der Präsident muss sich Mehrheiten organisieren (wie das Freudsche Ich, das zwischen Es, Überich und Außenwelt aufgerieben wird) und kann deshalb nicht als Referenz dienen, die über dem Parteiengzänk steht. Wenn sich der Staat zum Büttel unmodifizierter Triebstrebungen macht, dann kann er nicht zur Sozialisierung dieser Triebstrebungen beitragen. Dann bleibt nur Repression.

Die Anpassungsdoktrin der amerikanischen Bruderhorde hatte durch die kriegs- und verfolgungsbedingte Emigration vieler meist jüdischer Psychoanalytiker in die USA während des Nationalsozialismus auch Einfluss auf die Psychoanalyse nehmen können. So schreibt etwa Paul Parin:

Sigmund Freud hatte sich von der zum Teil begeisterten Aufnahme seines Werkes in Amerika nichts Gutes erwartet. Als ihn Nachrichten emigrierter Kollegen erreichten, schrieb er einmal, es sei zu fürchten, die Psychoanalyse würde dort zu einer Dienstmagd der Psychiatrie erniedrigt werden. Seine Befürchtungen haben sich bestätigt. Gerade der Umstand, dass die Emigranten auf einen offenen Markt trafen, unterwarf sie den Gesetzen dieses Marktes und übte einen spezifischen Einfluss auf ihre Wissenschaft aus. Sie mussten sich in kurzer Zeit als gut integrierte, achtbare, in Therapie und Lehre kompetente Mitglieder der amerikanischen community bewähren, die nicht nur die Standards ihres Berufsstandes einhielten, sondern *auch die dort herrschende Ideologie teilten* [Hervorhebung von mir]. Die der Psychoanalyse innewohnende Kritik der »Kulturheuchelei«, ihre radikale Ideologiekritik erwies sich als ein Hindernis (Parin 1990, S. 192).

Weiter heißt es dort: »Die kritische Diskussion sozialer und politischer Fragen hätte sie [die immigrierten Psychoanalytiker] als unangepasste oder subversive Ausländer stigmatisiert und mit ihrer bürgerlichen Existenz ihre Wissenschaft gefährdet « (a. a. O., S. 193). Sie mussten so also ihr Paradigma zu einer Art Lochmaske verarbeiten, die nur die Aspekte der Theorie aussparte, die nicht mit den gegebenen Existenzbedingungen konfligierten:

Die eingewanderten Analytiker passten ihre Berufs- und Ausbildungsorganisationen den Regeln, Ritualen und auch der ständischen Monopol-Ideologie der mächtigen etablierten Berufsgruppe der Psychiater an. Damit gewannen sie existentielle Sicherheit und Prestige, mussten aber die Einschränkungen ihrer Forschungs- und Lehrtätigkeit auf klinisch und therapeutisch relevante Themen in Kauf nehmen, die ihre Praxis und allmählich auch ihre Theorien tiefgehend beeinflussten (a. a. O.).

Yiannis Gabriel ist der Auffassung, dass durch Erfolgswang und Kontrolle die Psychoanalyse ihren gesellschaftskritischen Impetus eingebüßt hat. Das Freudsche Postulat,

»dass die Zivilisation auf zwei unumgänglichen Prinzipien beruht: erstens auf der systematischen Frustration, Manipulation und Unterdrückung menschlicher Bedürfnisse und zweitens auf der Bereitstellung einer endlosen Reihe hohler Ersatzbefriedigungen«, sei so nicht weiter verfolgt worden. Daraus folge ein Leiden des Individuums sowohl unter einem zivilisatorischen Unbehagen als auch unter der »Unzahl von Illusionen«, die es verdecken sollen (Gabriel 1986, S. 22).

Nun scheint es, dass die amerikanische Kultur dieses Unbehagen zum Tabu erklärt hat, während die illusionäre Gesellschaftsstruktur dadurch mit der Realität in eins zu fallen scheint. Nach Y. Gabriel »psychoanalysis has become part of the fabric of American culture«. Das Paradox, dass »the forward-looking land of incurable optimists« damit »a pessimistic doctrine of humanity« übernahmen, »which aims at destroying some of its highest ideals and at demonstrating the overwhelming weight of its past upon its present«, war deshalb nicht ohne erhebliche Einbußen der psychoanalytischen Theorie zu kompensieren. Die Psychoanalyse hatte sich zu akkulturieren, »key ideas«, die sich auf Verdrängung, Begehren, Versagung und Konflikt bezogen, zu verabschieden, »to generate an optimistic clinical psychology«, die sich mit narzisstischen Themen wie Authentizität zu beschäftigen hatte (Gabriel 1982, S. 341).

Diese Privatisierung der Psychoanalyse habe deshalb übersehen lassen, »that psychoanalysis is not only part of the cultural fabric of American society, but also a powerful theoretical instrument for understanding it« (Gabriel 1982, S. 342). Dies setzt allerdings das Unbehagen voraus, das eine reflexive Ebene erreicht, mit anderen Worten, eine gewisse Autonomie des Trieblebens.

In diesem Sinne setzt sich Gabriel mit Philip Rieff auseinander; der nehme Freuds These eines fundamentalen Konflikts zwischen Individuum und Gesellschaft durchaus ernst. Die Ambivalenz dieses Verhältnisses resultiere daraus, dass die Kultur nicht lediglich Quelle von Versagungen sei, sondern auch von Kompensationsmöglichkeiten in Gestalt von Objekten für die Triebbesetzung sowie symbolischer und Ersatzbefriedigungen (Gabriel 1982, S. 342–343). Dadurch gerät das Individuum in eine vertrackte Lage, insofern es ein ambivalentes Verhältnis zur Gesellschaft bekommen muss.

Rieff betont nun, dass die Gesellschaften diese Diskrepanz mit verschiedenen Therapeutika zu heilen versucht habe, die er in zwei Paradigmen differenziert: »commitment therapies« unterscheidet er dabei von »analytic therapies«:

The latter arise in an historical period concomitant with the rise of democratic individualism. Commitment therapies, however, operate by returning the individual to the cosset of his natal community or by retraining him for membership in a new community with a more effective pattern of symbolic integration; the therapeutic effort is transformative; the therapist is characteristically either a sacral or an exemplary figure. Analytic therapies, on the other hand, are uniquely modern and depend largely on Freudian presuppositions. The therapeutic effort is not primarily transformative but informative. The assumption of analytic theory is that there is no positive community standing behind the therapist (Rieff, zit. a. a. O., S. 348).

Rieffs Charakterisierung der Commitment-Therapeutika (in Gestalt der Rollenmodelle des platonischen *political man*, des liberalistischen *economic man* und des christlich tradierten *religious man*) dürften in etwa Einrichtungen darstellen, die auf die soziale Bindung im Sinne von Hirschi abzielen; ihre Exponenten treten als Vertreter der Gemeinschaft auf, in die das Individuum mittels der Bereitstellung dieser Rollen an- und einzupassen sich bemühen: »these therapeutics legitimate the controls imposed on the individual and infuse his or her life with meaning«. Sie »project a character-ideal as the Model of the virtuous individual«, wie Gabriel Rieffs Gedanken wiedergibt. Um diese »motivational ideals« organisiere das entsprechende Individuum sein Verhalten und standardisiere seine Erfahrung (Gabriel 1982, S. 347). Dies entspricht recht genau dem Modell, das Hirschi mit seiner Bindungstheorie beschworen hat.

Rieff habe jedoch demgegenüber, so Gabriel, ein *Versagen* solcher traditionellen Therapeutika wie Religion und Gemeinwesen im zwanzigsten Jahrhundert konstatiert, die »have failed to fulfill their twin functions of controlling and consoling«. Sie hätten auf die Not des Individuums keine Antwort gefunden und damit riskiert, die Kontrolle über dasselbe zu verlieren (a. a. O., S. 350). Dieses Problem findet sich wiederum in der *strain*-Theorie reflektiert, nur dass diese das kulturelle Versagen bereits aus dem Blick verloren hat und, wie bei Agnew, gänzlich individualistisch argumentiert.

Rieff sei nun der Auffassung, dass die Psychoanalyse demgegenüber ein neues Therapeutikum anbiete und das sei im »psychological man« begründet, der sich nicht die nie erreichte (deshalb *strain*-produzierende Übereinstimmung mit einem ausgestellten Persönlichkeitsideal kümmert, sondern ausschließlich um privates Wohlergehen durch Arbeit an der eigenen Person; denn auch sein »Therapeut« sei nicht mehr jemand, der sich als Vertreter der Gesellschaft ausgibt (a. a. O., S. 348).

Während Gottfredson und Hirschi das Luststreben dem gesellschaftlichen Underdog zuschreiben und es für dessen postulierte mangelnde Selbstkontrolle verantwortlich machen, ist Rieff zufolge gerade für den Etablierten, den Angehörigen der Mittelschicht, »a sense of well-being [...] become the end, rather than a by-product of striving after

some superior communal end« (Rieff, zit a. a. O.). Er spricht von einer »negative community«, die als »archipelago of private units« organisiert sei, in Gestalt von »nuclear families striving after private well-being, unknowns in the midst of unknowns, happily lost and forgotten on the desert islands of their suburban homes«.

Dies sei nach Rieff die Folge des krisenhaften 20. Jahrhunderts, in dem das Oszillieren zwischen Etablierung und Rückbildung von Kontrollstrukturen und deren Austauschbarkeit und Beliebigkeit den privaten Rückzug evoziert habe, der in Selbsterkundung und Technologie sein Heil suche (vgl. a. a. O.).

Ich glaube aber, dass diese Beliebigkeit des Normativen nur die bereits bestehende Brüchigkeit von prävalenten Persönlichkeitsstrukturen zutage gefördert hat, wie sie mit dem Begriff des Narzissmus oder des außengeleiteten Menschen verbunden sind. Deutlich wird das Fehlen einer in der Persönlichkeit verankerten Referenz im Sinne von Freud und Legendre, wodurch der Spagat der Anpassung an alles Mögliche unerträgliche Spannung – nicht wie beim innengeleiteten Menschen zwischen Triebstreben, sondern (beim außengeleiteten) – *zwischen* Anpassungsstreben – erzeugt. Parin hat deshalb zurecht von »Anpassungsmechanismen« (im Kontrast zu Abwehrmechanismen) gesprochen, die er »[i]m Sinne einer notfallmäßigen Ichregression« (Parin 1977, S. 486) versteht. Es ist der von Watsons und Skinners Gnaden kastrierte Mensch, der von »kognitive[n] Dissonanz[en]« (Schönflug 2013, S. 332) geplagt ist. Aber die Basis dessen ist die Stilllegung seines Trieblebens, für die er mit Recht Fürsorge und Affirmation erwartet wie der Flaschengeist in dem bekannten orientalischen Märchen. Nur ist dessen narzisstisches alter ego nicht in eine Flasche, sondern in seinen Körper wie in eine Flasche eingesperrt (die als Foucaultscher Kerker fungiert). Wer will schon einen schlechten Charakter haben? Was aber, wenn die Affirmation ausbleibt? Ja, was dann? Der Flaschengeist wollte alles zerstören, auch noch den, der ihm aus der Flasche hilft, den besonders. Denn die bloße Anpassung an das Äußere muss die Bindung der spontanen Impulse verfehlen, die Sublimierung, auf die ich noch zu sprechen komme.

### **5.3 Sloterdijks Gewinner-Verlierer-Dichotomie – oder: der Amokläufer als Inkassounternehmer**

Das eben verkennt Peter Sloterdijk in seinem Plädoyer für einen bürgerlichen Naturalismus und eine bürgerliche Interpretation Nietzsches, der mit dem Christentum das falsche Schwein geschlachtet hätte, in der Schrift *Zorn und Zeit*. Dort knüpft er an die

Metapher vom »Ende der Geschichte« von Francis Fukuyama mit Bezug zum Zusammenbruch des »Kommunismus« 1989 an.

Nach den kriegerischen und ideologischen Auseinandersetzungen vor diesem Datum seien »Prestige- und Eifersuchtskämpfe zwischen Bürgern der freien Welt [...] in den Vordergrund [ge]treten«, die Sloterdijk ahistorisch bzw. als Ausdruck »thymotischer Unruhe« verstehen will (Sloterdijk 2008, S. 68). Dieselbe thymotische Unruhe findet sich allerdings bei den Krebszellen im (noch) lebenden Organismus.

Sloterdijk, der die Psychoanalyse abwertet, wendet sich gegen den Eros und macht sich zum Mundstück des Liberalismus – man könnte sagen, des entbindenden Todestrieb. Was ihn allerdings stört, ist der Verlierer (als Leidtragender jener Unruhe), dem Sloterdijk allerdings keine Geschichtsträchtigkeit zubilligen will:

Die alte Welt kannte den Sklaven und den Unfreien – sie waren die Träger des unglücklichen Bewusstseins ihrer Zeit. Die Moderne hat den Verlierer erfunden. Diese Figur, der man auf halbem Weg zwischen den Ausgebeuteten von gestern und den Überflüssigen von heute und morgen begegnet, ist die unverstandene Größe in den Machtspielen der Demokratien. Nicht alle Verlierer lassen sich durch den Hinweis beruhigen, ihr Status entspreche ihrer Platzierung in einem Wettbewerb. Viele werden entgegenhalten, sie hätten nie eine Chance gehabt, mitzuspielen und sich danach zu plazieren [sic!]. Ihre nachtragenden Gefühle richten sich nicht bloß gegen die Gewinner, sondern auch gegen die Spielregeln. Dass der Verlierer, der zu oft verliert, das Spiel als solches gewaltsam in Frage stellt: Diese Option macht den Ernstfall von Politik nach dem Ende der Geschichte sichtbar<sup>59</sup> (Sloterdijk 2008, S. 68).

Gewinner und Verlierer kann Sloterdijk nicht als verformte Bruchstücke eines symbolischen Zusammenhangs erkennen; stattdessen rekurriert er auf die bekannte binäre Spaltung, diesmal eine, die die bürgerlichen Mitte von den von ihm so bezeichneten »Weltgeistlichen des Hasses« (a. a. O., S. 47) trennt. Die Möglichkeit, dass die Gewaltexzesse, die die bürgerliche Ordnung stören, seien sie nun privatistisch oder politisch gerahmt, nur eine Art Inkassounternehmen darstellen könnten, das einen Vertragsbruch exekutiert, liegt jenseits von Sloterdijks Horizont.

Was hat es mit diesem Vertragsbruch auf sich? Im Rahmen von amokartigen Gewaltexzessen wird gerne auf die sogenannte narzisstische Störung verwiesen; so findet sich das folgende Zitat in einem entsprechenden Text von Bannenberg:

---

<sup>59</sup> Auch hier zeigt sich wieder Sloterdijks hinter Ironie und zur Schau gestellter Unabhängigkeit verborgene Affirmation der bürgerlichen Moderne, insofern er eben einen wesentlichen Unterschied zwischen der »alten Welt« und jener ausblendet: den Schutz, den eine Kastenstruktur im Hinblick auf den von ihm gefeierten Selbstwert bietet. Demgegenüber hat die westliche Moderne in dieser Hinsicht die Wortvorstellung von der Sachvorstellung getrennt und dadurch jeglichen psychischen Schutz ausgehebelt. Sie hat den »Wettbewerb« totalisiert, ihn in ein Rennen zwischen Hase und Igel verwandelt. Sloterdijk kolportiert zwar das entsprechende Vorbringen, verwendet das Wort »Verlierer« aber mit einer solchen Kälte, ja Häme, dass seine ordnungspolitischen Ambitionen allzu offenbar werden.

Narzisstische Menschen verkehren ihren an sich geringen Selbstwert in grandiose Machtansprüche und erweisen sich dabei als unglaublich rigide. Sie verfügen über eine schlechte Sozialkompetenz, weil sie unfähig sind, andere Menschen in ihrer emotionalen Differenziertheit wahrzunehmen, und weil sie es ablehnen, die Anliegen anderer anzuerkennen. Sie sind unangemessen neidisch auf vermeintlich Erfolgreichere und nutzen Beziehungen ausschließlich zur Befriedigung eigener Bedürfnisse. Auf die sprichwörtliche narzisstische Kränkung reagieren sie, je nach Bedeutsamkeit des Themas, mit radikaler Entwertung und Diffamierung oder mit Aggression, wobei die Befindlichkeit des Betroffenen dabei durchaus depressive Aspekte mit massiven Spannungszuständen und dem Gefühl der Hilflosigkeit, Verzweiflung und Ausweglosigkeit beinhaltet (Kastner, zit. n. Bannenberg 2012, S. 95).

Interessant ist das Wort »durchaus«, das durchblicken lässt, dass man hier eine glatte Lösung im Sinne des »schlechten Charakters« bevorzugt hätte. Der schwingt freilich immer mit. Bannenberg bezieht sich auch die forensische Psychiaterin Nahlah Saimeh, die die Auffassung vertrete, dass »[n]arzisstisch gestörte Personen [...] ein erhöhtes Geltungsbedürfnis [haben] und [...] Anspruch [erheben] auf bedingungslose Bestätigung ohne dass sie imstande sind, dafür eine entsprechende Sonderleistung liefern zu können« vgl. (Bannenberg 2012, S. 95). Da ist nun nichts mehr, das einer moralischen Verurteilung hinderlich sein könnte.

Mit Breuer muss freilich darauf hingewiesen werden, dass der »Narzissmusbegriff ein sehr uneinheitliches Bedeutungsspektrum aufweist und z.T. für völlig unterschiedliche Symptome und Verhaltensweisen herangezogen wird« (Breuer 1992, S. 1).

Während der Kampfbegriff des Narzissten in der empiristischen Forschung in affirmativer Hinsicht (auf die Kultur bezogen) verwendet wird, findet sich eine ganz ähnliche Beschreibung in kulturkritischen Schriften wie etwa bei Y. Gabriel:

Das charakterologische Profil des modernen Narzissten ist eine Mischung aus Größenwahn und Hypochondrie, aus einer Moral des Hedonismus und des Überlebens, aus Erkenntnisfurcht und tiefsitzendem Individualismus, aus Angst vor Tod und Altern und ruhsüchtiger Wesensart und vor allem einer Konsumhaltung gegenüber Dingen, Menschen und Ideen (Gabriel 1986, S. 42–43).

Während der Empirismus den Terminus Narzissmus zur Beschreibung von etwas gebraucht, das er außerhalb des Normalen positioniert, wird der Begriff in kulturkritischer Lesart verwendet, um das Allgemeine, den durchschnittlichen Menschen der prävalenten Kultur zu beschreiben. Parin bringt diese Ambitendenz treffend zum Ausdruck:

Da die soziale Situation eine narzisstische Kompensation des frustrierten Ichs und des defekten Selbst begünstigt, ist es zweifelhaft, ob narzisstische Persönlichkeitsstörungen noch pathologisch genannt werden dürfen: Gemessen an einer höheren Flexibilität und Toleranz des Ichs gegenüber den Triebansprüchen und an einer angenommenen Harmonie zwischen narzisstischen und objektbezogenen Bedürfnissen handelt es sich um schwere Störungen. Gemessen an der geforderten Einordnung in die verwaltete Welt der Technik, der Produktion und des Kapitals sind »narzisstische« Entwicklungen gelungene Lösungen, die das Ich, das mit seinen Rollen identisch geworden ist, zuwege gebracht hat (Parin 1977, S. 513).

Nietzsche schreibt über seine Zeitgenossen, »[s]ie verstecken sich hinter Meinungen und Sitten«. Den Nachbar fürchten sie, der »die Convention fordert und sich selbst mit ihr verhüllt«. Die »Allermeisten« täten dies aus »Bequemlichkeit, Trägheit«. Dabei wüsste »[i]m Grunde [...] jeder Mensch recht wohl, dass er nur einmal, als Unicum, auf der Welt ist und das kein noch so seltsamer Zufall zum zweiten Mal ein so wunderbar buntes Mancherlei zum Einerlei, wie er es ist, zusammenschütteln wird« (Nietzsche 1999f, S. 338).

Nach Adorno fungiert die Psychologie »als Mittel zum Erfolg und zur sozialen Anpassung« – Anpassung nicht im Sinne von einer Interessenbalance, sondern als Konformität. Die genetischen Aspekte des Narzissmus würden dabei zugunsten der phänomenalen vernachlässigt. Die Gesellschaft behalte letztlich Recht gegen das Individuum; der Narzissmus sei »in seiner heutigen Form nichts anderes [...] als eine verzweifelte Anstrengung des Individuums, wenigstens zum Teil das Unrecht zu kompensieren, dass in der Gesellschaft des universalen Tauschs keiner je auf seine Kosten kommt«, nämlich wegen der »fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich jeglicher spontanen und direkten Beziehung zwischen Menschen heute in den Weg legen«. So werde das Individuum gezwungen, »seine ungenutzten Triebenergien auf sich selbst zu lenken« (Adorno 1952, S. 12).

Deshalb dürfte zumal ein gegenüber dessen genetischen Aspekten abstinenter Narzissmusbegriff kaum dafür taugen, den Amokläufer vom »Normalen« zu unterscheiden. Ist nicht die Anpassung an das Gegebene auch eine Art von Größenwahn – man wähnt sich identisch mit der Macht der Verhältnisse? Die Masse ahmt den Fötus nach, der noch kein Objekt und keinen Trieb kennen kann und zu Recht erwarten kann, von außen, von seinem Wirtsorganismus alles Lebensnotwendige zu erhalten. Die kapitalistische Warenwelt suggeriert, dass diese Lebensweise auch extrauterin bzw. über die Phase der »primären Mütterlichkeit« hinaus beibehalten werden kann

Die Schwierigkeit der Anpassungsdoktrin dürfte aber darin bestehen, dass sie auf eine Reise nach Jerusalem hinausläuft. Es muss immer etwas draußen bleiben, um mit Adorno zu sprechen. Denn ohne das Nichtidentische droht die psychische Auflösung. Nur untersucht der Empirismus ja, was das Individuelle anbelangt, nur den Auffälligen, den Verlierer und schließt *e contrario* dass der Gewinner bzw. der Angepasste aus ganz anderem Holz geschnitzt sei. Das ist aber eine Milchmädchenrechnung.

Denn der Amokläufer begegnet in dem von ihm gehassten »Jock«, dem Erfolgreichen – nicht etwa dem ganz anderen, sondern sich selbst<sup>60</sup>. Dafür bürgt etwa eine schriftliche Hinterlassenschaft des Amokläufers von Emsdetten (2006), Sebastian Bosse, im Internet:

Das einzige [sic!] was ich intensiv in der Schule beigebracht bekommen habe war, das ich ein Verlierer bin. Für die ersten Jahre [sic!] an der GSS [Geschwister-Scholl-Schule] stimmt das sogar, ich war der Konsumgeilheit verfallen, habe [d]anach gestrebt Freunde zu bekommen, Menschen die dich nicht als Person, sondern als Statussymbol sehen. Aber dann bin ich aufgewacht! Ich erkannte das[s] die Welt wie sie mir erschien nicht existiert, das[s] [s]ie eine Illusion war, die hauptsächlich von den Medien erzeugt wurde. Ich merkte mehr und mehr in was für einer Welt ich mich befand. Eine Welt in der Geld alles regiert, selbst in der Schule ging es nur darum. Man musste das neuste Handy haben, die neusten Klamotten, und die richtigen "Freunde". hat man eines davon nicht ist man es nicht wert beachtet zu werden. Und diese Menschen nennt man Jocks. Jocks sind alle, die meinen aufgrund von teuren Klamotten oder schönen Mädchen an der Seite über anderen zu stehen. Ich verabscheue diese Menschen, nein, ich verabscheue Menschen (Bosse 2006).

Im »Jock« kann man Ähnlichkeiten erkennen mit dem nach Y. Gabriel typischen Mittelklasse-Amerikaner, der in seinem Vorstadt-Idyll seine Image und seine Langeweile pflegt, »striving for a sense of inner value through the highly parochial and banal ideologies of career, masculinity, consumerism, craftsmanship, sport, and so on« (Gabriel 1982, S. 356).

Das sich der typische Amokläufer mit diesem Bild wie Narziss identifiziert, aber es nicht erreicht – aus Sicht des Gewinners, weil er unfähig ist, aber vielleicht liegt es eher an der Ambivalenz –, greift er zum Äußersten, zum Parrizid als Angriff auf die etablierte Ordnung:

Von 1994 bis 2003/2004 war es auch mein Bestreben, Freunde zu haben, Spass [sic!] zu haben. Als ich dann 1998 auf die GSS kam, fing es an mit den Statussymbolen, Kleidung, Freunde, Handy usw.. Dann bin ich wach geworden. Mir wurde bewusst das[s] ich mein Leben lang der Dumme für andere war, und man sich über mich lustig machte. Und ich habe mir Rache geschworen!

Diese Rache wird so brutal und rücksichtslos ausgeführt werden, dass euch das Blut in den Adern gefriert. Bevor ich gehe, werde ich euch einen Denkkärtchen verpassen, damit mich nie wieder ein Mensch vergisst!

Ich will das[s] ihr erkennt, das[s] niemand das Recht hat unter einem faschistischen Deckmantel aus Gesetz und Religion in fremdes Leben einzugreifen!

Ich will das[s] sich mein Gesicht in eure Köpfe einbrennt! Ich will nicht länger davon laufen!

Ich will meinen Teil zur Revolution der Ausgestossenen [sic!] beitragen!

Ich will R A C H E ! (Bosse 2006).

Es ist die vertraute Geschichte vom Flaschengeist. Es ist das eigene Spiegelbild, in dem Bosse gefangen ist, und das ist in der Tat ein Problem, das nicht ohne Rekurs auf die frühe Entwicklung in den Blick zu bekommen ist. Die möchte ich hier aber erst einmal beiseitelassen, sondern auf den Vertrag, den Bosse hier inkassoartig einklagt, zurückkommen.

---

<sup>60</sup> Der Empirismus untersucht gewissermaßen das Bildnis des Dorian Gray, ohne dessen Referenten zu kennen.

Dazu ist allerdings auch ein Rekurs auf die individuelle Entwicklung erforderlich, aber einer, der sich auf ein späteres Stadium bezieht, nämlich das ödipale, das durch die Konkurrenz um die Mutter mit dem Vater gekennzeichnet ist. Der Ausgang dieses Stadiums besteht typischerweise im Verzicht auf die Mutter als Objekt des sexuellen Begehrens und dem Verlassen der Familie, der Exogamie:

Die Objektbesetzungen werden aufgegeben und durch Identifizierung ersetzt. Die ins Ich introjizierte Vater- oder Elternautorität bildet dort den Kern des Über-Ichs, welches vom Vater die Strenge entlehnt, sein Inzestverbot perpetuiert und so das Ich gegen die Wiederkehr der libidinösen Objektbesetzung versichert (Freud 2000c, S. 248).

Das Überich, das das Gewissen enthält, beerbt also den Ödipuskomplex. Es ist ein Supplement des Triebverzichts gegenüber der Mutter, aber es ist auch eine Kompensation für den Verlust, insofern es dem Subjekt für den Triebverzicht Anerkennung zu verschaffen vermag, ohne dass es dafür auf die Außenwelt angewiesen ist:

Wenn das Ich dem Über-Ich das Opfer eines Triebverzichts gebracht hat, erwartet es als Belohnung dafür, von ihm mehr geliebt zu werden. Das Bewusstsein, diese Liebe zu verdienen, empfindet es als Stolz. Zur Zeit, da die Autorität noch nicht als Über-Ich verinnerlicht war, konnte die Beziehung zwischen drohendem Liebesverlust und Triebanspruch die nämliche sein. Es gab ein Gefühl von Sicherheit und Befriedigung, wenn man aus Liebe zu den Eltern einen Triebverzicht zustande gebracht hatte. Den eigentümlich narzisstischen Charakter des Stolzes konnte dies gute Gefühl erst annehmen, nachdem die Autorität selbst ein Teil des Ichs geworden war (Freud 2000b, S. 563).

Man könnte also sagen, dass hier der Triebanspruch in narzisstische Münze umgewechselt wird, aber dieser Anspruch sozusagen hausintern umgesetzt werden konnte. Es ist dies eine Persönlichkeitskonfiguration, die Riesman als »innengeleiteten« Menschen bezeichnet hat (Riesman 1966).

Dieses Modell gilt aber nicht mehr für den außengeleiteten Menschen, der auf die Kompensation des Triebverzichts von außen angewiesen ist. Das deutet darauf hin, dass hier der Ödipuskomplex nicht bewältigt worden ist. Der außengeleitete Mensch lebt auf der Basis eines impliziten Vertrages, der gewährleisten soll, dass diese Kommodität erhalten bleibe, etwa des Inhalts, dass Anpassung an das Außen mit narzisstischer Valuta zu entschädigen sei. Dass ein Gläubiger, der nicht bezahlt worden ist, ein Inkassoverfahren einleitet, macht ihn noch nicht zu etwas substantiell Anderem gegenüber dem, der bezahlt worden ist. Das schlichte Modell der Belohnung für Leistung und der Bestrafung für Fehlverhalten führt hier nicht weiter.

Der Empirismus der Social-Behavioral Sciences kann dem Einzelnen immer vorhalten, er hätte sich nicht genügend angestrengt, aber er übersieht, dass das (von Sloterdijk affirmierte) Konkurrenzsystem der Bruderhorde immer Verlierer produzieren muss; das heißt, er übersieht den konfigurativen Zusammenhang. Vor allem übersieht dieser

Empirismus, dass der außengeleitete Mensch gegenüber dem innengeleiteten immer auf Vorleistung angewiesen ist, denn in seinem Fall ist die ödipale Rochade misslungen, die den primären Narzissmus der fötalen und anfänglichen postnatalen Situation über die Bande der Objekt-Mutter in einen sekundären verwandelt, der das Subjekt lebens- tauglich aus eigener Kraft macht.

Den entsprechend innengeleiteten Menschen kann man sich etwa vorstellen wie ein Auto, das von innen her betankt wird – oder besser: Schwung von innen her erhält und dessen Motor gedrosselt ist. Der aktuell prävalente außengeleitete Mensch aber hat die innere Betankung gänzlich abgestellt. Er muss von außen betankt werden, damit er fahren kann. Dafür muss aber auch sein Motor nicht gedrosselt werden. Das heißt, das Verhältnis von Leistung und Bestätigung hat sich beim außengeleiteten Menschen gegenüber dem innengeleiteten umgekehrt.

Von ihm Vorleistung für Anerkennung zu verlangen ist, als wollte man partout ein Auto zwingen, ohne Treibstoff zu fahren. Man kann das Bild auch etwas abwandeln: Empirisch-behavioristische Interventionen konzentrieren sich auf das Gaspedal, ohne zu beachten, dass die Handbremse angezogen ist. Das ist aber reines Schildbürgertum. Denn was der Empirismus völlig ausblendet, ist der Umstand, dass wir vor aller Leistung erst einmal auf ein *Gefühl der Existenz* angewiesen sind, das sich beziehungsabhängig konsolidieren muss und nicht einfach gegeben ist, durch Affektunterdrückung auch abhandkommen kann auch<sup>61</sup>. Während die Psychoanalyse den Menschen als Niederschlag seiner Beziehungen ausbuchstabiert, ist diese Genese dem positivistischen Blick ver- stellt.

Empiristische Forscher neigen deshalb auf der Basis eines dinghaften Menschbilds (zu- mindest unterschwellig) dazu, ihr Forschungsobjekt zu verurteilen, ähnlich wie der pro- testantische Fundamentalismus – »man kann nun mal nicht von allen geliebt werden« –, anstatt erst einmal zu konstatieren, dass da offenbar ein Problem vorliegt, das ihnen mit ihren Mitteln vielleicht nicht zugänglich ist – dass »empirische Lücke[n]« (Bannenberg 2012, S. 95) unabdingbar sind; und sie verhalten sich insofern in der Tat wie Sancho Pansa. Das dürfte damit zusammenhängen, dass der Empirismus die Verbalinspiration

---

<sup>61</sup> »Ein Eigenerlebnis kommt zu gesonderter Wahrnehmung erst in dem Maße, als es sich in Bewegungsinten- tionen und (zum mindesten) in Ausdruckstendenzen entlädt. So ist eine leicht konstatierbare Tatsache, dass eine starke Unterdrückung des Ausdrucks einer Gemütsbewegung immer auch die Tendenz hat, sie gleichzeitig aus der inneren Wahrnehmung zu verdrängen!« (Scheler 1973, S. 245).

sozusagen auf die beobachtbaren Dinge übertragen hat. Deren Rede ist aber zwangsläufig konkretistisch.

Bannenberg hält mit Saimeh »[d]ie Entwicklung der malignen narzisstischen Persönlichkeitsstörung« für »eine offene Forschungsfrage« (Bannenberg 2012, S. 94 f.). Unter den Bedingungen der Subjekt-Objekt-Spaltung wird sie das für die Empiristen auch bleiben – und das ist durchaus besser, als eine billige Verfung –, während ich glaube, dass die psychoanalytische Differenzierung zwischen primärem und sekundärem Narzissmus hier einen kaum zu überschätzenden Schlüssel bereithält.

Durch die westliche Tendenz zur Abwertung des Narzissmus, wie sie von Kohut kritisiert worden ist, wird dieser Schlüssel jedoch verworfen. Dadurch wird übersehen, dass die Anpassung an das Gegebene – die Normalität – die Form ist, die der Narzissmus in der westlichen Kultur typischerweise angenommen hat. Die dem Empirismus obligate binäre Denkstruktur kann indessen nur zwischen Anpassung und Nichtanpassung unterscheiden, während ihr das sich dem positivistischen Blick entziehende Elend hinter der Anpassung (bzw. Unauffälligkeit) verborgen bleibt.

Bannenberg schreibt etwa: »Angesichts des stillen und schüchternen Eindrucks, den die Jungen vermittelten, überraschten die Rache- und Hassphantasien in ihrer drastischen Form« (Bannenberg 2012, S. 96). Überraschen kann das aber nur, wenn man die Problematik der Anpassung übersieht als die Problematik des posierenden Ichs, das mit seiner Umwelt schwimmt. Die Überraschung dürfte auf der Prämisse eines »Ich[s] als Substanz« (Nietzsche 1999d, S. 77) beruhen, während der Amokläufer die Ichschwäche offenbart, die eine Anpassungskultur notwendig zur Folge hat, sie allerdings auch bedingt.

Das gleiche Anpassungsverhalten, das im einen Fall zur pflegeleichten Konformität führt, kann im anderen zur Anpassung an ein kulturell vorgegebenes Bild führen – in dem hier interessierenden Fall das des Amokvorläufers.

Auch die Selbstkontrolltheorie geht noch vom innengeleiteten – ödipalen – Menschen aus, aber der »new narzissm« – so heißt Laschs Buch im Original – bzw. der durch diesen geprägte außengeleitete Mensch hat keine Wurzeln mehr, das Wasser aus dem Boden zu ziehen, sondern er braucht die Gießkanne, die die Blätter benetzt.

Das bedeutet, dass der Neurotiker, der die Anfänge der Psychoanalyse bestimmt hat, den narzisstischen und Grenzfällen, also den sogenannten frühen Störungen, als Hauptsignifikant kultureller Pathologie platzgemacht hat. Deshalb hatte es die frühe Psycho-

analyse vor allem mit der psychischen Abwehr gegen Triebimpulse zu tun, während nach dem zweiten Weltkrieg Anpassungsstörungen immer mehr in den Vordergrund rückten. Ein naturalistisches Verständnis psychischer Störungen wird durch diesen Verweis auf kulturelle Kontingenz immer fragwürdiger.

## 6 Das Tribschicksal der bürgerlichen Moderne

Der Teufel hole eure ganze Sittlichkeit, sie ist Schleim und Lüge.

*Ernst August Wagner*

### 6.1 Der performative Widerspruch der Gewalt und ihr sexueller Kern

Da der (methodische) Empirismus auf der Subjekt-Objekt-Spaltung beruht, sie voraussetzt, sind ihm die Probleme, die mit der *Konstitution* von Subjekt und Objekt verbunden sind, notwendig verschlossen. Daher kann er nur einen quantitativen Unterschied zwischen Aggression und Gewalt ausmachen, während ein verstehender Zugang den Schluss auf einen qualitativen zulässt, nämlich im Hinblick auf die Differenzierung von Subjekt und Objekt – und das heißt, der Integration des Narzissmus – in der individuellen Entwicklung.

Ich möchte vorschlagen, den Begriff der Gewalt ebenso wie den der Mimikry auf den Fall einzugrenzen, dass die psychische Differenz zwischen Innen und Außen verlorengegangen ist, das »Objekt« der Gewalt also kein »Objekt« in diesem Sinne mehr ist. Wenn einem äußeren Beobachter zwei Menschen, die in einem Täter-Opfer-Verhältnis stehen, als separat erscheinen, dann muss dies für die psychische Konstitution keineswegs gelten; das gilt erst recht, wo das Opfer diffundiert.

Dass ein konzeptionelles Verständnis, das Gewalt nur in quantitativer Hinsicht von Aggression absetzt, bereits dem empiristischen Erfordernis der Konstruktvalidität widerspricht, möchte ich nun anhand der phänomenologischen Perspektive von Waldenfels darlegen, der von einem »Paradox der vernichtenden Gewalt« (Waldenfels 2012, S. 315) spricht. Waldenfels verweist damit auf die Appellfunktion von Aggression respektive Gewalt. Das Begehrte ist in der Regel eine Art Anerkennung, die aber auf einer archaischen Ebene eingefordert wird. Selbst wenn dies scheinbar nicht der Fall ist, wie bei einem Raubmord oder dem Versuch, sich in den Besitz eines Erbes zu setzen, wie im Fall des Eislinger Vierfachmordes, dürften wir die symbolische Dimension nicht vergessen, die zu einer gänzlichen Übertragung des Begehrens auf ein symbolisches Objekt führen kann.

Aggression kann dem entsprechend die Funktion zukommen, eine Beziehung zu restituieren, die als gestört empfunden wird. Diese Restitution ist aber dann ausgeschlossen, wenn der Adressat des Appells mit der Gewalthandlung vernichtet wird, sei es als Person, sei es symbolisch, sei es unmittelbar physisch oder kombiniert. Mit Waldenfels lässt sich dann von einem »*performativen Widerspruch*« sprechen, der darin bestehe, »dass sich der adressierende Akt durch das, was er anstrebt, als adressierender Akt aufhebt«. Mit Bezugnahme auf Martin Buber sieht er in einem solchen Gewaltakt »den Versuch einer definitiven Umwandlung des Du in ein Es« (Waldenfels, a. a. O., S. 316–317). Simone Weil, die Waldenfels zitiert, schreibt in diesem Sinne: »Die Gewalt macht jeden, der sie erleidet, zum Ding. Wird sie bis zur letzten Konsequenz ausgeübt, macht sie den Menschen zum Ding im wörtlichen Sinne, sie macht ihn zum Leichnam«. Diese Verdinglichung des Menschen sei aber ein logischer Widerspruch, der in seiner Verwirklichung als Zerrissenheit der Seele manifestiere (Weil, zit. a. a. O., S. 318). Es ist im Übrigen klar, dass der Empirismus vor diesem Widerspruch kapitulieren muss, da er ja auf der Verdinglichung von Beziehungen (und damit auch des Menschen) axiomatisch aufbaut.

Waldenfels ist zuzustimmen, wenn er »in all diesen Fällen das *performative Nein*« betont, das sich zu Unrecht als »gewöhnliches prädikatives Nein« ausbebe (Waldenfels, a. a. O.).

Das performative Nein offenbart damit jedoch nach meiner Auffassung eine Unfähigkeit, das (prädikative) Nein in einer intersubjektiven Beziehung zu verankern, das heißt, es im Sinne eines Triebanspruchs zu äußern. Beziehung scheitert damit grundsätzlich an einem Zuwenig oder Zuviel. Konkret zeigt sich das in den Amokfällen, soweit dort ein Mangel an Beachtung vor der Tat zu dieser beigetragen hat.

In einem Artikel, der über die Ergebnisse eines Projekts informiert, dass *Tat- und Fallanalysen hochexpressiver zielgerichteter Gewalt (TARGET)* auf empirischer Basis anstrebt, schreiben Bannenberg et al.: »Anders als häufig vermutet oder unterstellt, wonach Mobbing-Erfahrungen als Ursache für Amoktaten angesehen werden, ließ sich Mobbing bis auf einen Fall nicht objektivieren. Stattdessen fühlen sich die Täter missachtet, herabgesetzt und absichtlich gedemütigt« (Bannenberg et al. 2014, S. 233). Aufgrund seiner empiristischen Ausrichtung bleibt das Projekt aber möglicherweise hinter dem analytischen Anspruch zurück und begnügt sich damit, Erscheinungen zu kompilieren bzw. diskursiv zu verdoppeln.

Die sozialen Schwierigkeiten werden zwar gesehen: »Obwohl der große Wunsch nach sozialem Kontakt, Anerkennung und zwischenmenschlicher Wärme bestand, gelang es den Betroffenen nicht, befriedigende soziale Bezüge herzustellen«. Wenn dabei aber »die bei den Betroffenen bestehende Überzeugung, *anders* als die anderen zu sein« angesprochen wird bzw. »ein tiefgehendes Fremdheitsgefühl«, dem der betreffende Jugendliche dann wieder »durch ein exzentrisches Auftreten in Verhalten und äußerem Erscheinungsbild« zu entsprechen suche, dann bleibt die geweckte Erwartung einer nun folgenden Analyse unerfüllt.

Das Oszillieren des »Betroffene[n] [...] zwischen Abgrenzung (>ich bin halt anders<) und dem Wunsch nach Zugehörigkeit« wird konstatiert, aber nicht transzendiert. Die entscheidende Frage wird nicht gestellt: Anders als was? Anders als die Anderen, oder anders als das unter Umständen wenig realistische *Bild von sich*, das die anderen bewerben? Diese Frage stellt sich auch im Hinblick auf die hinter einer kühlen Oberfläche verborgenen Ängste vor Versagen, Bloßstellung, Verletzung und der »unstillbare[n] Wut angesichts subjektiv erlebter Kränkungen« (wie sollen denn Kränkungen sonst erlebt werden, wenn nicht subjektiv?): »Somit entwickelt sich der *stille, zurückgezogene, aber immer etwas seltsame Einzelgänger*« (Bannenberg et al., a. a. O.). Die den Einzelnen transzendierende Aporie, der performative Widerspruch als Ausdruck eines inneren Konflikts bleibt undiskutiert<sup>62</sup>.

Ein konkretes Beispiel: Der Jugendliche F., von dem bereits die Rede war, hatte Probleme mit anderen Kindern im Kindergarten gegenüber denen er sich nicht durchsetzen konnte. Eine Kindergärtnerin empfahl ihm mehr Aggressivität. Als F. in die Schule kam, wurde er durch vermehrte Aggressivität auffällig und wurde deswegen nun von derselben Frau, nunmehr Hortnerin, kritisiert.

Das zeigt im Übrigen wiederum die Fragwürdigkeit der kynischen Ingenieurspsychologie. Für den Jugendlichen stellte sich die Situation so dar: wie er es auch macht, es ist falsch. Der psychische Chirurg neigt dazu, soziale Probleme vom Verhalten her zu beurteilen und ignoriert, dass die Probleme weit tiefer reichen – bis in die Kultur hinein, wie noch zu zeigen sein wird –, als dass sie durch einen schlichten Rat kompensiert werden könnten.

---

<sup>62</sup> Der Empirismus selbst kann als konfliktscheu betrachtet werden, da ja das Methodenprimat, so scheint es, dafür sorgen soll, dass eindeutige Ergebnisse erzielt werden und deshalb nicht kritisiert werden können.

F. hatte offenbar Probleme, das richtige Maß bei Beziehungen zu finden und daraus lässt sich schließen, dass er den anderen nicht als getrennt von sich wahrnehmen konnte, als ähnlich, aber nicht identisch, was auf eine nur mangelhafte psychische Separierung verweist, so dass nur die »somasochistische« Alternative von Dominanz oder Unterlegenheit übrig blieb. Man darf dieses Problem allerdings nicht individualistisch missverstehen; davon sollte der Umschwung im letzten Jahrhundert von einer autoritären zu einer *laissez fair* Erziehung abhalten, der eben auch das Zuviel und Zuwenig konfiguriert und auf eine mangelnde Integration von Narzissmus und Trieb verweist.

Beziehungsprobleme sind ubiquitär, aber sie fallen dort nicht auf, wo die »convention« regiert.

Während Reemtsma in seiner phänomenologischen Konzeption der Gewalt, die wie bereits bemerkt, neben einer *dislozierenden* (instrumentellen), *raptiven* (einen anderen Körper ohne Rücksicht benutzenden) eine *autotelische* Gewalt der es auf die Vernichtung als solche ankomme (Reemtsma 2008, S. 104 ff.) unterscheidet, Motivationsfragen ausklammert, konstatiert Waldenfels im Hinblick auf diese formale Differenzierung von Gewalt: »Den Kern der Gewalt bildet die leibhaftige Vernichtung des fremden Selbst, doch dies schließt eine Vernichtung der kulturellen und natürlichen Welt und eine Zerstörung der Mitwelt ein« (Waldenfels, a. a. O, S. 319).

Zum Umfeld der Gewalt zählt Waldenfels die Macht, die er im Sinne von Max Weber und Michel Foucault als soziale Macht versteht, als freies Spiel der Kräfte sei sie »unentbehrlicher Bestandteil jeglicher Produktivität«. Diese strukturbildende Macht des Wettkampfs verwandele sich jedoch »in Gewalt, wenn sie einseitig monopolisiert und usurpiert wird, so dass ein Verhältnis von *Übermacht* und *Unterwerfung* entsteht«. Gewaltförmige Macht mache den anderen zum »Leibeigenen«, was auch »in technologischer Aufmachung und in juridisch korrektem Kostüm« erfolgen könne (a. a. O., S. 321). Waldenfels nennt als Beispiel den Leiharbeiter, aber auch der hier kritisierte sozialtechnische Therapieansatz, von Scheler als »psychische Chirurgie bezeichnet«, ist notorisch, was ich nun an einem Beispiel deutlich machen will.

Es zeigt den Machtfaktor besonders deutlich anhand einer sogenannten Expositionstherapie bzw. flooding-Behandlung:

Greifen z. B. bei Phobien sanftere Techniken wie die systematische Desensibilisierung der Angst nicht, so wählt der Therapeut gröbere Mittel. Ähnlich wie bei den Münzverstärkungstechniken (*token economy*), wo die Belohnung durch sozialen Kontakt auf die materielle Zuwendung, die Belohnung durch Münzen, reduziert wird, wenn anders das erwünschte Verhalten nicht hergestellt werden kann, ist auch hier der Therapeut nicht bereit, sein therapeutisches Angebot bei Misslingen der Technik zu

überdenken und sie gemäß den Bedürfnissen des Patienten zu modifizieren, sondern bricht gewalt- sam den Widerstand gegen die angstbesetzte Situation. Er greift damit auf unverstellte Machtaus- übung zurück. Anders kann das Angebot an einen hilfeschuchenden Patienten, eine flooding-Behandlung sei die einzige Möglichkeit für einen »dauerhaften Erfolg« [Krause, zit. a. a. O.] kaum interpretiert werden. Berichte über die Durchführung einer flooding-Behandlung lesen sich entsprechend ein- drucksvoll: Es traten schwere, massive Angstanfälle auf, der Patient bekam Atemnot, rief nach seiner Mutter, dann nach seiner Frau, begann zu weinen [vgl. Krause, zit. a. a. O.]. Er wird gegen seinen Willen in eine angstbesetzte, als traumatisch gefürchtete Situation gezwungen; der der Situation mächtige Therapeut zeigt ihm, wie unsinnig es doch von ihm ist, Angst zu haben, wo er doch »eigentlich« nichts zu fürchten braucht (Metzger 1979, S. 41).

Wir haben es hier gewissermaßen mit einem Vexierbild zu tun. Man kann die Szenerie auf den Klienten zentrieren, zu dessen Therapie der Therapeut Anstrengungen unter- nimmt. Man kann aber ins Zentrum auch den Therapeuten stellen, der zur Legitimisie- rung seiner aggressiven Impulse den Klienten und das therapeutische Szenario benö- tigt. Für die einen ist es eine adäquate Therapie, für die anderen lupenreiner Sadismus (das sexuelle Moment ist dabei besonders zu betonen).

Ich erwähne dieses Problem hier insbesondere, da sich einige der Amokläufer vor der Tat in Therapie befunden hatten, ohne dass ich hierüber allerdings Näheres wüsste. Ich werde allerdings noch auf einen Amokläufer zu sprechen kommen, der mehrere Be- handler beschäftigt hatte und in diesem Zusammenhang von einer »bezahlten Freund- schaft« sprach, was er als demütigend empfand.

Waldenfels diskutiert Macht auch im Hinblick auf das Selbstverhältnis; die Vorausset- zungen der Gegenmacht und der Einflussnahme (Waldenfels, a. a. O.). Dieses konfigura- tive Verständnis von Macht, das allerdings eher an Hannah Arendt als an Max Weber erinnert und Sozialität und Selbstkontrolle miteinander verknüpft, betrifft wiederum die Differenzierung zwischen der rigiden Selbstkontrolle und einer maßvollen sowie den mit Safranskis Goethe- und Hegel-Deutung angesprochenen Konflikt, zwischen der Skylla der Einsamkeit und der Charybdis des Selbstverlusts keine Balance zu finden.

Gewalt ist also, so lässt sich mit Waldenfels festhalten, nicht lediglich eine quantitative Steigerung von Aggression, sondern etwas, das die Qualität des Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt betrifft. Aggression wird dann zur Gewalt, wenn es schon auf der psychischen Ebene kein Gegenüber, keinen psychisch getrennten anderen mehr gibt, sondern nur noch ein, mit Legendre zu sprechen, ein »Majestätssubjekt«<sup>63</sup>. Alle Bemü-

---

<sup>63</sup> Legendre bestimmt die »Ideologie des Majestäts-Subjekts« als »eine geschlossene, selbstgegründete Welt, das heißt die rückhaltlose Abschaffung der Beschränkung und der Grenze« Legendre 2011a, S. 146 – und das heißt auch: des anderen.

hungen nach Kontakt bekommen dann auf dem Weg nach außen eine zerstörerische Qualität.

## 6.2 Der Wahn der Vernunft

Es ist ein geläufiges Phänomen, dass prospektive Amokläufer im Internet über eine psychiatrische Störung recherchieren, die sie bei sich selbst vermuten. Sie leiden und suchen einen Grund für dieses Leiden. Es steht zu vermuten, dass sie damit noch mehr in die Irre geleitet werden. Das gilt zumindest, wenn man die Vermutung akzeptiert, dass sie vor allem an der Entfremdung von sich selbst leiden, die durch nosographische Entitäten eher noch verstärkt werden dürfte: sie fühlen sich als Niemand. Das ist sicherlich, gemessen an den tradierten psychiatrischen Maßstäben nicht ganz unsinnig: »Die Psychopathologie des neunzehnten Jahrhunderts und vielleicht auch noch unsere glaubt, in Beziehung zu einem homo natura zu stehen und an ihm ihr Maß zu finden oder es mit einem normalen Menschen zu tun zu haben, der vor jeder Erfahrung mit dem Wahnsinn gegeben ist« (Foucault 1973, S. 126).

Foucault zufolge sei jedoch »der normale Mensch eine Schöpfung«, als Komplement der juristischen (und juridischen) Konstruktion des Wahnsinnigen. Das Künstliche korrodiert freilich mit der Zeit zu Natur, wie wir seit Platons Staat wissen. Deshalb ist es nicht unbedingt nur privater Wahn, wenn jemand sich als von der Normalität abweichend aus der Gemeinschaft der Normalen ausgeschlossen fühlt. Auch Kafka hatte Angst vor dem Wahnsinn und Nietzsche ist ihm schließlich der eigenen Prognose gemäß verfallen.

Was hat es nun mit den psychiatrischen »Wortvorstellungen« im Hinblick auf mögliche »Sachvorstellungen« auf sich? Der Anschein weist die Psychiatrie als medizinische Wissenschaft aus, aber Foucault zufolge basiert sie als positive Wissenschaft auf einer künstlichen – juristisch-personenrechtlichen – Setzung, die im Übrigen auch eine Humanisierung des Irren gestattet hätte. Gleichwohl spricht Foucault von einer »wissenschaftlichen Präntention« (a. a. O.). Bei einem Beinbruch ist es nicht schwer, sich die zugehörige Gegenständlichkeit, das »Sachbewusstsein« zu ergänzen. Wie sieht es aber bei Geistesstörungen aus

Richard Koch schrieb 1917:

Die psychiatrische Wortdiagnose wirft ein dunkles Krankheitswort hin. Man muss erst mühsam zu verstehen suchen, was der betreffende Diagnostiker für einen Sinn in dieses Wort zu legen pflegt. Die Vorstellung einer Krankheit als ein unabhängig vom Körper bestehendes Ding, das den Menschen befällt, ist hier ganz besonders verwirrend (Koch, zit. n. Mauthner 1923, S. 248–249).

»Glaubt«, so Fritz Mauthners sarkastischer Kommentar, »der Arzt an einen Namen des Krankseins [...], so steht es um die Heilkunde nicht viel besser als damals, da der Kranke von einem Dämon besessen schien und mit Zauberworten besprochen werden musste« (Mauthner 1923, S. 249).

Ca. 100 Jahre später liest man dann anlässlich der Einführung des (amerikanischen) Diagnosemanuals DSM V bei Joachim Küchenhoff, einem psychoanalytisch orientierten Psychiater, mit Blick auf die Biologisierung:

Die diagnostischen Etiketten werden schnell verdinglicht, das heißt sie werden rasch umgemünzt zu Wirklichkeiten, während sie doch gewählte, also als Konventionen gültige Übereinkünfte sind. Es ist erstaunlich, dass auf der Grundlage definitiver Konventionen z.B. biologische Unterschiede gesucht werden. Das setzt doch die außerordentlich kühne Überzeugung voraus, dass sich in der biologischen Grundlage die Konvention widerspiegelt. Man muss sich nicht wundern, wenn eine Forschung, die diese Absicht hat, zu keinem Ziel kommt, eben weil die neurobiologische Basis nicht einfach und schnell mit der konventionellen Beschreibungsform in Übereinstimmung zu bringen ist (Küchenhoff 2013).

Das heißt, die beobachteten Phänomene werden nur insoweit berücksichtigt, als sie sich in vorbereitete Kategorien einfügen lassen wie eine Suppe in einen Topf. Die Form, die die Suppe durch den Topf erhält, wird dann ihr selbst als Eigenschaft zuerkannt. Mit Peter Schneider lässt sich hier eine Struktur vernünftigen Denkens erkennen, die von ihrem Gegenstand unwissentlich affiziert ist:

Die Wahrnehmungsorgane der paranoischen Vernunft erleben die Welten, Räume und Dinge, die sie beunruhigen, vornehmlich als Flächen. [...] Auch die stärkste Vernunft vermag keine Räume zu interpretieren, sondern nur Oberflächen und die auf diesen Oberflächen auftauchenden Zeichen. Dabei lässt es die paranoische Deutung aber nicht bewenden: Sie stößt durch diese Oberflächen hindurch (Schneider 2010, S. 591).

Was an dieser Vernunft paranoisch ist bzw. Vernunft paranoisch werden lässt, ihren Wahn ausmacht, deuten Hartmut und Gernot Böhme historisch-genealogisch: »Vernunft versperrte sich zunehmend gegen jede Reflexion auf die psycho- und soziogenetischen Bedingungen ihrer Herkunft: diese Absperrung erzeugte den Wahn der Vernunft« (Böhme und Böhme 1983, S. 23). Die Absperrung ist also jene zwischen dem modernen Menschen und seiner Seele, die Scheler vornehmlich für das Phänomen der Selbsttäuschung verantwortlich macht.

Freud hatte in einem Brief an den Berliner Hals-Nasen-Ohren-Arzt Wilhelm Fliess gegen das psychiatrische Dogma einer genuinen Geistesstörung optiert und zugleich die Anwaltschaft der Psychoanalyse für das skotomisierte Seelische und insbesondere den affektiven Konflikt reklamiert:

Die Wahnvorstellung steht in der Psychiatrie neben der Zwangsvorstellung als rein intellektuelle Störung, die Paranoia neben dem Zwangsirresein als intellektuelle Psychose. Wenn die Zwangsvorstellung einmal auf Affektstörung zurückgeführt ist, der Nachweis erbracht ist, dass sie ihre Stärke einem

Konflikt verdankt, dann muss die Wahnvorstellung derselben Auffassung verfallen, dann ist auch sie die Folge von Affektstörungen und verdankt ihre Stärke einem psychologischen Vorgang. Das Gegenteil davon wird von den Psychiatern angenommen, während der Laie gewohnt ist, den Wahnsinn von erschütternden Erlebnissen abzuleiten. Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, ›der hat keinen zu verlieren‹. [...] Man wird paranoisch über Dinge, die man nicht verträgt, vorausgesetzt, daß man die eigentümliche psychische Disposition dazu besitzt (Freud 1962, S. 97).

Es ist bezeichnend, dass der innere Konflikt in Langmans empirischer Untersuchung von Schulamokläufen völlig außen vor bleibt; da gibt es nur traumatisierte und persönlichkeitsgestörte respektive psychotische Schoolshooter. Bezeichnend ist, dass die traumatisierten der Unterschicht angehören, während die aus der Mittelschicht explizit als nichttraumatisiert ausgewiesen werden. Dem konventionellen Psychiater ist das psychische Trauma ohnehin suspekt, da sein Traumabegriff ja rein physisch denotiert ist.

So verwundert es nicht, dass Langman es nur sehr eingeschränkt gelten lässt, nämlich ganz konventionell-deskriptiv: sexueller Missbrauch und körperliche Gewalt. Die äußerlich weniger auffälligen Traumata des noch nicht konfektionierten Kindes bleiben ausgespart. Wieder scheint es, dass die Dinge den Methoden, Denkgewohnheiten und sonstigen Konventionen folgen müssen, die das kulturelle Imaginäre hergibt, denn Langman lässt nicht etwa offen, ob die bürgerlichen Amokläufer traumatisiert sind, sondern er nimmt die Position des Majestätssubjekts ein und geht davon aus, dass, wo er kein Trauma erkennen kann, auch keines vorliegt.

Die Trauma-Aversion in der kognitivistisch instituierten Kultur konvergiert freilich mit der Psychophobie, mit der Angst vor dem Inneren, die rationalistisch überblendet wird. Ich kann nicht umhin, hier an die Brutalität zu erinnern, mit der die Entschädigungsforderungen von ehemaligen KZ-Häftlingen nach dem zweiten Weltkrieg von der geballten Macht der Gerichte und (Erb-)Psychiater abgeschmettert wurde. Kurt R. Eissler, der schon zitierte jüdische Emigrant, der als psychoanalytischer Psychiater für die in den USA lebenden klagenden Parteien tätig war, nannte einen diesbezüglichen Essay: *Die Ermordung von wievielen seiner Kinder muss ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben?* (Eissler 1963) Ich spare mir hier den Kommentar.

Wenn aber bereits nach dem Krieg so viel Unverständnis für Traumatisierte exerziert wurde, wie mag es sich verhalten, wenn in der heutigen Zeit für »manchen das bisher

traumatischste Ereignis offenkundig der Tod des geliebten Meerschweinchens [war], das verstarb, als der Patient sieben Jahre alt war« (Sachsse 2011, S. 871)?

Anknüpfend an die weiter oben dargestellte Kritik Adornos an der Immanenz der bgl. Gesellschaft, scheint es so, dass auch das Trauma ein »Draußen« darstellt, das nicht nur durch direkte Ausgrenzung wie bei den Pestkolonien bestimmt ist, sondern durch gesellschaftliche Nichtexistenz (abgesehen von den normierten Gelegenheiten, wo es zulässig ist, traumatisiert zu sein, und ganze Kompanien von Psychologen in Marsch gesetzt werden wie aus Anlass von Schulshootings).

So haben nach Martin Sack et al. etwa Psychiatrisierte mit einer »Vorgeschichte körperlicher, psychischer oder sexueller Traumatisierungen« (Sack et al. 2011, S. 197) in den entsprechenden Institutionen kaum eine Chance, gehört zu werden. In dem Beitrag dieser Autoren zum umfangreichen *Handbuch der Borderline-Störungen* heißt es dazu weiter: »In der Vergangenheit wurde diesen Berichten wenig Bedeutung zugemessen, da angezweifelt wurde, dass traumatische Erfahrungen einen wesentlichen Einfluss auf die Symptomatik einer Persönlichkeitsstörung haben könnten« (Sack et al. 2011, S. 197).

In den einschlägigen psychiatrischen Manualen des DSM-IV bzw. des ICD-10 werde »eine Bedrohung der körperlichen Integrität ganz in den Vordergrund gestellt« (a. a. O.). Der Streit darum, »ob Borderline-Störungen komplexe Traumafolgestörungen sind«, ist Sack et al. zufolge letztlich ein begrifflicher; er reduziere »sich darauf, wie der Begriff Trauma definiert und verstanden wird« (a. a. O.). Das heißt, der Streit um das Trauma ist diesbezüglich letztlich ein Kampf um Macht zulasten Dritter.

So bedingt die begriffliche Engführung des bezeichnenderweise als »psychiatrische Bibel« mit einer religiösen Aura versehenen DSM IV, dass »Entwicklungs Traumatisierungen in Form wiederholter psychischer, physischer und sexueller Gewalt, die an Kindern verübt werden, [...] in den Traumakriterien nach DSM-IV und ICD-10 nicht explizit enthalten [sind], obwohl Patienten mit den entsprechenden Folgen einen großen Teil der hilfesuchenden Patienten in der psychotherapeutischen Praxis ausmachen« (Sack et al. 2011, S. 197–198)<sup>64</sup>.

Bereits Max Scheler hat darauf hingewiesen, dass das empiristische Methodenprimat und die darauf basierende Wirklichkeitskonstruktion erratisch ist:

Der »Empirismus« hat prinzipiell bisher angenommen, es sei gleichgültig, wann und an welcher Stelle eines seelischen Gesamtverlaufs die betreffende »Erfahrung« stattfindet – gleichgültig für ihre Wir-

---

<sup>64</sup> Das gilt noch mehr für sehr frühe Traumata, die gar nicht als solche wahrgenommen werden, aber dazu später.

kungsart und Wirkungsgröße. Aber diese Voraussetzung ist *prinzipiell* irrig. Jede Erfahrung bis zur einfachsten Empfindung hat nach ihrer Wirkungsgröße und Wirkungsart für die Formung des Gesamtlebens des Individuums einen bestimmten und einzigartigen Stellenwert in der typischen Entwicklung und Reifung des Menschen (Scheler 1973, S. 196).

Van der Kolk kommt deshalb zu dem Schluss: »Je jünger jemand zum Zeitpunkt der Traumatisierung ist und je länger das Trauma dauert, um so höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass die betreffende Person langfristige Probleme bei der Regulation von Wut, Angst und sexuellen Impulsen hat [...]« (Kolk, Bessel A. van der 1998, S. 42), also mit der Affektregulierung. Die Psychiatrie scheint jedoch ihr Heil eher in inflationären Störungsetiketten zu suchen, wie die neueste Erfindung »Disruptive Mood Dysregulation Disorder (DMDD)« des inzwischen veröffentlichten DSM V. Das spart *strain* im Gespräch mit den Eltern.

Sehr beliebt sind auch Etiketten wie ADHS und Asperger-Autismus, und das vor allem bei prospektiven Amokläufern, die gegen die Betonwand der Normalität Dynamit aufbieten zu müssen vermeinen. Die Frage »Warum?«, die regelmäßig nach Amokläufen mit großer Schrift drapiert wird, wird nicht gestellt, wo man über bequeme Etiketten verfügt.

### 6.3 Kant und de Sade

Die Frage, die sich stellt, ist die, ob der Naturalismus – und die ihn komplementierende vernünftige Selbstbeherrschung zur Aufrechterhaltung von Normalität – nicht eine Flucht vor dem Menschlichen sind, eine Flucht allerdings, die an die des Ödipus vor dem ihm vom delphischen Orakel bestimmten Schicksal erinnert.

Böhme und Böhme haben sich in ihrem Buch *Das andere der Vernunft* mit der Konstitution bürgerlicher Vernunft »am Beispiel Kants« auseinandergesetzt und stellen die These auf, »dass die Aneignung der eignen Natur in der Form der Beherrschung zugleich Ursache und Ausdruck des Fremdwerdens dieser Natur ist, dass die Rationalisierung körperlichen Verhaltens zugleich die Irrationalisierung des Leibes impliziert« (Böhme und Böhme 1983, S. 55). An anderer Stelle heißt es dazu:

Der Leib als Raum, in dem wir heimisch sind, fällt unter Tabu, wenn Zivilisation – als Zuwachs der Selbststeuerung durch Vernunft – auf der repressiven Beherrschung, sublimierenden Umwandlung und Verdrängung der eigenleiblichen Regungen, Triebe und Wünsche beruht. Dies aber war und ist noch heute das europäische Zivilisationsmodell (a. a. O., S. 107)<sup>65</sup>.

---

<sup>65</sup> Als bizarres und zugleich signifikantes Beispiel dafür sei die Psychose des Gerichtspräsidenten Paul Daniel Schreber angeführt, der seine Darmtätigkeit bekanntlich Gott zugeschrieben hatte (berichtet in *Denkwürdig-*

Für dieses Zivilisationsmodell dient Kant den Autoren als Protagonist. Als junger Mann hatte Kant die Ordnung der Welt als einen Antagonismus zweier Grundkräfte konzipiert, nämlich »die Anziehungs- und Zurückstoßungskraft« als »zwei Kräfte, welche gleich gewiss, gleich einfach und zugleich ursprünglich und allgemein sind« (Kant, zit. (Böhme und Böhme 1983, S. 92). Das Postulat einer Kraft der Repulsion sei, so Böhme und Böhme, eine spekulative Ergänzung zu Newtons Gravitationsgesetz, es verdanke sich jedoch »zeitgenössischen sozialhygienischen Vorstellungen über Ausdünstung und Ansteckung« (a. a. O., S. 97).

Die Komplementarität ergebe sich daraus, dass eine singuläre Repulsionskraft nicht die Verbindung von Elementen erklären könne, eine singuläre Attraktionskraft nicht die räumliche Ausdehnung (a. a. O., S. 99). Kant übersetzt damit Heraklits Postulat vom Streit als Vater aller Dinge in eine naturwissenschaftliche Terminologie.

Während Kant also zunächst von einem Wechselspiel und Ineinandergreifen der Kräfte ausging, habe er später, so Böhme und Böhme, »als erste Grundkraft die Repulsion« eingesetzt (a. a. O.), also die Abstoßung. Sie halte, so Kant, »jedes Äußere von einer weiteren Annäherung« fern (Kant, zit. a. a. O., S. 100).

Die Repulsion diene also, so Böhme und Böhme, der »Aufrechterhaltung der Körpergrenzen, ja der Selbstbehauptung des Körpers bei Einwirkung von außen«. Das habe Kant von dem Umstand abgeleitet, dass in physikalischer Hinsicht »der Widerstand unseres Leibes gegen zusammenpressenden Druck wächst«. Die Attraktionskraft sei dann nur Hilfskraft zur Stabilisierung der Körpergrenzen. Das Ganze stelle sich »als ein intensives, konkurrierendes Gegeneinander engender und weitender Kräfte« dar.

Böhme und Böhme sehen hier »die Grenze zwischen der Physik der Körper und der Philosophie des Leibes überschritten« (a. a. O.). Kant habe unbewusst die leibliche Fundierung der »metaphysischen Anfangsgründe der Physik« bloßgelegt. Es gelte also, Kants Theorie »als eine ›Physik‹ des eigenen Leibes – als des Verdrängten und Verdeckten der Vernunft [...] zu entziffern« (a. a. O., S. 101).

---

*keiten eines Nervenkranken, hier zitiert nach Freuds klassischem Text *Über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides)*:*

»Wie alles andere an meinem Körper, wird nämlich auch das Ausleerungsbedürfnis durch Wunder hervorgerufen; es geschieht dies, indem der Kot in den Därmen vorwärts (manchmal auch wieder rückwärts) gedrängt wird und wenn infolge bereits geschehener Ausleerungen genügendes Material nicht mehr vorhanden ist, wenigstens die noch vorhandenen geringen Reste des Darminhalts auf meine Gesäßöffnung geschmiert werden« Freud 2000k, S. 153–154. Geist und Körper erscheinen hier völlig getrennt. Paul Daniel Schreber war einer von zwei Söhnen des bekannten Arztes und Autors pädagogischer Schriften Moritz Schreber.

Das meint, Kants Theorie einer Dominanz der Repulsion gegenüber der Attraktion lässt sich als Chiffre des leiblichen Schicksals in der bürgerlichen Kultur verstehen, nämlich als Zersplitterung des Zusammenhangs zwischen körperlicher Engung und Weitung – letztlich, übersetzt auf die körperliche Basis: der Integration des (antagonistischen) vegetativen Nervensystems.

Kant habe einen »Parallelismus zwischen materiellen und geistigen Naturen« postuliert: »Begierde etwa, Lachen oder Gram ›wegzubekommen«, ist ›Tätigkeit‹, ›Anstrengung‹, ›Überwindung‹ in genau der Weise, wie der Leib arbeitend gegen eine drückende Last sich stemmt« (a. a. O., S. 104). Kant zeigt sich als Arbeiter gegen den Trieb, die »Neigung«. Hannah Arendt versteht die Neigung wörtlich als Neigung nach außen, vom Selbst weg, als ein Affiziertsein durch etwas Äußeres, Begehrtes (oder Abgewehrtes), »und dieses Affiziertsein von etwas, das nicht aus mir selbst, meiner Vernunft oder meinem Willen, kommt, ist für Kant mit der menschlichen Freiheit unvereinbar«. So scheint es, dass Kant alles Triebhafte im Sinne der Psychoanalyse verwirft.

Ein solcher Wille, der sich von äußerer Beeinflussung freigemacht hat sei, so Arendt, bei Kant durch das Moralgesetz bestimmt, also automatisch gut. Wegen dieser Annahme, »dass der Wille nicht gleichzeitig frei und schlecht sein kann«, habe die Philosophie einen Bogen um das Böse gemacht (Arendt 2006, S. 53 ff.) – auf dieser Prämisse basiert noch die Kriminalitätstheorie von Gottfredson und Hirschi.

Diese Kantische These hat nach Safranskis Auffassung allerdings der Marquis de Sade widerlegt, den er als »finstere[n] Doppelgänger Kants« bezeichnet. Er gehöre, so Safranski, »zu den großen Erforschern der Dunkelzonen des menschlichen Universums« (Safranski 1997, S. 194f.).

Seine Orgien habe er »mit dem später häufig verwendeten Argument verteidigt[.], man müsse die Natur gegen die Lügen der Kultur endlich zur Geltung bringen«. Die Naturgebiete, der Lust freien Lauf zu lassen, und de Sade macht sie zu seinem Komplizen gegen das moralische Korsett der Gesellschaft. Dies verbinde ihn, so Safranski, mit Rousseau und Goethe, die Partei für die eigene Natur gegen die entfremdende Zivilisation ergriffen hätten. Nur das die Natur bei de Sade ein »grausamer Molloch«, eine »Bestie« sei. Sie sei dafür verantwortlich, »dass das unglückselige Individuum namens Mensch ohne seine Einwilligung in dieses triste Universum geworfen wurde«, lasse »ihn leben und wird ihn wieder verschlingen« (de Sade, zit. a. a. O., S. 197).

Safranski paraphrasiert entsprechend: »Warum sollte man die beschränkte Lebensfrist noch zusätzlich belasten durch Moral und daraus folgende Gewissensnot?« Besser doch den Ängsten Valet sagen, indem man »den Bereich seiner Neigungen und Liebhabereien erweitert« und alles »der Lust opfert« (de Sade, zit. a. a. O.). Die Lust gehöre, so Safranski, »zur Innenausstattung eines Asyls«; sie könne »ein Leben voller Qualen«, das »inmitten eines kalten, gleichgültigen Universums« dem sicheren Tod zustrebt, durch »einige Augenblicke der Lust« kontrapunktieren (Safranski, a. a. O., S. 197ff.).

Dazu instrumentalisiert de Sade den Geschlechtsakt, der das Objekt vorübergehend vergöttlicht, während es in dem Moment zu nichts wird, da die Begierde erlischt. Der andere sei lediglich »das Objekt des eigenen Genusses«. De Sade fragt: »Was begehrt man, wenn man genießt? Dass alles, was uns umgibt, sich nur mit uns beschäftigt, nur an uns denkt, nur uns umsorgt. Wenn die, die uns dienen, genießen, dann sind sie sehr viel mehr mit sich beschäftigt als mit uns, und unser Genuss ist folglich gestört«.

Anders sei es jedoch, wenn das Objekt der Begierde mit eigenen Schmerzen beschäftigt sei, dies steigere die Lust durch das Böse, das dem anderen zugefügt wird. Dies steigert sich in den veröffentlichten Phantasien des Marquis bis zu einem »blutigen Delirium des Verbrechens«. Es geht um Leidenschaft, die vernichtet. Aber auch wenn das Martyrium und damit die Wollust möglichst lange hinausgezögert werden soll, tritt mit dem Tod des Opfers »große Enttäuschung und Ernüchterung« und der Zyklus beginnt von vorn (a. a. O., S. 199 f.). Das Objekt ist konsumiert, die Lust erlischt.

Der selbst lange Jahre eingekerkerte de Sade imaginäre »geradezu obsessiv Zwingburgen der grausamen Lust, die vollkommen abgeschnitten sind vom Rest der Welt«. Nach diesem Modell der exzessiven Orgie will er die Gesellschaft umformen – der Exzess soll zur Norm werden. De Sade als Zeitgenosse der Aufklärung wolle die »Vernunft prostituieren«, sie zur »vernünftigen Begründung von Mord und Grausamkeit« in Dienst nehmen (a. a. O., S. 201ff.). Wie prophetisch!

Das Problem ist nur, dass legalisierte Grausamkeit letztlich keinerlei Reiz hätte: es braucht die Überschreitung, die geschändete Unschuld, und damit das Gesetz: »Das Universum der Enthemmung darf nicht grenzenlos sein« (a. a. O., S. 205). Es braucht, so scheint es, in der allgemeinen Indifferenz doch wieder etwas Drittes, ohne das alles nichts ist. Doch de Sade wird auch dieses Nichts noch begehren, getreu seinem Motto: »Alles ist gut, wenn es maßlos ist« (a. a. O., S. 201)

Während er sich zunächst mit der gegenüber dem Individuum gleichgültigen Natur gegen Gott und die gesellschaftlichen Konventionen verbündet, endet »das Delirium der Vernunft bei de Sade nicht damit [...], dass die ›Natur‹ als unerschöpfliche ›Rechtsquelle‹ für alle Scheußlichkeiten in Anspruch genommen wird«. Vielmehr fordert er: »Wir müssen es endlich wagen, diese unverständliche Natur zu beleidigen, um besser die Kunst zu erlernen, sie zu genießen«. Denn »[w]enn die Natur alles legitimiert, wird plötzlich auch das Böse, das man begehen kann, eine Funktion der Natur«.

De Sade zeigt hier, dass es die radikale Verneinung ist, die ihn treibt:

O du blinde und blöde Kraft, hätte ich von der Erde alle Geschöpfe verjagt, die dort ihr Wesen treiben – mein Ziel hätte ich trotzdem verfehlt, denn ich hätte dir Rabenmutter nur einen Dienst erwiesen; mir aber geht es allein darum, mich an deiner Dummheit und Bosheit zu rächen, unter der du die Menschen leiden lässt – und ermöglichst ihnen doch nie, sich den abscheulichen Neigungen auszuliefern, die du ihnen einflößt (de Sade, zit. nach a. a. O., S. 207 f.).

Auch Safranski spricht hier vom »Wunsch nach totaler Vernichtung«; das Loskommen von Etwas, vom Sein überhaupt, sei »die große Obsession Sades« (a. a. O.). Alles, was ist, scheint Macht über ihn zu bekommen, so dass er schließlich alles radikal verneinen muss.

Aber gegen die Natur kann de Sade nicht an: »Gegen Gott und gegen die auf ihn begründete Moral hatte sich [de] Sade mit der Natur verbündet. Aber diese Natur ist nun auch jenes übermächtige Etwas – wie vormals Gott –, von dessen Seinsmacht man nicht loskommt« (a. a. O., S. 209). De Sade verlange »es nach einer Dissidenz im Fundamentalen«. Diesen »phantasierte[n] Bruch mit der Natur« versteht Safranski als einen »Exzess der Freiheit«, sozusagen als Negativ der Kantischen Obsession der Überwindung der Natur in Richtung einer »Pflicht zum Guten« (a. a. O.).

Nach dem äußeren Anschein ist Kant eine Lichtgestalt, de Sade ein dunkler Schatten. Aber beide scheinen zusammen so etwas wie eine Bruchstelle im Menschen der bürgerlichen Kultur – oder von Kultur überhaupt? – zu signifizieren, der eine nicht ohne den anderen verständlich zu sein. Der leibliche Narzissmus de Sades komplementiert den moralischen (und intellektuellen) Narzissmus Kants. Mit de Sade steht der Leib wieder auf, den der bürgerliche Rationalismus »zum seelenlosen Körperding« (Böhme und Böhme 1983, S. 59f.) hat werden lassen. Es ist die Rückkehr des Verdrängten, in deformierter Form allerdings.

Das Dilemma der beiden von mir idealtypisch herangezogenen Protagonisten Kant und de Sade, die jeweils einseitige Okkupation von Rationalität, einmal im Dienst des Allgemeinen, einmal in dem des körperlich-Triebhaften beruht mit Scheler gesprochen, auf

der falschen Prämisse des rationalistischen Menschenbildes. Dieses suggeriere eine »verkehrte Alternative« von »pure[r] Logonomie, ja Tendenz zu einer vollständigen Entpersonalisierung, oder ethische[m] Auslebeindividualismus ohne jede innere Grenze seines Rechts« (Scheler 2000, S. 372).

Ich meine jedoch, dass es sich hier nicht um eine Prämisse handelt, sondern um eine Notlösung, Signifikant eines kulturellen Problems – oder, wie Freuds zögernde Konzession an Otto Gross und Wilhelm Reich nahelegt, eine kulturelle Neurose<sup>66</sup>.

Otto Gross hatte für den kulturellen Konflikt eine sehr prägnante Formel gefunden; er sprach von einem »Konflikt des Eigenen und des Fremden« als notwendigem Konflikt zwischen dem Individuum und der Allgemeinheit:

Der naturnotwendige Konflikt zwischen dem Individuum und der Allgemeinheit verwandelt sich unter dem Druck des sozialen Zusammenlebens naturnotwendig in einen Konflikt im Individuum selbst, weil sich das Individuum sich selbst gegenüber als den Vertreter der Allgemeinheit zu fühlen beginnt. Erst dieser innere Konflikt ist es, der eigentlich pathogen zu wirken vermag (Gross 2009b, S. 232).

Psychopathologie versteht Gross, der zunächst als Psychiater tätig war, demnach als Äußerung erworbener innerer Konflikte im Sinne eines »Aufeinandertreffens von unvereinbaren Impulsen« (Gross 2009a, S. 357). Solche inneren Aporien hat auch die zeitgenössische Literatur aufgegriffen, wie etwa Robert Lewis Stevensons *Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde* oder Oskar Wildes *Das Bildnis des Dorian Gray*.

Erdheim schreibt über die Literatur des 19. Jahrhunderts: »Ein durchgehendes Motiv der Novellen und Romane ist die Verunsicherung des bürgerlichen Lebens durch die unbewussten Wünsche, die nicht mehr abgewehrt werden können« (Erdheim 1988, S. 44).

Der Narzissmus erscheint von daher als Fluchtpunkt gegenüber den Aporien von Triebkonflikten, aber Green sieht ihn im Anschluss an Freud als Agenten des Todes, als Streben zu einem Nirvana, wo alle Konflikte aufgehoben sind.

Was Kant und de Sade exerzieren, erscheint von daher derivativ gegenüber einem pathologischen Narzissmus, wie Green ihn beschreibt:

Die pathologische Struktur des Narzissmus [...] wird [...] durch eine Ökonomie charakterisiert, die das Ich infolge eines Sieges des Todestriebs in doppelter Hinsicht schwer belastet; ein Sieg, der dem Nirvana-Prinzip (dem einer Spannungsermäßigung bis auf die Null-Linie) eine relative Vorherrschaft

---

<sup>66</sup> »Wenn die Kulturentwicklung so weitgehende Ähnlichkeit mit der des Einzelnen hat und mit denselben Mitteln arbeitet, soll man nicht zur Diagnose berechtigt sein, dass manche Kulturen – oder Kulturepochen – möglicherweise die ganze Menschheit – unter dem Einfluss der Kulturstrebungen »neurotisch« geworden sind?« Freud 2000a, S. 269

über das Lustprinzip einräumt und der ein Sieg des Triebverzichts über die Befriedigungen der Illusion ist (Green 1998a, S. 420).

Der Narzissmus – die Selbstbezogenheit – zielt auf die Auslöschung der Differenz, der »Spur des Anderen im Begehren des Einen« – und dies ist der »primäre[.] Unterschied[.]«. Die damit einhergehende dem Nirvanaprinzip entsprechende »Spannungsminderung auf das Null-Niveau« ist bei Green signifikant im Hinblick auf den von Freud postulierten primären Narzissmus. Ihr Ziel sei »entweder der Tod oder die Unsterblichkeit – was auf dasselbe hinausläuft« (Green 1998a, S. 438).

Green greift Freuds Postulat antagonistischer Triebe, eines Lebens- und eines Todestriebs, unter dem Aspekt von Bindung und Entbindung – Attraktion und Repulsion – auf. Das Objekt (der andere) offenbart die Triebe, während die Lebenstrieb das Objekt als solches konstituieren. Demgegenüber strebe

[d]er Todestrieb [...] nach der möglichst weitgehenden Erfüllung einer *Desobjektalisierungsfunktion* durch Entbindung. Diese Kennzeichnung erhellt, dass nicht nur die Objektbeziehung angegriffen wird, sondern auch sämtliche ihrer Substitute – etwa das Ich oder *sogar die Besetzung, sofern sie selbst dem Objektalisierungsprozess unterworfen waren* (Green 2001, S. 873–874).

Green unterscheidet dabei moralischen, intellektuellen und körperlichen Narzissmus als »Varianten der Besetzung«, die in wechselseitiger Beziehung zueinander stünden. Den moralischen und den intellektuellen Narzissmus verbinde »jene Form der Selbstgenügsamkeit und der einsamen Valorisierung, die durch intellektuelle Beherrschung oder Verführung Ersatz bieten will für das Essentielle menschlichen Begehrens«. Ein solches Amalgam fungiere gewissermaßen als »Pseudosublimierung«. Der moralische Narzissmus basiere auf einer »Hypertrophie desexualisierter Besetzungen« prägenitaler Provenienz.

Green verweist auf das Beispiel bestimmter sich gelehrsam gebender religiöser Orden und deren Praxis, »moralisch-philosophisch getöntes intellektuelles Forschen« für das »Ziel, Begründungen für eine gegen ein Triebleben gerichtete Ethik« zu instrumentalisieren. Das Triebleben solle dabei »nicht etwa aufgegeben oder unterdrückt, sondern um jeden Preis *ausgelöscht* werden«. Dieses »uneingestandene Ziel der Arbeit« lasse aus der triebbezogenen Leibesscham »ein Gefühl der Scheinheiligkeit« erwachsen. Wegen der Verschiebung des leiblichen Interesses auf die intellektuelle Tätigkeit erbe diese die entsprechende Scham (die dann als Schuld figuriert). Das verfolgende Über-Ich errate nämlich »hinter der intellektuellen Beweisführung das Verlangen nach Absolution für die verbliebenen Reste des Trieblebens [...], die nicht aufhören, das Ich umzutreiben«, während damit zugleich die entsprechende »Größenphantasie bestraft [werde], die auf

rationaler und intellektueller Ebene die moralische Überlegenheit des Subjekts begründen soll« (Green 1998a, S. 429f.).

Diese Scheinheiligkeit des Moralismus/Rationalismus scheint konfiguratив mit dem Ressentiment verknüpft, das auf dessen Zerstörung abzielt und wofür de Sades Rage gegen Moral und Vernunft, für die Kant steht, ein Beispiel abgibt.

Noch weiter zurück geht allerdings Béla Grunberger, der die biblische Geschichte von Kain und Abel neu interpretiert. Grunberger, der ein sehr interessantes Narzissmuskonzept entwickelt hat, liest diese Geschichte jenseits der Personalität als »Konflikt zwischen Narzissmus und Aggression« in Reinkultur:

Abel (auf Hebräisch *hevel* = Nichtigkeit, Nichts, Zwecklosigkeit) brachte Gott sein Opfer dar, zur gleichen Zeit wie Kain: »der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer« (1. Mose 4.4). Abel besetzte dieses Opfer mit seinem Narzissmus und projizierte ihn auf den Himmel, da er dachte, dass Gott ihm gnädig war; Kain verhehlte nicht seinen Zorn über diese seiner Meinung nach übertriebene Selbsteinschätzung, und so wurde er zum ersten Mörder der Geschichte (Grunberger 1988, S. 73).

Gerade Kain, der Mörder, zeigt sich aber als Agent des Realitätsprinzips, als »der erste Städtebauer, Vorfahre der Musiker und Handwerker, ebenso als Metallarbeiter [...]«. Gott rügt und bestraft ihn zwar, aber er stattet ihn auch mit einem Mal des Schutzes aus, »dass ihn niemand erschläge« mit der Drohung siebenfältiger Rache (a. a. O.). In Grunbergers Lesart wird Kain zum Symbol für den Lebenstrieb und das Konflikthafte, das er impliziert. Die Inszenierung inauguriert die väterliche Macht und die des Über-Ichs und diene der »ödipalen Strukturierung des Konflikts innerhalb der Bruderschaft« (a. a. O.). Der pathologische Narzissmus steht nach Green demgegenüber für die »Verweigerung gegenüber den objektalen Trieben [...], verbunden mit einer Zurückweisung des Realen. Weigerung, die Welt so zu sehen, wie sie ist, d. h. als ein geschlossenes Feld, auf dem die menschlichen Begierden sich eine Schlacht liefern, die kein Ende hat« (Green 1998a, S. 428).

Das Christentum sieht Grunberger in der Nachfolge Abels, also des Narzissmus; die christliche Betonung der »Einfalt des Geistes« (das ja und nein) führt er auf den regressiven, traumatogenen Narzissmus Jesu Christi zurück, insofern ein komplexerer Geist die Akzeptanz der Getrenntheit, der »Ödipalität« erfordert, solange er sich nicht in ein statisches System einschließt (Grunberger et al. 2000, S. 142ff.) (wozu Kant offenbar tendierte).

Aus dieser Perspektive kann es nicht verwundern, wenn Nietzsche das Christentum unter dem Aspekt des Ressentiments abhandelte, in ihm einen »Sklavenaufstand der Moral« sah. Der »Sklaven-Moral« sei »die eigentliche Reaktion, die der That, versagt«; sie

sage »von vornherein Nein zu einem ›Ausserhalb‹, zu einem ›Anders‹, zu einem ›Nicht selbst‹; dies sei ihre »schöpferische That«. Um zu sich selbst zu kommen, bedürfe sie »immer zuerst einer Gegen- und Aussenwelt«; die »äussere[n] Reize« seien ihr nötig, »um überhaupt zu agieren«. So sei »ihre Aktion [...] von Grund aus Reaktion« (Nietzsche 1999g, S. 270f.). Der Trieb kommt also nur als Negativ ins Spiel und man braucht den Bösen, um sich selbst als tugendhaft zu erleben:

Man lese die Evangelien als Bücher der Verführung mit *Moral*: die Moral wird von diesen kleinen Leuten mit Beschlag belegt, -- sie wissen, was es auf sich hat mit der Moral! -- Die Menschheit wird am besten *genasführt* mit der Moral! -- Die Realität ist, dass hier der bewussteste *Auserwählten-Dünkel* die Bescheidenheit spielt: man hat sich, die »Gemeinde«, die »Guten und Gerechten« ein für allemal auf die Eine Seite gestellt, auf die »der Wahrheit« -- und den Rest, »die Welt«, auf die andre... Das war die verhängnisvollste Art Grössenwahn, die bisher auf Erden dagewesen ist (Nietzsche 1999b, S. 219).

Dementsprechend ist Green zuzustimmen, demzufolge die Verweigerung der (triebhaften) Objektbesetzung, die dem moralischen Narzissmus implizit sei, auf eine psychose-nahe Megalomanie hinauslaufe (Green, a. a. O.). Genau das aber, das Ressentiment bzw. die »Reaktivität«, wird auch bei Amokläufern regelmäßig beobachtet, ohne aber den kulturellen Konnex zu beachten, vgl. etwa Langman (Langman 2009, S. 235 ff.).

Mir geht es hier nicht um eine Diffamierung des Christentums, sondern um den Nachweis, dass die bei den Amokläufern beobachteten Auffälligkeiten keine idiosynkratischen Besonderheiten darstellen, sondern dass diese eher so etwas wie einen Schauplatz grundlegender menschlicher Konflikte inszenieren und diese Inszenierungen wiederum mit unserer gegenwärtigen Kultur und ihrer Tradition korrespondieren.

Es scheint so, dass die Flucht vor der Welt und ihren Konflikten, die freilich ihre Wurzeln hat, nur auf einen noch tieferen Konflikt stoßen lässt.

In diesem Zusammenhang und mit Bezug auf die Psychoanalyse lässt sich konstatieren, dass sowohl die Flucht in den Moralismus als auch die Flucht in den »Auslebeindividualismus« – handele es sich nun um sexuelle Perversion wie bei de Sade oder um geld- und besitzgierige Hordenrivalität, wie von Sloterdijk affirmiert und den Empiristen naturalisiert – eine Flucht vor der Differenz, den »facts of life« darstellt: der Trennung vom anderen, der Mutter insbesondere, der generativen und Geschlechtertrennung und dem Tod. Das lässt in der Tat die Geschichte aufhören, aber nicht so, wie von Sloterdijk gedacht.

## 6.4 Harmonie!

In seiner Untersuchung über Schoolshootings zitiert Peter Langman den Vater eines Opfers des Littleton-Massakers mit den Worten: »Diese Eltern [die Eltern der Täter] haben ihren Kindern den Hass anezogen« (Langman 2009, S. 98). Langman wendet im Hinblick auf einen der beiden Täter, Dylan Klebold, ein, es gäbe eine »Fülle von gegenteiligen Aussagen [denen zufolge] die Klebolds als ein stabiles, liebevolles Ehepaar« gelten müssten (a. a. O.). Es geht hier aber nicht um Rationalität. Die Eltern wollen einen Schuldigen: »Jemand muss schuld daran sein [...]« (Nietzsche 1999d, S. 132), aber die Täter gibt es schlicht nicht mehr, sie haben sich selbst getötet –»sich selbst gerichtet«, sagt man gerne, aber das ist falsch.

Gott hat Kain nicht getötet, und das aus gutem Grund: »Das Ressentiment gleicht einer Lawine, die durch die Weltgeschichte rollt und rollt und immer mehr mit in den Abgrund reißt« (Wurmser 2008, S. 974). Denn Rache, ob offen oder verdeckt, ist wie ein Schneeballsystem, auch wenn sie auf den jüngsten Tag verschoben und der Allmacht überantwortet wird.

Denn das Ressentiment ist durch Ohnmacht bestimmt (Scheler 1955a, S. 39), aber daneben betont Wurmser das dem Ressentiment zugrundeliegende Gerechtigkeitsgefühl: »Das Ressentiment beinhaltet immer auch die Überzeugung, dass einem Unrecht geschehen ist. Dieses verletzte Rechtsgefühl kann aber doch nur dann auftreten, wenn der Wert der Gerechtigkeit, in welcher Form auch immer, angenommen worden ist« (Wurmser 1993b, S. 14).

Unsere rationalistische Prägung lässt uns das Verlangen von Opfer-Eltern nach Rache bzw. Vergeltung fraglos hinnehmen, aber das könnte voreilig sein. Der Amoklauf erscheint oft wie ein Einbruch in ein Idyll, aber ist das eine realistische Wahrnehmung? Mit Grunberger (1988) lässt sich vielmehr postulieren, dass das Idyll immer schon mit der Destruktivität verknüpft war.

Der Amokläufer Dylan Klebold glaubte immerhin, nach seiner Rache an der Gesellschaft endlich frei zu sein, um »in einem zeitlosen Raum reinen Glücks existieren« zu können (Langman 2009, S. 121). Er stamme, so Langman, »aus einer intakten Familie [und habe] zu Hause weder Gewalt noch Missbrauch erfahren«. Er werde jedoch als »scheuer, unsicherer Junge« beschrieben, aber auch als »der netteste, süßeste Junge, den man sich vorstellen kann«, aufgewachsen in einem Haushalt von Waffengegnern. Ein Mitschüler habe gesagt: »Dylan war die am wenigsten gewalttätige Person, die ich je gekannt ha-

be«. Langman fragt also: »Wie kann ein schüchterner, nicht gewalttätiger Junge zum kaltblütigen Massenmörder werden« (a. a. O., S. 98 f.).

Sind das Gute und das Böse dichotom, wie die Manichäer glauben? Der Satz des Opferaters lässt an eine »triviale Maschine« denken, die durch vorhersagbare Input-Output-Sequenzen bestimmt ist. Das entspricht auch der populären Theorie des Modelllernens. (Schulz et al. 2011), die Kafka so schön vorweg genommen hat.

Modellhaft war es auch – zumindest äußerlich – in der Eislinger Familie des A. zugegangen – in der Familie, die er ermordet hat. Hier ist es jedoch das familiäre Idyll, das sich der Sohn imaginiert hatte, welches zunächst zerstört worden war.

Anlässlich seines achtzehnten Geburtstags war A. ein von seinem Vater nämlich ein Bordellbesuch angetragen worden, und dies war auch nach der Tat sogleich dem Moralunternehmertum aufgestoßen. Damit hatte der Vater seinen Sohn, der der »prince« seiner Mutter war, offenbar erschreckt:

Nach dem Juwelier fuhr man ins Bordell. In dem Etablissement schien der Vater kein Unbekannter zu sein. Dem entgeisterten Jungen erklärte er, Ehefrauen seien höchstens Kameraden. Für das »andere« bezahle man besser. Andreas lehnte ab, nicht nur, weil er schon Freundinnen gehabt hatte. Das Angebot, auf Vaters Kosten ins Rotlichtmilieu eingeführt zu werden, widerte den Jungen an. Schweigend fuhren die beiden heim (Friedrichsen 2009a, S. 42).

Diese Spaltung zwischen Beziehung und Sex dürfte indessen für die bürgerliche Kultur eher den Normalfall darstellen. Für den Vater war die Ehefrau »nur« eine Kameradin, während die Ehe ihm offenbar keine Möglichkeit bot, sein sexuelles Verlangen adäquat zu befriedigen. Sicherlich stehen dafür Erklärungsmuster bereit wie jenes, das auf den Tribut einer langjährigen Eheroutine hinweist, aber damit kratzt man wohl nur etwas an der Oberfläche.

Wesentlich scheint mir folgendes zu sein: Andreas habe, so die Journalistin Friedrichsen, »geglaubt, die Eltern seien glücklich verheiratet« und »tiefe Zuneigung zwischen ihnen« vorausgesetzt. Dass »der Vater dann in derart abfälligem Ton über seine Frau sprechen« konnte, musste den Jungen wohl tief verwirren (Friedrichsen 2009a, S. 42). Man muss hier nicht die bürgerliche Doppelmoral bemühen; das Entscheidende scheint mir zu sein, dass der Einbruch des Triebhaften, das mit dem Bordell verknüpft ist, das offenbar fragile Selbst des A. zutiefst erschüttert, ja traumatisiert hat.

Das ist aber nur zu verstehen unter der Voraussetzung der idyllischen Illusionen, die darauf verweisen, dass in dieser Familie, wie wohl in vielen anderen, Menschen nebeneinander her gelebt haben, die sich nicht kannten. Das ist die Basis des familiären Idylls, denn Kennen impliziert Trieb und Konflikt. Darauf verweist im Übrigen auch der Um-

stand, dass im Altjüdischen für Erkennen und erotische Liebe dasselbe Wort Verwendung findet. Die Unfähigkeit, zu einer realistischen Darstellung von Bezugspersonen verweist aus psychoanalytischer Sicht auf ein niedriges Strukturniveau der Abwehr (Spaltung, projektive Identifizierung), denn Struktur und Beurteilung impliziert ja notwendig die Akzeptanz psychischer Separation.

Volker Elis Pilgrim macht entsprechend ein inzestuöses Familienklima für mörderische Erziehungsresultate verantwortlich (Pilgrim 1988), aber ich würde eher von narzisstischen Familien sprechen, die auf zur Schau gestellte Normalität hin ausgerichtet sind. In ihnen verbleiben die Kinder in dem (impliziten) Glauben, dass sie durch bloße Anpassung an das Familiensystem und dessen Nachfolger ihr Leben bewältigen könnten:

In ernsten, unvorhersehbaren Situationen, die die Menschen nicht von ihren Eltern beigebracht bekommen haben, entstehen Katastrophen, wenn der Handelnde mit seinem Verstand bei seinen Eltern geblieben ist. Vor allem konnte er nicht dem Gebot des Maßhaltens entsprechen (a. a. O., S. 95).

In dem Genesis-Song *Many too Many* heißt es daher – an die Mutter gerichtet – sehr ergreifend:

You said good-bye on a corner  
That I thought led to the straight.  
You set me on a firmly laid and simple course  
*Then removed the road* (Hervorhebung von mir).

Der von der Mutter unterstützte untransformierte Narzissmus macht die Begegnung mit der Welt als solche zum Trauma. Es geht nicht um das Reizwort Bordell, sondern darum, dass der prävalierende primäre Narzissmus als spannungslose Anpassung die Voraussetzung dafür schafft, dass alles und jedes äußere Geschehen traumatisierend wirken kann, soweit es triebhafte Aktivität anspricht. Auch eine Paarbeziehung kann rein narzisstischer Art sein (folie à deux).

## 7 Der traumatische Einbruch des Triebhaften

Doch je mehr das Wirkliche als das Beherrschbare gesichert war, desto bedrohlicher wurde, was sich der Beherrschung entzog.

*Hartmut und Gernot Böhme*

### 7.1 Sexuelles Trauma und unterschwellige Aggression

In diesem Zusammenhang ist nun das sexuelle Trauma anzusprechen, das die Psychoanalyse geprägt hat und sie zwischen exo- und endogenen Aspekten hat schwanken lassen. Gerade die Sexualität ist bei den Amokläufern, soweit es darüber Offenbarungen gibt, der neuralgische Punkt, den die empiristische Amokforschung entweder gar nicht oder nur als eine »Faktor« anspricht. Auf diesbezügliche Selbstaussagen von Amokläufern bin ich in der Einleitung eingegangen. Auch Langman erwähnt einige »traumatisierte« Amokläufer, aber er bezieht sich dabei auf späte Ereignisse der Adoleszenz, die allenfalls als »Reminiszenzen« (Freud) gewirkt haben könnten.

Freud war zunächst in seiner Praxis gehäuft auf Patientinnen gestoßen, die scheinbar von ihren Vätern sexuell verführt worden waren und hatte von daher die sogenannte Verführungstheorie entwickelt, die die Ätiologie von Neurosen erklären sollten.

Davon rückte er jedoch im Jahre 1897 ab, denn die die Basis für deren verschiedene Formulierungen bildende sexuelle Verführung der Patientin durch den Vater begegnete ihm gar zu häufig in seiner Praxis, um eine realistische Annahme darzustellen<sup>67</sup>. Freud wurde dabei zunehmend die Rolle der Phantasie bewusst (im Unbewussten gibt es kein »Realitätszeichen«), während die Realverführung so zunächst in den Hintergrund trat.

Sándor Ferenczi machte jedoch geltend: »Die nicht genügend tiefe Erforschung des exogenen Momentes führt die Gefahr mit sich, dass man vorzeitig zu Erklärungen mittels Disposition und Konstitution greift« (Ferenczi 1967, S. 256).

Er berichtet in seinem bekannten, als Vortrag konzipierten Text über die *Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind*, ursprünglich betitelt »Die Leidenschaften der Erwachsenen und deren Einfluss auf Charakter- und Sexualentwicklung der Kinder«

---

<sup>67</sup> Die sogenannte Aufgabe der Verführungstheorie von 1897 ist Laplanche zufolge gar der »folgenreichste Irrweg« in Freuds theoretischer Entwicklung Laplanche 1996, S. 203 f.. Solms dagegen sprach von einem »groben Missverständnis [Freuds] durch die Teilnehmer an den nahezu hysterisch geführten Debatten über die sogenannten falschen Erinnerungen« Solms 2006, S. 836.

über Auffälligkeiten, die auf die heutigen Borderline-Fälle verweisen und von denen Green sagt, dass »[i]n all diesen Fällen »das Verlangen nach Rache oder Aggression« dominiere. Er geht deshalb davon aus, dass hier »die Destruktivität im Zentrum der Problematik steht« (Green 2000a, S. 1200).

Ferenczis Überlegungen nahmen ihren Ausgang von ausbleibenden Therapieerfolgen bzw. wiederholten und unintegriert bleibenden Regressionszuständen seiner Patienten die mit massiver Angstentwicklung verbunden waren. Vereinzelte Äußerungen von Kritik gegenüber dem Therapeuten bzw. Wut- und Hassausbrüche waren kontrastiert durch überwiegend starke Anpassung an dessen Deutungen mit »fast hilfloser Gefügigkeit und Willigkeit« (a. a. O., S. 257). Aber auch hier blieb ein aggressiver Unterton für den geübten Behandler erkennbar.

Ferenczi gewann die »Überzeugung, dass die Patienten ein überaus verfeinertes Gefühl für die Wünsche, Tendenzen, Launen, Sym- und Antipathien des Analytikers haben, mag dieses Gefühl dem Analytiker selbst ganz unbewusst sein« (a. a. O.).

Er postulierte, dass die »Hypokrisie des Behandlers«, die Heuchelei und subkutane Kälte, die sich hinter einer professionellen Haltung verberge, für den mangelnden Therapiefortschritt verantwortlich sei. Sie wirke nämlich wie eine Art Aktualisierung eines früheren Traumas, das deshalb nicht integriert werden könne.

Anders sei dies jedoch, wenn der Analytiker authentisch sei, sich selbst (seine Schwächen, Feinseligkeit gegen den Patienten) thematisieren könne (a. a. O., S 258). Sonst seien diese Patienten außerstande, Kritik am Therapeuten zu äußern, »ja sie verfallen oft in extreme Unterwürfigkeit, offenbar infolge der Unfähigkeit oder der Angst, durch ihre Kritik Missfallen in uns zu erregen« (a. a. O.).

Aus solchen Beobachtungen folgert Ferenczi die Persistenz früher Traumata in Gestalt sexueller Gewalt und entwickelt in diesem Zusammenhang sein Konzept einer »Introjektion des Aggressors«:

Die Kinder fühlen sich körperlich und moralisch hilflos, ihre Persönlichkeit ist noch zu wenig konsolidiert, um auch nur in Gedanken protestieren zu können, die überwältigende Kraft und Autorität des Erwachsenen macht sie stumm, ja beraubt sie oft der Sinne. Doch dieselbe Angst, wenn sie einen Höhepunkt erreicht, zwingt sie automatisch, sich dem Willen des Angreifers unterzuordnen, jede seiner Wunschregungen zu erraten und zu befolgen, sich selbst ganz vergessend, sich mit dem Angreifer vollauf zu identifizieren. Durch die Identifizierung, sagen wir Introjektion des Angreifers, verschwindet dieser als äußere Realität und wird intrapsychisch, statt extra; das Intrapsychische aber unterliegt in einem traumhaften Zustande, wie die traumatische Trance einer ist, dem Primärvorgang<sup>68</sup>, d. h. es kann, entsprechend dem Lustprinzip, gemodelt, positiv- und negativ-halluzinatorisch verwandelt werden. Jedenfalls hört der Angriff als starre äußere Realität zu existieren auf, und in der traumati-

---

<sup>68</sup> Ich werde auf diesen Aspekt weiter unten eingehen.

schen Trance gelingt es dem Kinde, die frühere Zärtlichkeitssituation aufrechtzuerhalten (a. a. O., S. 261).

Als bedeutendste Wandlung der dargestellten »Identifikation« bezeichnet Ferenczi nun die »*Introjektion des Schuldgefühls des Erwachsenen*«. Das missbrauchte Kind fühle sich nach einer solche Attacke »ungeheuer konfus, eigentlich schon gespalten, schuldlos und schuldig zugleich, ja mit gebrochenem Vertrauen zur Aussage der eigenen Sinne«. Das barsche Benehmen des durch sein Gewissen belasteten erwachsenen Partners vergrößere noch die Scham- und Schuldgefühle, während dieser so tue, als ob nichts gewesen sei. Der Verführer würde nun nicht selten »übermoralisch oder religiös« und trachte, »auch das Seelenheil des Kind mittels solcher Strenge zu retten« (a. a. O.).

Nachdem es auch bei anderen Bezugspersonen kein Gehör gefunden habe, so Ferenczi weiter, werde das missbrauchte Kind »zu einem mechanisch-gehorsamen Wesen oder es wird trotzig, kann aber über die Ursache des Trotzes auch sich selber keine Rechenschaft mehr geben« (a. a. O., S. 262)<sup>69</sup>.

Das wissenschaftlich Bedeutsame sei dabei »die Vermutung, dass *die noch zu schwach entwickelte Persönlichkeit auf plötzliche Unlust anstatt mit Abwehr, mit ängstlicher Identifizierung und Introjektion des Bedrohenden oder Angreifenden antwortet*«.

Eine aggressive Reaktion sei deshalb nicht möglich, weil der Persönlichkeitskern einer Entwicklungsstufe entspreche, die eine alloplastischen Reaktionsweise noch nicht gestatte und »man *autoplastisch*, gleichsam mit einer Art Mimikry« reagiere. Der entsprechenden Persönlichkeitsform fehle nämlich ein Ich, das sich auch in der Unlust behaupten kann.

Ferenczi verweist im genannten Zusammenhang auf ein nicht ausreichend entwickeltes Kind, dem die mangelnde Unterstützung und zärtliche Fürsorge durch eine mütterliche Bezugsperson unerträglich sei. Ein Zuviel oder eine unerwünschte Form solcher Zuwendung könne aber ebenso pathogene Folgen haben wie ein Zuwenig bzw. die Versagung der Zuwendung.

Ferenczi spricht hier von der »vorzeitige(n) Aufpfropfung leidenschaftlicher und mit Schuldgefühlen gespickter Arten des Liebens auf ein noch unreifes, schuldloses Wesen« als einer »Sprachverwirrung« (a. a. O.).

---

<sup>69</sup> Der psychiatrische Naturalismus spricht dann konkretistisch von einer »oppositionellen Trotz-Störung«, was als solches einem Missbrauch gleichkommt.

Jedoch stehe »hinter Unterwürfigkeit, ja Anbetung, sowie hinter der Übertragungsliebe unserer Kinder, Patienten und Schüler der sehnliche Wunsch, die sie beengende Liebe loszuwerden« (a. a. O., S. 263). Fixierend wirkten im Übrigen »nicht nur forcierte Liebe, sondern auch unerträgliche Strafmaßnahmen«.

Die Erfahrung der analytischen Trance lehre nun, »dass es keinen Schock, keinen Schreck gibt ohne Andeutungen einer Persönlichkeitsspaltung«, wobei »ein Teil der Person in die vortraumatische Seligkeit« regrediere »und das Trauma ungeschehen zu machen« suche (a. a. O.). Ein Teil der Person passt sich dann an die äußere Realität an, während der andere in einen spannungslosen narzisstischen Zustand regrediert, ähnlich wie dies Freud (2000g) in seiner Arbeit über den Fetischismus gezeigt hat. Das Trauma, um das es dort geht, ist die befürchtete Kastration, die Entdeckung der Penislosigkeit der Mutter evoziert. Der Fetisch dient als mütterlicher Phallus<sup>70</sup>. Über den Fetisch verleugnet das Kind also den Geschlechtsunterschied.

In der Schrift *Die Ichspaltung im Abwehrvorgang* (Freud 2000e, S. 391 f.) führt Freud diesen Gedanken fort, wo es allerdings um die Befriedigung eines »mächtigen Triebanspruchs« geht, dessen Durchsetzung mit Kastration bedroht ist, während das Kind »auf Kosten eines Einrisses im Ich, der nie wieder verheilen, aber sich mit der Zeit vergrößern wird«, einen Kompromiss herzustellen sucht. All das kann aber auch Resultat einer frühen Verführung sein; wenn das Ich seine Befriedigung von der Außenwelt abschneidet, dann dürfte sie zwangsläufig auf den primären Narzissmus regredieren.

## 7.2 Trauma und Amok

Ich komme auf Ferenczi zurück, dessen Beobachtungen sehr evokativ und durch tiefe Empathie für das Leiden seiner Patienten geprägt sind. Sein Vortrag fällt auch in eine Zeit, in der das Dogma der angeborenen Phantasie sicherlich viele Analytiker blind für reale Traumatisierungen gemacht hat.

Prinzipiell lässt sich also sagen, dass sexueller Missbrauch in der Tat die Unauffälligkeit zu produzieren vermag, die beim typischen Amokläufer imponiert, aber es sind nur we-

---

<sup>70</sup> »[...] der Fetisch ist der Ersatz für den Phallus des Weibes (der Mutter), an den das Knäblein geglaubt hat und auf den es – wir wissen warum – nicht verzichten will. Der Hergang ist also der, dass der Knabe sich geweigert hat, die Tatsache seiner Wahrnehmung, dass das Weib keinen Penis besitzt, zur Kenntnis zu nehmen. Nein, das kann nicht wahr sein, denn wenn das Weib kastriert ist, ist sein eigener Penisbesitz bedroht, und dagegen sträubt sich das Stück Narzissmus, mit dem die Natur vorsorglich gerade dieses Organ ausgestattet hat. Eine ähnliche Panik wird vielleicht der Erwachsene später erleben, wenn der Schrei ausgegeben wird, Thron und Altar sind in Gefahr, und sie wird zu ähnlich unlogischen Konsequenzen führen. [...] der Knabe »skotomisiert« die Wahrnehmung des Penismangels beim Weibe« Freud 2000g, S. 383 f..

nige Fälle, bei denen tatsächlich ein sexueller Missbrauch im konventionellen Verständnis nachweisbar ist. Bei Langman sind es Fälle, die von den typischen bürgerlichen Unterschichtsklischees geprägt sind – Schmutz, Gewalt, Drogensucht, Diebstahl, Missbrauch, Scheidung (Langman 2009, S. 178 ff.).

Einer der Jungen, Mitchell Johnson, sei mit 8 Jahren mehrfach von einem älteren Jungen vergewaltigt worden. Später habe er sexuelle Probleme gehabt: »Der Beginn der Adoleszenz weckte seine Erinnerungen an den sexuellen Missbrauch. Er war nicht in der Lage, seinen sexuellen Drang zu kontrollieren« (a. a. O., S. 182). Es ist von einem sexuellen Vergehen an einem zweijährigen Mädchen die Rede, das Langman als Umkehrung der Täter-Opfer-Rolle interpretiert.

Wiederum stand Mitchell »auf der Ehrenliste der besten Schüler, er sang gerne und zeigte im Unterricht ein vorbildliches Verhalten. Er galt als wohlerzogener Junge«, habe sich durch Kirchengang und diverse soziale Aktivitäten wie Chorgesang und Mannschaftssport ausgezeichnet; im Brief eines Lehrers an seine Eltern wird er als »ehrlich und zuvorkommend« bezeichnet: »Ich möchte, dass Sie und er wissen, wie sehr ich ihn schätze« (a. a. O., S. 181 ff.).

Langman berichtet von zwei Obsessionen, Mädchen und Gangzugehörigkeit; bezüglich letzterer habe Mitchell nach Angaben seines Cousins alles bis hin zu Mord tun wollen. Dies sei, so Langman, beunruhigend, die Obsession für Mädchen jedoch normal. Allerdings habe Mitchell, der als attraktiv gegolten habe, als Dreizehnjähriger die Mädchen, mit denen er sich traf, heiraten wollen, was Langman als »merkwürdig« bezeichnet.

### **7.3 Symbiose und Entwicklung**

Aus meiner Perspektive haben beide Obsessionen allerdings etwas Gemeinsames, dass dem Beobachter entgeht, der auf der Ebene kultureller Konventionen verbleibt. Dieses Gemeinsame kommt erst in den Blick, wenn man die strukturalistische Perspektive der Psychoanalyse einnimmt und insbesondere das Postulat, dass der Mensch nicht einfach als das Atom, als das er beobachtbar ist, gegeben ist, sondern sich psychisch aus seiner primären Matrix herauschälen muss.

Bei Scheler heißt es: »Zunächst lebt der Mensch mehr in den *anderen* als in sich selbst; mehr in der Gemeinschaft als in seinem Individuum«. Das Kind lebe zunächst, abgesehen von den Körperbedürfnissen, gänzlich in der vorgefundenen sozialen Welt, sei in den »familiären Geist« eingeschmolzen, so dass sich ihm »sein Eigenleben zunächst fast

vollständig« verberge. Von dieser Umwelt könne er sich nur im Rahmen von »soziologisch bedingten Schemata« abheben – also etwa in der Rolle als Kind innerhalb der Kleinfamilie: »Erst sehr langsam erhebt es – gleichsam – sein eigenes geistiges Haupt aus diesem über es hinwegbrausenden Strome und findet sich als ein Wesen vor, das auch zuweilen eigene Gefühle, Ideen und Strebungen hat.« Dazu müsse es die soziale Erlebensmatrix transzendieren, indem es Abstand von seinen Erlebnissen gewinnt um sie so objektivieren, sie wie gegenständliche Objekte von außen betrachten zu können (Scheler 1973, S. 241).

Der Entwicklungstheorie Margaret Mahlers zufolge entwickelt sich das Kind nach der Geburt von einer autistischen (relativ reizindifferenten) über eine symbiotische (durch enge Bindung an die Mutter geprägte) hin zur Phase der Loslösung/Individuation, die sich wiederum in eine Subphase der übenden Aneignung der Welt und eine der »Wiedervereinigung« mit der Mutter differenziert (Mahler 1975).

Danach ist es »[d]ie fehlende biologische Vorbereitung des menschlichen Säuglings auf ein eigenständiges Dasein [...] die Quelle jener artspezifischen, verlängerten, absoluten Abhängigkeit von der Mutter [...], die von Benedek [...] und mir als »Mutter-Kind-Symbiose« bezeichnet worden ist. Ich glaube, dass sich aus diesem symbiotischen Zustand der Mutter-Kind-Zweieinheit jene Erfahrungsvorläufer des beginnenden individuellen Daseins herleiten, die zusammen mit angeborenen konstitutionellen Faktoren die einzigartige somatische und psychische Struktur jedes menschlichen Individuums bestimmen« (a. a. O., S. 612).

Im Entwicklungsschema Margaret Mahlers dient die symbiotische Bindung an die Mutter der Spannungsregulierung des Säuglings, die notwendig geworden ist, nachdem ca. 3 bis 4 Wochen nach der Geburt »ein deutlicher Anstieg der allgemeinen Empfindlichkeit gegenüber äußeren Reizen zu verzeichnen ist«. Sie bezieht dabei sich auf John Benjamin, der konstatiert: »Ohne das Eingreifen einer Mutterfigur, die Spannung reduzieren hilft [...], pflügt das Kind von Reizen überwältigt zu werden, was sich in vermehrtem Schreien und anderen motorischen Manifestationen undifferenzierter negativer Affekte äußert«. Die frühe passive Reizschranke<sup>71</sup> (ein Begriff, der auf Freud zurückgeht) werde dadurch zu einer aktiven, positiv besetzten Membran, die der Mutter-Kind-Dyade als Schutzschild diene, während dem Kind so eine »gesteigerte Aufmerksamkeit« sowie eine »affektiv-wahrnehmende Besetzung von Reizen« möglich werde (a. a. O., S. 614).

---

<sup>71</sup> Zur Kritik dieses Konzepts vgl. Esman 1991 sowie unten.

Ist es nun vor diesem Hintergrund nicht naheliegend, das Bedürfnis, zu einer Gang zu gehören, mit einem solchen Begehren nach Symbiose in Verbindung zu bringen, ebenso wie die Anpassung, das Wohlverhalten auf dieses Ziel verweisen?

Ich möchte noch weitergehen und postulieren, dass das Verlangen nach Mädchen zwar äußerlich als normal erscheinen mag, aber das Heiratsbegehren hier als Begehren der Aufhebung der Differenz erscheinen muss – dürften deshalb nicht primär triebhaft-sexuell begehrt werden, sondern narzisstisch.

Die Angst vor Zurückweisung, die Bannenberg bei den Amokläufern konstatiert, deutet ebenso auf ein gescheitertes Symbiosebegehren. Das damit implizierte Misslingen der Differenzierung von der Mutter wird als zentrales Phänomen des sogenannten Borderline-Syndroms gesehen, das »zeitlich auf das zweite/dritte Lebensjahr der frühkindlichen Entwicklung datiert« (Rohde-Dachser 1977, S. 514) – das ist die Zeit, zu der diese Differenzierung sonst statthat.

Der Psychiater James F. Masterson kritisiert, an Mahler orientiert, die deskriptive Psychiatrie, die sich in der schillernden und disparaten Oberfläche der Symptome verliere. Die grundlegende Pathologie der Patienten habe jedoch »gar nicht in den von den Patienten gezeigten Symptomen« bestanden, »sondern in einer bestimmten und recht stabilen Art von pathologischem Ich – in einem Entwicklungsstillstand oder einer Ichfixierung« (Masterson 1992, S. 26 f.).

Das entspricht einem strukturgenetischen Verständnis von Psychopathologie, das nach der Geschichte hinter den Phänomenen fragt und deren Einschreibung in die Strukturierung des Subjekts.

Während mit »Grenze« bzw. engl. »Borderline« zunächst ein Übergang von Neurose und Psychose markiert wurde, habe Kernberg mit dem Begriff der »Borderline-Persönlichkeitsorganisation« auf eine »ganz spezifische, ziemlich stabile pathologische Persönlichkeitsorganisation« (a. a. O., S. 28-30) hinweisen wollen, die gleichwohl eine sehr vielfältige Symptompalette produzieren könne wie

Angst, polymorph perverse Sexualität, schizoide oder hypomanische präpsychotische Persönlichkeiten, Zwangsneurosen, und darüber hinaus infantile, narzisstische und asoziale Charakterstörungen und viele polysymptomatische Probleme wie Phobien, Zwangsvorstellungen, Konversionen, Dissoziationen, Hypochondrie und Paranoia (Kernberg, zit. n. a. a. O., S. 30).

Masterson konzentriert sich auf die Loslösung von der Mutter und betont dabei vor allem,

dass der Borderline-Patient Loslösung nicht als normale Entwicklung erfährt, sondern im Gegenteil als Erlebnis, das solche intensiven Verlassenheitsgefühle hervorruft, dass sie als wirkliche Begegnung mit

dem Tode erlebt wird. Um diese Gefühle abzuwehren, klammert sich der Borderline-Patient an die Mutterfigur, und so misslingt es Ihm, sich über die normalen Phasen von Separation/Individuation hinaus zu einer autonomen Persönlichkeit zu entwickeln. Er bleibt in seiner Entwicklung stehen (Masterson 1992, S. 38).

Der Ich-Defekt könne sich dabei nach Kernberg in zwei Formen manifestieren: »in unbestimmter Ausprägung zum Beispiel als schlechte Realitätswahrnehmung, geringe Frustrationstoleranz und Triebkontrolle, und in bestimmter, zum Beispiel als Spaltung, primitive Idealisierung, Projektion, projektive Identifikation, Verleugnung und Omnipotenz« (a. a. O.).

Nach Kernbergs Entwicklungsmodell beginnt das extrauterine Leben mit einer primären Ungeschiedenheit der Wahrnehmung von Selbst und anderem, der/die in der Psychoanalyse und »Objekt« genannt wird. Zwischen dem zweiten und dem dritten Lebensmonat werden die Erfahrungen mit der Außenwelt in zwei divergente Kategorien eingeordnet: aus guten Beziehungserfahrungen generiert sich ein (nur) gutes Selbst-/Objekt-Bild; aus schlechten ein (nur) schlechtes. Die nächste Phase sei dadurch gekennzeichnet, dass die guten Erfahrungen als Kern des Selbst einbehalten, während die schlechten nach außen geworfen, projiziert werden. Schließlich könnten die »guten« und »schlechten« Selbstbilder fusioniert werden, was zu einer affektiven Integration und Differenzierung und damit zu Selbstkohärenz führt (Masterson 1992, S. 30 f.).

Genau dies misslinge bei den Borderline-Fällen; deren Manifestationen seien determiniert durch »pathologisches Beharren auf dem primitiven Abwehrmechanismus der Spaltung; Scheitern der Entwicklung eines integrierten Selbstkonzepts; chronische Überabhängigkeit von äußeren Objekten; widersprüchliche Charakterzüge im Zusammenhang mit widersprüchlichen Ichzuständen, die chaotische zwischenmenschliche Beziehungen zur Folge haben«.

Darüber hinaus sei die »Überich-Funktion« – die Funktion des Gewissens – beeinträchtigt, weil der Widerspruch zwischen »nur guten« Objektbildern und »nur bösen«, verfolgenden primitiven Überich-Derivaten keine Ich-Integration zulasse. Das beschränke wiederum »die Fähigkeit, für andere Personen Verständnis oder Einfühlungsvermögen zu haben«.

Die »Ich-Stärke«, die bei den Borderline-Fällen fehle, hänge von der »Neutralisierung« ungebundener affektiver Energien ab, was wiederum mit der Integration der disparaten (aggressiven und libidinösen) Selbst-Objekt-Bilder korrespondiere. Diese unzureichende »Neutralisierung« (Bindung) interferiere insbesondere mit bestimmten Ichfunktio-

nen wie »Angsttoleranz, Triebkontrolle und [der] Fähigkeit zur echten Sublimierung«, also der Transformation sexueller und aggressiver Impulse in Richtung sozialverträglicher Aktionen und Projekte, insbesondere Kunst und Wissenschaft.

In ätiologischer Hinsicht verweise Kernberg überwiegend auf »konstitutionelle Faktoren«, die die Basis für eine »übermäßige orale Aggression« bildeten (a. a. O., S. 32 f.). Kernberg zufolge führt dabei insbesondere eine konstitutionell bedingt mangelhafte Angsttoleranz dazu, dass »die Verschmelzungsphase von Introjektionen entgegengesetzter Wertigkeiten behindert« wird und ein »quantitatives Übergewicht negativer Introjektionen« bestehe. Diese könnten »sowohl von einer konstitutionell bedingten Intensität aggressiver Triebderivate als auch von schweren frühen Frustrationen [Traumata] herrühren« (Kernberg, zit. a. a. O.).

Gegen die konstitutionelle Erklärung wendet Masterson ein, man könne »dabei jedoch leicht die Bedeutung der mütterlichen Zuwendung für das Kind während der kritischen Phase der Separation/Individuation [...] unterschätzen« (a. a. O., S. 30 f.). Aber auch die These der »aggressiven *Triebderivate* [Hervorhebung von mir]« könnte problematisch sein. So hat Grunberger darauf hingewiesen, dass Aggression keineswegs triebhaft organisiert sein muss (Grunberger 1988).

#### **7.4 Spätes vs. frühes Trauma**

Ich erinnere daran, dass Langman für den Amoklauf von Mitchell die fortgesetzte Vergewaltigung durch einen älteren Jungen im Alter von acht Jahren verantwortlich gemacht hat. Das ist ein Alter, das weit jenseits der Phase der Separation/Individuation liegt; aber ohne nähere Einzelheiten der Vorfälle zu kennen, möchte ich deshalb den Umstand problematisieren, das Mitchell sich (wohl) nicht gewehrt hat, er hat sich den Übergriff offenbar gefallen lassen. Das kann natürlich am Kraftunterschied gelegen haben, aber das halte ich nicht für ausschlaggebend. Denn Mitchells sonstiges Verhalten ist ebenfalls durch das Vermeiden von Konflikt, durch Anpassung geprägt, die freilich eine destruktive Kehrseite hat; so hatte Mitchell etwa mit der Kreditkarte seines Vaters Telefonsex-Dienstleistungen in Anspruch genommen und hatte mehrere Schulverweise erhalten (Langman, a. a. O., S. 183 f.).

Wenn man bezüglich des sexuellen Übergriffs auf das zweijährige Mädchen die von Ferenczi betonte Introjektion des Aggressors annimmt, dann muss wiederum das Alter des Mädchens verwundern.

Die Überanpassung (die Langman nicht problematisiert) lässt an die von Ferenczis Patienten denken, bei denen der Psychoanalytiker eine Traumatisierung durch die distanzierte Behandlung konstatiert. Diese Behandlungswirkung versteht er jedoch als Retraumatisierung, die eine szenische Ähnlichkeit zu früheren Übergriffen aufweise und ohne eine solche Annahme nicht verständlich wäre. Von daher stellt sich die Frage, ob nicht auch das von Langman postulierte Trauma ebenfalls eine Reinszenierung darstellt, wofür auch das Alter des Mädchens spricht, vor dem sich Mitchell entblößt und deren Vagina er berührt hatte (als Projektion der Opferrolle).

Die Psychoanalyse kennt im Übrigen das Phänomen der Nachträglichkeit, worunter Laplanche und Pontalis »Erklärungen, Eindrücke, Erinnerungsspuren« verstehen, die »später aufgrund neuer Erfahrungen und mit dem Erreichen einer anderen Entwicklungsstufe umgearbeitet« werden. Die Autoren ergänzen, dass dasjenige inszeniert werde, was »nicht vollständig in einen Bedeutungszusammenhang integriert werden konnte«, wobei zufällige situative Gegebenheiten wie auch die »Organreifung« eine Rolle spielen würden (Laplanche und Pontalis 1972, S. 313 f.). In einem späteren Ereignis kann also ein frühes Trauma zum Ausdruck kommen, wie auch eine frühe unmetabolisierte Erfahrung durch das spätere Ereignis eine traumatische Qualität bekommen kann<sup>72</sup>.

Interessanter Weise begann das Trauma in Freuds Denken wieder eine größere Rolle zu spielen, als er mit der Einführung des Narzissmus (Freud 2000I) Schwierigkeiten mit seiner (ersten) Triebtheorie bekam, die zwischen Ich- und Objekttrieben differenzierte. Diese Dualität wurde mit dem Narzissmus, den Freud als triebhafte Besetzung des Ichs verstand, hinfällig, da das Sexuelle danach auch das Ich bestimmte.

Freuds Traumabegriff, den er besonders in *Jenseits des Lustprinzips* entwickelte, war vor allem ein quantitativer, der durch den Einbruch überwältigender Erregungsmengen bestimmt ist, deren Unerträglichkeit nicht allein dem konkreten Ereignis entspringt, sondern den subjektiven Möglichkeiten und Fähigkeiten, Erregung zu binden. Danach ist die Außenwelt per se potentiell traumatisierend, wogegen sich im Laufe der Evoluti-

---

<sup>72</sup> Vgl. dazu auch Laplanche 1988.

on nach außen hin ein »Schutz gegen übergroße Reizmengen« gebildet habe (Freud 2000h, S. 235 ff.).

Bei Freud heißt es dazu weiter: »Solche Erregungen von außen, die stark genug sind, den Reizschutz zu durchbrechen, heißen wir *traumatische*.« Das Trauma rufe eine »großartige Störung im Energiebetrieb des Organismus« hervor und mobilisiere alle Abwehrmittel. Deshalb sei das Lust-Unlust-Prinzip außer Kraft gesetzt, da die Bindung von Erregung Priorität bekomme; »es ergibt sich vielmehr eine andere Aufgabe, den Reiz zu bewältigen, die hereingebrochenen Reizmengen psychisch zu binden, um sie dann der Erledigung zuzuführen«.

Dazu braucht eine innere bindungsfähige energetische Gegenbesetzung, und zwar in Form dessen, was Freud »ruhende Besetzung« nennt: »Je höher die eigene ruhende Besetzung ist, desto größer wäre auch ihre bindende Kraft; umgekehrt also, je niedriger seine Besetzung ist, desto weniger wird das System für die Aufnahme zuströmender Energie befähigt sein, desto gewaltsamer müssen dann die Folgen eines solchen Durchbruches des Reizschutzes sein« (a. a. O., S. 239 f.).

Ein niedriger Besetzungswiderstand kann demnach das Resultat von zweierlei Umständen sein, die freilich auch kombiniert auftreten können:

- Die Unreife des psychischen Apparats, die vor allem beim Säugling gegeben ist (wenn man von einem sehr frühen »automatischen« Reizschutz im ersten Monat absieht);
- Die Plötzlichkeit des Ereignisses, so dass kein Reizschutz – etwa in Form von »Angstbereitschaft« die Freud mit der »Überbesetzung der aufnehmenden Systeme« als »letzte Linie des Reizschutzes« kennzeichnet (a. a. O., S. 241) – mobilisiert werden kann.

Das Konzept des Reizschutzes hat indessen einige Kritik erfahren, die ich hier nicht im Detail referieren kann. Wesentlich ist, dass der Säugling von Anfang an auch Stimuli aufsuche, die äußeren Reize also nicht per se als Trauma-erzeugend betrachtet werden können, während eher von einer aktiven Reizkontrolle durch die Ichfunktionen ausgegangen wird. Auf vertraute Reize – Reize, die innerlich repräsentiert sind – scheint der Säugling nicht oder weniger zu reagieren. Die generelle Reizaversion, die Freud beim Säugling für normal erachtete, finde sich nur bei einigen Kindern, insbesondere auch bei »autistischen«. Ich erinnere hier daran, dass leichtere Autismusformen auch bei etlichen Amokläufern beobachtet wurden Wesentlich für eine angemessene Entwicklung scheint

eine optimale Stimulierung zu sein (vgl. dazu (Esman 1991). Esman fasst entsprechend zusammen:

Will man diese Vorgänge konkretisieren, betrachtet man die angeborene Schutzvorrichtung, von der Freud gesprochen hat, am besten nicht als einen Schild oder eine Schranke, sondern als Abschirmung, die solche Stimuli zulässt, die mit den Adaptationsbedürfnissen am ehesten übereinstimmen, und diejenigen ausschließt, die die Adaptationsfähigkeiten überfordern.

Weiter verweist er hierbei auf die Wichtigkeit der Mutter:

Eben hier kommt der allgemein anerkannten Rolle der Mutter als Puffer und Helfer ihre entscheidende Bedeutung zu – und zwar nicht einfach als prothetischer Ersatz oder Austausch eines konstitutionell unzulänglichen oder im Laufe der Entwicklung schwächer werdenden Schildes, sondern als Quelle angemessener Stimuli sowie – auf jeder Stufe der Entwicklung des Säuglings – als Schutz vor unangemessenen (Esman 1991, S. 154).

Das verweist auf die Problematik, die darin besteht, wenn die Mutter selbst zur Gefahr wird.

## **7.5 Orgastische Affektregulierung**

Die Psychoanalyse unterscheidet nun zwei Weisen den Umgangs mit Erregung, die zugleich in die Konstitution der psychischen Struktur eingebunden sind: den Primärvorgang und den Sekundärvorgang

Laplanche und Pontalis bestimmten einen topischen und einen ökonomisch-dynamischen Gesichtspunkt. Nach ersterem kennzeichne der Primärvorgang »das System Unbewusst, der Sekundärvorgang das System Vorbewusst-Bewusst«, während in letzterer Hinsicht beim Primärvorgang von einem freien, relativ ungehinderten Fluss psychischer Energie auszugehen sei (die Erregung relativ wahllos verteilt bzw. entladen wird) und beim Sekundärvorgang der Affekt erst »gebunden« werde und anschließend in kontrollierter Weise abströme (Laplanche und Pontalis 1972, S. 396 f.).

Der Primärvorgang funktioniert also Orgasmus-artig (unmittelbarer Spannungsauf- und abbau), der Sekundärprozess ist durch stabile Bindung von Erregung geprägt, und das heißt vor allem, durch symbolische, zumal sprachliche Akte.

Der Symbolgebrauch rekurriert auf Getrenntheit (Abwesenheit) wie bereits die ursprüngliche Wortbedeutung suggeriert: das Zerbrechen eines Gegenstandes in zwei Teile, von denen jedes bei einem von zwei Menschen verbleibt, sollte die Wiedererkennbarkeit etwa von Vertragspartnern oder deren Vertretern gewährleisten.

Wiedererkennen kann man nur, was zunächst getrennt wurde. Das gilt auch für die Beziehung zwischen Mutter und Kind. Die Symbiose, bei der ja ursprünglich die Mutter als

Reizschutz fungiert, ist also an eine einfache Form der Affektregulierung gebunden, während die Loslösung mehr Möglichkeiten der Erregungsbindung, etwa durch Denken und Sprache, bietet. Dieser Aufgabe kann allerdings eine bloße Zeichensprache nicht gerecht werden, wo das Wort ähnlich dem Ding anhängt, wie das symbiotische Kind der Mutter.

Phyllis Greenacre hat in ihrer Darstellung einer »fokalen«, eingegrenzten Symbiose konstatiert, dass eine wesentlich verlängerte Symbiose nicht nur Trennungsangst zur Folge habe, sondern auch »overly strong problems of hostile aggression« (Greenacre 1971, S. 145 ff.).

Exemplarisch zeigt sie anhand einer Patientin auf, wie sich ein Wutanfall entwickelt, der eine orgastische Struktur offenbart, wobei ihr selbst (Greenacre) die Funktion zukommt, den Wutanfall auszulösen: »The great urge was to provoke me to some evidence of anger«. Die Patientin habe sich nicht selbst entspannen (discharge) können; Greenacre vermutet einen Zusammenhang mit unterdrückter Masturbation.

Ich verweise hier auf die diversen Motivationstheorien bezüglich kriminellen Verhaltens, die in diesem Vokabular entweder von einem stabilen Sekundärprozess ausgehen (kognitivistische Theorien) oder den Grund für die Aggression als das Primäre ansehen (Agnew), während sich hier die Möglichkeit offenbart, dass ein sozialfeindlicher Akt sich als Entspannungsverfahren entpuppt und es dann wenig Sinn hat, nach (kognitiven) Gründen zu suchen. Der Amoklauf als solcher weist die Form einer primärprozesshaften Affektabfuhr auf.

In einer früheren Arbeit hatte ich mich bereits mit diesem Thema befasst (Prokop 2013) und dabei eine »gestattende« Wirkung medialer Gewalt auf der Basis bestimmter Psychostrukturen postuliert. Dort hatte ich Schamkonflikte postuliert, die einen weiteren Aspekt der symbiotischen Verstrickung darstellen<sup>73</sup>:

- 1) Persistierende Schamkonflikte mit einer Wurzel in Bindungstraumata können eine Affinität zu Medieninhalten (Bildern) als Identitätsstabilisatoren evozieren.
- 2) Spontane sensomotorische Impulse, die das leibliche, beschämte Selbst bewusst zu machen drohen, müssen dabei weitgehend unterdrückt werden und können so unter Umständen zu gesteigerter Aggressivität führen.
- 3) Mediale Gewaltinhalte bieten dann dem Ich einen gestattenden Handlungsrahmen, um aggressive Impulse zu agieren, ohne dabei eine bewusste und verantwortliche Entscheidung treffen und sich so als intentional Handelnder bewusst werden zu müssen (a. a. O., S. 503).

---

<sup>73</sup> Marie Crowe etwa versteht »symptoms of BPD [borderline personality disorder] as an overwhelming shame response« Crowe 2004, S. 327.

Der »gestattende Handlungsrahmen«, also die mediale Gewaltszene bzw. die Berichterstattung über Gewaltexzesse, können als Erben der Mutter-Kind-Symbiose aufgefasst werden, ebenso wie die häufig vorkommenden Zweierbeziehungen bei Amokläufern. Das heißt, auch hier ging es um das Bedürfnis nach einer symbiotischen Stützung von »außen« zum Zwecke der Affektabfuhr, da dem Ich der Betreffenden eine anderweitige Erregungs- bzw. Affektverarbeitung offenbar nicht möglich oder erschwert war.

Ergänzend würde ich hinzufügen, dass es hinsichtlich einer kathartischen oder erregungssteigernden Wirkung auf den Grad der psychischen Unabhängigkeit Ichs ankommt, also, psychoanalytisch gesprochen, um das Zusammenspiel oder Auseinanderfallen von Lust-Unlust-Prinzip und Konstanzprinzip<sup>74</sup>. Im letzteren Fall muss die Konstanz von außen kommen.

Wenn der Mutter eine (zeitweilige) Funktion als Reizschutz und Modul der Affektregulierung zukommt, dann muss es sich verheerend auswirken, wenn die Mutter selbst traumatisierend auf ihr Kind wirkt.

Die Rolle der frühen Mutter war in der unter dem Zeichen des Ödipuskomplexes stehenden Psychoanalyse lange Zeit wenig präsent. Freud schreibt: »Alles auf dem Gebiet dieser ersten Mutterbindung erschien mir so schwer analytisch zu erfassen, so altersgrau, schemenhaft, kaum wiederbelebbar, als ob es einer besonders unerbittlichen Verdrängung erlegen wäre« (Freud 2000j, S. 276). Erst spät, ab 1932 (nach dem Tod seiner Mutter) griff Freud seine ursprüngliche Verführungstheorie wieder auf.

Erst jetzt war es ihm möglich geworden, die beiden gegenläufigen Thesen – Primat der Realverführung oder Primat einer angeborenen Phantasie – einer Neubewertung zu unterziehen. Die Verführungsphantasie habe nämlich, so Freuds entsprechende Konzeption – eine reale Basis in der »präödipalen Vorgeschichte des Mädchens«, wo »die Phantasie den Boden der Wirklichkeit« berühre: »[D]ie Verführerin ist regelmäßig die Mutter«, von der Freud sagt, dass sie »bei den Verrichtungen der Körperpflege Lustempfindungen am Genitale hervorrufen, vielleicht sogar erst erwecken musste«. Gegenüber einer möglichen Kritik der Überzeichnung wendet Freud im Übrigen ein, dass die dargestellten Relationen die »Isolierung und Übertreibung« der Pathologie benötigten, um in Erscheinung zu treten, während sie »in der Normalität verdeckt geblieben wären« (Freud 2000i, S. 551 f.).

---

<sup>74</sup> Vgl. dazu Jacobson 1983

Während die Mutter für den Säugling innerhalb der Mahlerschen »normalen Symbiose« die Aufgabe hat, dem Kind als Reizschutz zu dienen, wird die Sache höchst prekär, wenn die Mutter selbst zur Gefahrenquelle wird.

## 7.6 Die gefährliche Mutter

Wie gestaltet sich die Interaktion von Mutter und Kind nach der Geburt? Winnicott differenziert eine frühe Phase, die er »primäre Mütterlichkeit« nennt:

Ich bin der Meinung, dass wir es in der frühesten Phase mit einem ganz spezifischen Zustand der Mutter zu tun haben, einer seelischen Einstellung, die einen Namen wie »primäre Mütterlichkeit« verdient. Ich vermute, dass in der Literatur und vielleicht nicht nur in dieser, sondern ganz allgemein ein spezifischer psychischer Zustand der Mutter zu wenig Beachtung fand, von dem ich folgendes sagen würde: Er entwickelt sich allmählich und wird zu einem Zustand erhöhter Sensibilität während und besonders gegen Ende der Schwangerschaft; er hält nach der Geburt des Kindes noch mehrere Wochen an; wenn die Mütter sich davon erholt haben, können sie sich kaum noch daran erinnern. Ich möchte sogar noch weiter gehen und sagen, dass die Erinnerung der Mütter an diesen Zustand normalerweise verdrängt wird. Dieses Zustandsbild (das man eine Krankheit nennen müsste, wenn es sich nicht um Schwangerschaft handelte) ist einem Zustand des Entrücktseins (withdrawal) oder Dissoziiertseins vergleichbar, auch einer Bewusstseinstrübung oder sogar einer Störung auf tieferer Stufe, wie etwa einer schizoiden Episode, in der ein Einzelaspekt der Persönlichkeit vorübergehend die Herrschaft übernimmt (Winnicott 1960, S. 395).

Green nennt diesen Zustand »Mutter-Verrücktheit«. Dies sei Folge der normalen Schwanger- und Mutterschaft, die »für die Frau die Dimension des Wunderbar-Großartigen« habe und mit Allmachtsgefühlen und dem Wunsch verbunden sei, »für das Kind das zu sein, was das Kind für die Mutter ist: jenes *einzigartige, unvergleichliche* Objekt, dem man alles verdankt, schuldet und zu opfern bereit ist«. Gerade wenn dieser Zustand nicht auftritt, sei Anlass zur Sorge gegeben (Green 2000b, S. 95 f.).

Die Mutter ist, wie Green unter Berufung auf Freud argumentiert, auch »die erste Verführerin«, wobei »Pflegeaktivität und erotische Verführungsaktivität [...] nicht voneinander getrennt werden« könnten. Freud kennzeichne sie deshalb als »erstes und stärkstes Liebesobjekt« (a. a. O., S. 97).

Ihr obliege nun die Aufgabe, »für das Kind die Rollen eines Hilfs-Ichs, Behälters und Spiegels [zu] übernehmen«. Diese Aufgabe könne sie jedoch »nur ausfüllen, wenn sie ihre eigenen Triebe sowohl akzeptieren wie in sich halten kann«. Sie erwecke dann das kindliche Triebleben, während sie dem Kind zugleich die Fähigkeit vermittele, es zu regulieren und nicht von ihm überwältigt zu werden. Dazu übernehme die Mutter die Funktion eines Behälters, der die kindlichen Triebe per Spiegelung integrierbar mache.

Dabei oszilliere »[d]ie Mutter [...] potentiell immer zwischen einem Übermaß an Gratifikation und einem Übermaß an Frustration«. Gelingt die Balance nicht, dann können die beiden Extrem-Pole gleichermaßen »ein Ausmaß an Trieberregung auszulösen, das die

Verarbeitungsmöglichkeiten des Ichs überschreiten und damit die Integration der Triebe in eine Bindungsaktivität unmöglich machen«. <sup>75</sup> Das sei die Situation bei den Grenzfällen mit ihrer Aporie von Intrusions- und Trennungsängsten (Green 2000b, S. 97 f.). Das bedeutet, dass unter Umständen die kindliche Triebaktivität selbst traumatisch wirken kann.

Edith Jacobson geht in diesem Zusammenhang von einer »infantile[n] Spannungsintoleranz« aus, die darauf beruhe, dass insbesondere dem Säugling und Kleinkind, anders als dem reiferen Kind und dem Erwachsenen, für seine Erregungszustände nur begrenzte Möglichkeiten der affektiven Abfuhr bereitstehen. Demgegenüber gestatten die »reiferen Ich-Funktionen«, solche Erregungszustände zu »sublimieren«, also auf eine Vielzahl von reiferen Tätigkeiten und Denkvorgänge zu übertragen oder sie »mittels erwachsener Triebaktivitäten abzuführen«. Deshalb könne in dieser frühen Phase der Entwicklung noch nicht die Rede von einem Ich sein, da die Erregungsabfuhr über quasi automatisierte Kanäle erfolgt. Problematisch wird es allerdings, wenn die Erregungszufuhr, sei es von außen oder innen, eine nicht mehr bewältigbare Dimension annimmt oder die dafür vorgesehenen Abfuhrwege noch nicht ausgereift sind. Dies gelte insbesondere für den Genitalapparat (Jacobson 1983, S. 54 f.).

Übermäßige und überwältigende Erregung kann deshalb insbesondere durch die »vorzeitige genitale Stimulierung« erfolgen, die nach Greenacre als massiver traumatischer Einbruch wirkt. Ihr zufolge könne die Stimulation einerseits den ganzen Organismus überschwemmen und zu einem verfrühten und störanfälligen Einsetzen der psychosexuellen Entwicklung führen. So könne die »frühzeitige Erotisierung die in einer generellen Neigung zur genitalen Stimulierung unter Stress kumuliert, den Schmerzanteil im Lust-Unlust-Amalgam erhöhen, das den Kern aller Befriedigungszustände bildet und auf diese Weise fest mit der genitalen Erregung verbunden wird« (Greenacre 1952/1969, S. 295 f.).

Greenacre weist hier auf die verfrühte Masturbation (lange vor der phallischen Phase) hin. Diese könne bereits bis zum Orgasmus führen, sei bereits bei 8 Monate alten Kindern beobachtet worden und sehr verbreitet bei Kindern, die frühem traumatischen Stress ausgesetzt gewesen sind, der in einer erhöhten Anspannung und nervösen Körperreaktionen resultierte.

---

<sup>75</sup> Ich erinnere hier an den performativen Widerspruch des Gewalttäters bei Waldenfels.

Die frühzeitige Masturbation als Folge früher genitaler Verführung sei eine geläufige Beobachtung. Greenacre hebt demgegenüber jedoch die Fälle hervor, in denen eine überängstliche und manchmal unbewusst feindselige und neidische Mutter oder Amme wiederholt das Genitale des männlichen Babys stimuliert, indem sie die Vorhaut zurückzieht und den Penis bewusst aus Gründen der Reinlichkeit abreibt. Auf diese Weise werde zweifelsfrei eine vorzeitige Entwicklung der genitalen Reaktivität ausgelöst. Dies geschehe häufig im ersten Lebensjahr, wenn die Differenzierung des Säuglings von der Mutter noch wenig fortgeschritten ist. Dadurch werde – auch bei einer erotisierten Behandlung – die spätere ödipale Beziehung zur Mutter verzerrt und nicht nur intensiviert (a. a. O., S. 296 f.).

Eine solche Entwicklung könne sich unter einer dünnen Schicht kompensierten Verhaltens verbergen, das jedoch unter Stress unterschwellige polymorph perverse Impulse enthülle (a. a. O., S. 298).

Durch die vorzeitige genitale Stimulierung, die wahrscheinlich auch auf Erziehungsmoden zurückgehe, komme es zu einer Störung der regulären libidinösen Entwicklung und es entstehe eine Verbindung zwischen der durch die Stimulierung aktivierten und der normalen Entwicklung entsprechend dominanten erogenen Zone. Greenacre bezieht sich hier auf das Freudsche Postulat der erogenen Zonen. Genitalität könne sich so mit Oralität oder mit Analität fusionieren.

Greenacre betont, die Klinik habe gezeigt, dass sowohl massive Stimulierung als auch schwere Frustration denselben Effekt, nämlich genitale Erregung bereits beim Säugling haben kann. Deshalb könne dann im späteren Leben jede größere affektive Stimulierung zu einem genitalen Orgasmus führen. Greenacre postuliert, dass bei diesen Gelegenheiten mitunter der gesamte Organismus von Erregung überwältigt werden könne, das Kind also alle Erleichterung versprechenden Möglichkeiten nutzen und damit alle erogenen Zonen gleichzeitig stimulieren müsse (a. a. O., S. 298).

Der mit der Überstimulierung verbundene erhöhte primäre Narzissmus des Kleinkindes impliziere eine Verlängerung und größere Intensität der Tendenz zur primären Identifikation und ein Ungleichgewicht der Entwicklung des Realitätssinnes in Verbindung mit einer erhöhten (Körper-)Sensibilität gegenüber Reizen (a. a. O., S. 300).

Primäre Identifizierung impliziert dabei eine Kommunikationsform auf der Basis nur geringfügiger psychischer Differenzierung, die auf der Zeichen-Signal-Ebene funktioniert, also vom Gegenüber (der Mutter, dem Therapeuten) Signale in der Art von ja und

nein: »Geh weiter oder bleib stehen«; »Es ist sicher« oder »Es ist gefährlich«; »Du liebst mich und bist einverstanden« oder »Du hasst mich und missbilligst mein Tun« (Lichtenberg 1990, S. 897 f.). In der Art könnten im Übrigen auch Amoktaten als »go«-Signal für spätere Taten fungieren.

Solche Kinder entwickelten, so Greenacre, für gewöhnlich eine starke bisexuelle Identifizierung, die die ödipale Phase in besonderer Weise mit Konflikten belaste. Daraus könne eine nur unvollständige Lösung des Ödipuskomplexes bei Jungen resultieren und keine bei Mädchen. Ich erinnere hier daran, dass die Psychoanalyse die Gewissensbildung im Überich mit der relativ erfolgreichen Bewältigung des Ödipuskomplex verbindet.

Greenacre betont, dass bei besonders schweren Fällen das ödipale Problem bis zur Pubertät hinausgeschoben werden könne, welche zudem von starken Kastrationsängsten aufgrund der körperlichen Veränderungen geprägt sei. Sie sieht den Schwerpunkt bei der persistierenden inzestuösen Bindung, die jedoch nicht allein aus der Familienkonstellation verstanden werden könne, sondern von der Natur der prägenitalen Komponenten und ihrer Korrespondenz mit einer deformierten frühen Ich-Entwicklung abhängen.

Vorzeitige genitale Stimulierung sei auch maßgeblich an der Verstärkung und zeitlichen Ausdehnung der Persistenz von Introjektion und Projektion im Hinblick auf die nur unvollständige Differenzierung des Säuglings von der Mutter bzw. seiner Umgebung beteiligt, was das Identitätsgefühl diffundiere und die Basis für weitere Störungen nach der Entwicklung des konzeptionellen Gedächtnisses bilde (Greenacre, a. a. O., S. 302).

Wir haben es hier also mit Übergriffen zu tun, die häufig kulturell sanktioniert sind: Greenacre hat die Hygiene benannt als Rationalisierung für solche Übergriffe; die Medizin eröffnet in Gestalt der Phimosebehandlung, der Behandlung einer Vorhautverengung einen weiteren Ansatz für derlei Intrusionen. Amendt berichtet von der Häufigkeit inzestuöser Mutter-Sohn-Kollisionen und regelrechten Phimosehysterien (Amendt 1993). Generell hat sich gerade in der westlichen Kultur der Neuzeit das Klischee der Mutterliebe etabliert (Badinter 1983), dessen Interpretationsraster kindliches Elend skotomisieren hilft.

Estela V. Welldon weist in dieser Hinsicht auf ein Phänomen hin, dass aufgrund des prävalenten männlichen Maßstabs kaum Beachtung gefunden habe: die weibliche Perversion. Die unterscheidet sich von der männlichen, die auf äußere Objekte gerichtet sei,

darin, dass sie den gesamten weiblichen Körper, die weiblichen Fortpflanzungsorgane und das Erzeugnis derselben, das Kind betreffe.

Weiblicher Inzest werde deshalb wegen des prävalenten männlichen Maßstabs häufig übersehen: »Die Nähe der Mutter zum Baby ist so selbstverständlich, biologisch wie emotional, dass man Ambivalenzen oder Feindseligkeiten dem Kind gegenüber nicht erwartet.« Dem inzestuösen Vater werde seitens der Gesellschaft – anders als der Frau und Mutter – schnell Machtmissbrauch vorgeworfen, während seine tieferen Motive – aus der Beziehung zur eigenen Mutter stammend – tendenziell übersehen würden (Welldon 1992, S. 140).

Welldon kritisiert die »halsstarrige[n] Neigung [unserer Kultur], die Frau als das schwache Geschlecht zu betrachten, immer als Opfer eines sexuellen Übergriffs und nie als Täterin« (a. a. O., S. 116). Sie postuliert einen Zusammenhang der machtpolitischen Konstitution der Gesellschaft und der prävalenten Blindheit gegenüber der weiblichen Perversion. Dass diese gegenüber der männlichen anders bzw. gar nicht thematisiert wird, schreibt sie der »Unfähigkeit der Gesellschaft [zu], die Frau als einen vollständigen Menschen zu sehen«. Die Frau werde dadurch zum »Partialobjekt«, zur »bloße[n] Zielscheibe für die perversen Absichten des Mannes«. Die Gesellschaft verhülle weibliche Perversion hinter der Maske der Idealisierung, die jedoch »in Wirklichkeit einen gegensätzlichen Aspekt der Erniedrigung« enthalte (a. a. O., S. 140).

Dabei berichtet Welldon auch von Kindern, die »zu Patienten [wurden], weil die Eltern zunehmend über deren aggressives Verhalten besorgt waren«. In Klammern fügt sie hinzu, es sei »interessant, wie häufig mütterlicher Inzest erst dann ans Tageslicht kommt, wenn die Kinder beginnen, offen Gewalt zu zeigen« (a. a. O., S. 126).

Green führt dazu aus, die Autonomie des Ichs sei nicht allein durch »ihm innewohnende Eigenschaften, durch Reifung und Erfahrung« erklärbar, sondern hänge wesentlich von den Interaktionen des Kindes mit dem Primärobjekt ab, einerseits in Gestalt der Erfahrung mütterlicher Pflege (Trieb) und andererseits der Identifizierung mit dem Primärobjekt (Narissmus).

Das Kind bleibe allerdings zwei Erregungsquellen ausgesetzt: den Trieben und der Außenwelt, und hier insbesondere derjenigen, die die Mutter selbst darstellt. Ein stabiles Ich könne sich konstituieren, wenn das Kind sich lediglich mit den inneren Trieben auseinandersetzen muss und dafür Unterstützung von der Mutter erhält. Phantasie und

Denken – als Bindung von Erregung – können dann zur Verarbeitung der Triebaktivität eingesetzt werden.

Wenn aber zum Kampf gegen die inneren Erregungen noch der gegen »eine äußere Quelle von Verrücktheit in Form der Triebe des Objekts hinzukommt«, stelle dies gewissermaßen »eine zweite Front« dar, der sich das Kind erwehren muss. Die Mutter, die eigentlich Verbündeter sein sollte, wird zum Gegner, was »das Ich zur Mobilisierung der Destruktionstriebe« zwingt. Man kann dies mit der Totalverneinung assoziieren, die uns bei de Sade begegnet ist.

Das Ich sei, so Green, dann mitunter außerstande »die eigenen Triebe und die des Objekts getrennt wahrzunehmen«, gerate in Konfusion und könne nur noch destruktiv reagieren: »In dieser Situation kümmert es das Ich dann wenig, dass es sich selbst schädigen muss – Hauptsache es gelingt ihm, das Objekt zu beschwören, indem es zerstört wird« (Green 2000b, S. 94 f.).

Diese Zerstörung kann dann allerdings eine psychische, wie bei der Psychose oder eine reale, wie beim Amoklauf sein, nämlich »wenn sich das Subjekt gezwungen sieht, seine Destruktionstriebe als Mittel zu mobilisieren, der Verschmelzungsbeziehung mit dem Primärobjekt ein Ende zu setzen« (a. a. O., S. 93).

Insbesondere die Ablehnung des eigenen Triblebens der Mutter kann aber dazu führen, dass sich »Mutter-Verrücktheit nicht so sehr in Form der Liebe als vielmehr in einer intensiven ungezügelter Triebaktivität [äußert] und zwar entweder in ganz direkter Form oder verkleinert als Angst oder Angstabwehr« (a. a. O., S. 98). Gerade die Ablehnung des eigenen Triblebens macht es unkontrollierbar.

## 8 Die Unfähigkeit (nicht) zu lieben

Es gibt eine Grenzscheide: Reife des Ichs: Trieberfahrungen stärken das Ich; Unreife des Ichs: Trieberfahrungen zerbrechen das Ich.

*Donald W. Winnicott*

Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf.

*Friedrich Nietzsche*

### 8.1 Hysterie und Hypochondrie

Hier stellt sich die Frage, inwiefern die Aversion der bürgerlichen Kultur gegen insbesondere weibliche Sexualität mit dieser Desintegration in Verbindung zu bringen ist.

Böhme und Böhme erklären in diesem Sinne aus ihrer kulturkritischen Sicht die hysterische Frau zur kulturellen Gefahr des bürgerlichen Mannes. Denn der unkontrollierbare Leib dieser Frauen verkörperte genau das, »was die vernünftigen, moralisch und leiblich zusammengenommenen Männer des Bürgertums fürchten: die Einbildungskraft und die Sympathie, die betroffen machen«. Dieser weibliche Leib werde deshalb als »das Andere der Vernunft« einer moralisierenden Behandlung unterworfen.

Die »männliche Vernunft« werde jedoch nicht nur von außen, von der strenger Selbstzucht komplementären »weibliche[n] Widerstandslosigkeit bedroht«. Der sich mit Moralität und Rationalität »gegen erweichende Sympathien und attraktive Atmosphären« repulsiv abpanzernde männliche Körper werde zugleich von innen her attackiert, durch »unvermutet und regellos [auftauchende] Reizbündel [...], phantastische Grillen, illusionäre Organempfindungen, peinliche Selbstaffektationen«. Diese »Konversionen überspannter Selbstkontrolle« seien Manifestationen der Hypochondrie. Kant habe indessen »nur das Rezept [gekannt], durch rituelle Moralisation den Weg der Affektbeherrschung, Phantasiekontrolle und Verdrängung des Leibes zu Ende zu gehen« (Böhme und Böhme 1983, S. 119 f.).

Hier stellt sich nun allerdings die Frage, inwiefern die von Böhme und Böhme beschriebenen Phänomene nicht etwas tiefer reichen, nämlich erst Resultate einer frühen Trauma-erzeugenden Beziehung von Mutter und (insbesondere) Sohn zu betrachten sind. Der hypochondrische Amokläufer könnte dann im Übrigen lediglich als Nachzügler der entsprechenden kulturellen Entwicklung gelten, dem inzwischen die Rahmenbedin-

gungen eines der Affektunterdrückung gemäßerem kulturellen Rahmens abhandeln gekommen sind, da der kulturelle Tross – respektive der hegemoniale Habitus – inzwischen weitergezogen ist bzw. sich transformiert hat.

Ist nicht Breiviks gewalttätiges Verlangen nach einer Rückkehr zu einem autoritären und männlich dominierten Staatswesen aus dieser Perspektive von bestürzender Logik? Stammt er doch aus einer Aufsteigerfamilie (Orange 2013). Bei ihm, der – was die streitenden Gutachter nicht bemerkt haben – verrückt *und* normal genannt zu werden verdient, nämlich im Sinne der Ichspaltung, muss doch in die Augen stechen, dass er eigentlich die norwegische Staatschefin foltern und umbringen wollte, was allerdings – der Säugling hat keinen Macht gegen die Mutter – scheitern musste.

Hier ist Otto Fenichels Konzept der Affektrigidität von Interesse, das eine Verriegelung des Subjekts gegen affektive (triebhaft) Überwältigung bezeichnet. Es handelt sich dabei um eine von drei Weisen des Umgangs mit Erregung durch das Ich. Die zweite ist die Anpassung an das äußere, die Gegenbesetzung. Die dritte wäre diejenige, die man als die reifste bezeichnen kann; das Subjekt kann dann das Widerfahrnis »absorbieren und in seine Struktur aufnehmen«; und der entsprechende Modus hängt nach Fenichel »von seiner relativen Stärke wie von der Stärke des [Trauma-induzierenden] Eindrucks ab« (Fenichel 1998, S. 246 f.).

Diese letztere Weise des Umgangs mit affektivem Aufruhr ist es, die in der Psychoanalyse als Sublimierung bezeichnet wird. Sie kann man mit einer flexiblen Selbstkontrolle in Verbindung bringen. Die Bindung, die die Affekte »zähmt«, ersetze immer weitgehender die Affektabfuhr, das motorische Entladen der entsprechenden Erregung. Jedoch könne »selbst das reifste Ich dies nur bis zu einem gewissen Grad leisten. Zuviel Erregung bringt jeden emotional aus der Fassung«, (a. a. O.) so dass nur die Blockierung des Selbst und die Überanpassung, die sich als Gewalt gegen das Selbst verstehen lassen, eine notdürftige Rettung des Selbst versprechen.

Aus einer anfänglichen »generelle[n] Affektlabilität«, bei der »geringe Provokationen« zu »heftigen Affektausbrüchen« führen können, die durch ein »Missverhältnis zwischen dem auslösenden Faktor und der affektiven Reaktion« geprägt sind – eine wesentliche Auffälligkeit bei prospektiven Amokläufern –, könne schließlich in einer zweiten Stufe der Abwehr eine generelle »Affektrigidität« bzw. eine Zwangsstörung resultieren.

Dabei werden also »Spannungszustände [...] durch Gegenbesetzungen an ihrer Entfaltung und Abfuhr behindert« (a. a. O., S. 250 f.), so dass das Scheitern der Affektunter-

drückung wohl die Basis für das von Agnew beobachtete *strain*-Phänomen darstellen dürfte. Das Begehren gesellschaftlich hochgehänger Güter dürfte in diesen Fällen nämlich der Auslöschung des Unterschieds zwischen dem Einzelnen und dem gesellschaftlichen Imaginären dienen.

Auffällige Selbstkontrolle, Überanpassung – also das direkte Zurückhalten von Impulsen – kennzeichnet nach Fenichel also ein Defizit in der Ich-Entwicklung. Wenn diese Art der Anpassung als normal gilt, wird man also das zugrundeliegende Problem nicht zur Kenntnis nehmen.

## 8.2 Narziss im Spiegel

Im Vorstehenden wollte ich zeigen, dass auch dort Traumata geschehen können, wo die Gesellschaft nicht oder kaum hinschaut – in der frühen Mutter-Kind-Beziehung; und zwar jenseits der bürgerlichen Schreckgespenster. Auch die bürgerliche Maxime der Sauberkeit (die häufig eine Gegenbesetzung darstellen dürfte) kann Trauma-erzeugend sein, auch die Forcierung von Ich-Fähigkeiten. Ein dinghaftes Verständnis des Traumas wie bei Langman, das den von Scheler dem Empirismus zuerkannten Fehler exemplifiziert, es komme nicht darauf an, auf welche akuten Zustand des Seelenlebens und der Entwicklung ein Widerfahrnis treffe, um eine traumatische Qualität zu entfalten, ist deshalb inadäquat.

Die mangelnde Kontrolle der Sexualität beeinträchtigt ja nicht nur Amokläufer. Freud verweist auf die »überragende ätiologische Bedeutung«, die neurotische Patienten »ihrer Onanie einräumen«. Während diese Patienten sich dabei auf die Zeit der Pubertät beziehen, sei jedoch nicht eigentlich die pubertäre Onanie, sondern die meist »vergesene« frühkindliche als »Exekutive der kindlichen Sexualität« maßgeblich, »an deren Fehlentwicklung sie [die Patienten] allerdings leiden« (Freud 2000i, S. 557).

Wir hatten gesehen, dass dafür häufig nicht die kindliche Sexualität per se, sondern die Falschbehandlung bzw. Überforderung durch die Mutter maßgeblich ist, die wiederum in eine kulturelle Matrix eingebettet ist, die dies unter Umständen evoziert.

Erik H. Erikson hat etwa darauf hingewiesen, dass

amerikanische Indianerstämme zutiefst entsetzt waren, als sie zum ersten Mal sahen, wie Weiße ihre Kinder schlugen. In ihrer ratlosen Verwirrung konnten sie sich solches Verhalten nur als Teil eines übergeordneten Missionierungsplans erklären. Diese Annahme wurde durch die Methode der Weißen, ihre Kinder bis zum Blauwerden schreien zu lassen, nur unterstützt (Erikson 1958, S. 73 f.)

Das Schlagen sei zwar aus der Mode gekommen, nicht aber die Quälerei, die sich anderer Mittel bediene, wie das »Hetzen von einem guten Augenblick zu einem besseren«, insbesondere den Druck zum »Vorwärtskommen«.

Das (mit Winnicott zu sprechen) *falsche Selbst* (Winnicott 1974), die Mimikry, leitet Erikson direkt aus jener Erziehung ab, und der Kontrast zur affirmativen Position von Gottfredson und Hirschi könnte nicht deutlicher sein:

Wo Kinder als Eigentum behandelt werden, sind solchen unglückseligen Verbindungen wie Jähzorn und Zwang, Brutalität und Überheblichkeit, Willkür und moralischer Beweisführung Tür und Tor geöffnet – Messallianzen, die den Menschen grausamer und zügelloser werden lassen als jene Geschöpfe, die nicht vom göttlichen Funken beseelt sind. Der Erziehungsgrundsatz, ein Kind durch überlegene Gewalt, ausgeklügelte Logik oder scheinheilige Freundlichkeit gefügig zu machen, enthebt den Erwachsenen von der Notwendigkeit, erwachsen zu werden. Er hat es dann ja nicht nötig, echte innere Überlegenheit zu entwickeln, die natürliche Überzeugungskraft ausstrahlt. Stattdessen darf er sich unverträglich und despotisch – mit einem Wort: kindisch – aufführen, während das Kind sich unter seinen Schlägen danach sehnt, erwachsen zu werden. Die Furcht zwingt es dazu, sich zu verstellen, sich für besser auszugeben, als es in Wirklichkeit ist – und es erwartet den Tag, an dem es die rohe Gewalt besitzen wird, andere moralischer zu machen, als es selbst jemals zu werden beabsichtigt (Erikson, a. a. O., S. 74)<sup>76</sup>.

Winnicott beschäftigte sich mit den Anfängen einer solchen Fehlentwicklung und betont, dass das Versagen der Mutter dem Säugling gegenüber »ausschließlich die Vernichtung des kindlichen Selbst« hervorrufe. Er macht deutlich, dass es für den Säugling darauf ankomme, überwiegend ruhige Phasen erleben zu können, in denen er *sein* kann, weil sich die Mutter an seine Bedürfnisse anzupassen vermag, und er nicht *reagieren* muss:

Wenn die Mutter eine genügend gute Anpassung an die Bedürfnisse des Kindes aufbringt, so wird dessen Leben nur wenig durch Reaktionen auf Zusammenstöße gestört. [...] Das mütterliche Versagen ruft Phasen der Reaktion gegen die Behinderungen hervor, die das Kind dadurch erfährt, und diese Reaktionen stören es im »fortschreitenden Leben«. Ein Übermaß dieses Reagierens erzeugt nicht Enttäuschung, sondern enthält die Drohung des *Nichtseins*. Dies ist, meiner Ansicht nach, eine sehr reale, urtümliche Angst, die jeglicher Angst, zu deren Beschreibung das Wort Tod gehört, weit vorausgeht (Winnicott 1960, S. 397).

Es steht zu vermuten, dass hier eine genetische Beziehung zur »Reaktivität« des Amokläufers besteht und zu jener von Nietzsche kritisierten des Ressentiments überhaupt. Es wäre zu fragen, ob der amerikanische Behaviorismus, der den Menschen auf ein reizreagierendes Etwas reduziert, nicht aus ebenjener Erziehungsmatrix emanieren musste,

---

<sup>76</sup> Diese Zitate stammen aus einem Buch Eriksons über Martin Luther. Danach hatte dessen »Vater seine Ambitionen auf den ältesten Sohn konzentriert[.], den er bald mit gewalttätiger Härte behandelte, bald in einer Weise an sich zog, die wahrscheinlich von Sentimentalität nicht ganz frei war – eine tödliche Verbindung«. Der Vater habe Rechtschaffenheit zur Schau gestellt, wohl »sich selbst für den Inbegriff der Gerechtigkeit gehalten«. Denn »[s]chließlich schonte er auch sich nicht und bekämpfte seine eigene Natur ebenso unbarmherzig wie die seiner Kinder«. Der Vater Luthers verkörpert also genau das, was Scheler als das prävalente Ressentiment der Neuzeit herausgestellt hat.

Luthers Mutter, so berichtet Erikson weiter, ihn zitierend, »schlug ihn, ›dass das Blut hernach floss‹, ›um einer geringen Nuss willen‹, die er vermutlich gestohlen hatte. ›Solch strenge Zucht‹ trieb ihn ›in die Möncherei« (a. a. O., S. 70 ff.).

die vorstehend skizziert worden ist. Nur der Triumph über den Anderen kann das Reagieren-müssen beenden.

Die zentrale Problematik findet sich bei Winnicott klar formuliert:

Es gibt eine Grenzscheide: Reife des Ichs: Trieberfahrungen stärken das Ich; Unreife des Ichs: Trieberfahrungen zerbrechen das Ich<sup>77</sup>. Das Ich setzt hier eine Summierung von Erfahrung voraus. Das individuelle Selbst beginnt als eine Summierung der Erfahrungen von Ruhe, spontaner Motilität, Empfindung, Rückkehr von Aktivität zur Ruhe und der allmählichen Festigung einer Fähigkeit, auf die Erholung von der Vernichtung zu warten; eine Vernichtung, die sich aus der Reaktion auf Gegenwirkungen aus der Umwelt ergibt (a. a. O., S. 399).

Hat der Säugling nicht die Möglichkeit, sich ausreichend von der Vernichtung zu erholen, dann wird er unter Umständen später die Vernichtung inszenieren. Die Triebprobleme der Amokläufer verweisen klar auf ein instabiles Ich.

Die konventionelle Psychiatrie betreibt hier »Sprach-Metaphysik« (Nietzsche 1999d, S. 77); so liest man bei Langman, Forscher hätten »festgestellt, dass schizotype Personen häufig ungewöhnlich starke sexuelle Neigungen und Vorstellungen haben und sich nur schwer sexuell anpassen können«. Dylan Klebolds Tagebuch entnimmt er, dass dieser »nicht nur [...] unfähig war, mit Mädchen eine emotionale oder sexuelle Beziehung einzugehen, sondern auch, dass er mit seinen sexuellen Impulsen und Besessenheiten rang, darunter Pornografie, Fußfetischismus und Fesselungsfantasien«.

Während Langman nicht weiter nach der Bedeutung der sexuellen Übererregtheit bei Dylan fragt, listet er als »weiteres Merkmal schizotyper Personen« den Versuch auf, »sich vor überwältigenden Emotionen zu schützen«. Diese seien häufig darauf aus, ihre Emotionen abzutöten, um so »einen Zustand der inneren Gefühllosigkeit her[zus]tellen«. Dylan habe versucht, »sein Leid durch das Betäuben seiner Gefühle zu umgehen«.

Im Tagebuch heißt es hier: »Meine Gefühle sind weg. so viel Schmerz vergangen auf einmal, meine Sinne sind betäubt. Wie schön es ist, taub zu sein!«

Schließlich folgende aufschlussreiche Passage aus dem Tagebuch, die Langman wieder in seiner Nomenklatura bestattet: »Ich werd mich verdammt reinigen, ich meine spirituell und moralisch (ich fahre die Levels auf meinem Computer herunter), werde mich jetzt mal 'ne Weile nicht mehr betrinken und versuche, mich nicht mehr über Leute lustig zu machen.« – »Das mit den Pornos, das tut mir unendlich leid. Meine Menschlichkeit leidet an einem Fußfetischismus und Fesselungen voller Lust ich habe. Ich versuch's immer zu unterbinden. *Aber die Masturbation hat aufgehört*« (Hervorhebung von mir).

---

<sup>77</sup> Das ist der Kern von Nietzsches Spruch: »Was mich nicht umbringt, macht mich stärker« Nietzsche 1999d, S. 60.

Langman nennt hier »Ungeschehenmachen« als Merkmal der schizotypen Persönlichkeit (Langman 2009, S. 111 f.); »grobes Fetischwesen« (Nietzsche, a. a. O.), mit Nietzsche zu sprechen. Dylan scheint vielmehr auf dem Weg von der Affektlabilität zur Affektrigidität gewesen zu sein.

Was meint Winnicott, wenn er von der Notwendigkeit einer Gründung des Ichs im Sein spricht, das dann durch die Trieberfahrung gestärkt werde? Hier kommen wir wieder auf das Problem zurück, dass sehr irreführend unter dem Begriff des Narzissmus diskutiert wird. Die alltagstheoretische Vorstellung einer übermäßigen Selbstliebe wie auch die kartographierte Psychopathologie bleiben hier hinter der Mythologie weit zurück.

Narziss ist in Ovids Darstellung das Produkt einer Vergewaltigung (Ovidius Naso 2007, S. 141 ff.). Der Flussgott Kephisos hatte die Wassernymphe Lirope »in einer Windung seines Stroms gefangen und ihr, die die Wellen umschlossen, dann Gewalt angetan«. In einer Quelle entdeckt später der zu einem schönen Jüngling gereifte Narziss sein Spiegelbild, in das er sich unsterblich verliebt; und er leidet darunter, sich mit dem Bild nicht vereinigen zu können: »Das da, was du siehst, ist dein Spiegelbild, ein Schatten ohne eigenes Ich«.

Langman rätselt über eine »seltsame, komplizierte Passage«, aus der er entnimmt, »dass er [Dylan] seiner eigenen Ansicht nach nicht wirklich er selbst war – was immer das heißen mag«. Dylan-Narziss schreibt: »Mir fehlt das wahre menschliche Wesen, das Dylan besaß« (Langman, a. a. O., S. 147 f.).

Das *falsche Selbst* dient nach Winnicott dem Schutz des wahren Selbst. Es zeigt sich in einem Spektrum, das von einer Borderline-Struktur mit starker Ich-Spaltung bis hin zu bloßer Konventionalität reicht. Am »pathologischen« Ende des Spektrums sei das wahre Selbst verborgen, stelle »das falsche Selbst [...] sich als real dar, und Beobachter neigen dazu, zu glauben, dies sei die wirkliche Person«.

Dieses inszenierte Selbst sei jedoch Situationen nicht gewachsen, »in denen eine ganze Person erwartet wird«, also im Hinblick auf Liebesbeziehungen, Arbeit und Freundschaft. Am »normalen« Ende sagt man lediglich nicht alles, was man denkt, wenn dies für die Person von Nachteil ist. In einem mittleren Bereich siedelt Winnicott den Fall an, dass Bedingungen vorliegen, unter denen das falsche Selbst das wahre nicht ausreichend vor Ausbeutung schützen kann. Eine mögliche Folge sei Selbstmord als ultimativer Schutz des wahren Selbst vor Demütigung (Winnicott 1974, S. 185 f.).

Narziss erkennt schließlich:

Der da bin ich! [...] Nicht mehr täuscht mich mein Abbild! Ich verbrenne in Liebe zu mir, ich errege, erleide die Flammen! Was soll ich tun? Soll ich mich erlehen lassen, oder soll ich flehen? Worum soll ich dann flehen? Was ich wünsche, habe ich selbst, ich darbe in Fülle. O könnte ich doch diesen meinen Körper verlassen! Könnte doch – ein unerhörter Wunsch für einen Liebenden – mein Geliebter fern von mir sein! (Ovidius Naso, a. a. O., S. 149).

Grunberger weist darauf hin, dass das Wasser, in dem Narziss sich spiegelt, seine eigene Mutter ist, die Wassernymphe – »ein Hinweis auf die Verschmelzung von Mutter und Kind sowie auf die Fixierung an die Mutter« (Grunberger 1988, S. 91). Die Mutter spiegelt im optimalen Fall nicht nur die Affekte des Kindes, sondern bringt auch sich selbst zum Ausdruck, so dass man von einer »markierten Affektspiegelung« (Fonagy et al. 2004, S. 199 ff.) sprechen kann. Die Mutter als Spiegel wird dann zum Ausgangspunkt für die Differenzierung von Subjekt und Objekt. Dazu muss sie aber selbst imstande sein, Differenz zu ertragen, sonst kommt es zu dem, was Fonagy et al. als »deviante Spiegelung« bezeichnen (a. a. O.):

Exzessive Nähe untergräbt ebenso wie exzessive Distanz das psychische Selbst. Vergeblich sucht der Säugling im Ausdruck seiner Bezugsperson nach Repräsentationen, die seinem eigenen inneren Zustand entsprechen. Das Selbst bleibt unvollständig organisiert, und die innere Realität wird weiterhin im Modus der »psychischen Äquivalenz« [die psychische Gleichsetzung von innen und außen] erlebt. Auf diese Weise wird eine Vulnerabilität für die Introjektionen späterer maligner Erfahrungen erzeugt (a. a. O., S. 330).

Dann wird der Spiegel selbst, nicht das Objekt, besetzt – narzisstisch, nicht triebhaft. Der Spiegel kann dann nicht als Leerstelle fungieren, die Differenz und damit die symbolische bzw. sublimierende Aneignung der Welt ermöglicht. Denn

[d]iese Leere enthält zugleich das Sprechen, das dem Subjekt zum Leben verholfen hat und alle Worte, denen es in seinem Leben noch begegnen wird. Sie hat für das Subjekt also die Bedeutung des noch Unausgesprochenen. Allgemein können wir sagen, dass es die Sprache nicht gäbe, wenn diese logische Kategorie, das Unausgesprochene, nicht existierte (Legendre 2011b, S. 98 f.)

Narziss weiß nicht, ob er flehen oder sich flehen lassen soll – das heißt, es ist zu keiner Integration von Narzissmus und Trieb, der Differenzierung von Subjekt und Objekt gekommen, für welche eine »markierte Spiegelung« der Affekte wie auch und damit in Verbindung ruhige Phasen des spontanen Seins unabdingbar sind. Nach Fonagy et al. impliziert die »Getrenntheit im eigentlichen Sinn [...] auch die Fähigkeit, Unterschied und Ähnlichkeit anzuerkennen, und paradoxerweise ist das wahre Kennzeichen von Autonomie eher die Ähnlichkeit als die Unterschiedlichkeit« (Fonagy et al. 2004, S. 324). Danach kann das Streben nach Dominanz des Sloterdijkschen Männchens kaum als Ausdruck von Autonomie und »Thymos« gelten. Das Ressentiment ist wiederum durch

Überanpassung oder Fundamentalopposition geprägt und muss als Folge einer gescheiterten Subjektkonstituierung angesehen werden.

Der auf den Spiegel projizierte Narzissmus ist der Klebstoff der Anpassung, während die »narzisstische Wut« (Kohut 1973) der scheiternden Anpassung noch eine weitere Überlegung erfordert. Der Zustand des Seins und der Spontaneität beim Säugling, den Winnicott für die Basis eines stabilen Ichs hält, dürfte genetisch auf den primären Narzissmus der intrauterinen Existenz zurückzuführen sein, der spannungslosen Existenz sofortiger Bedürfnisstillung.

Grunberger schlägt nun eine Erweiterung des Narzissmuskonzeptes vor, indem er einem »primitiven Narzissmus oder Paläonarzissmus« eine »archaische[.] Aggressivität« zur Seite stellt, »die sich vom Narzissmus und der Aggressivität als Faktoren der Ich-Strukturierung *qualitativ* unterscheiden«. Paläonarzissmus und archaische Aggressivität sind danach selbstbezüglich; sie sind »nackte *Instinkte* und keine Triebe«, das sie sich auf kein Objekt, auch nicht auf das Ich beziehen (Grunberger 1988, S. 72 f.).

Mit Greenacre sieht er »das *beschleunigte Zellwachstum des Fötus*« als »Quelle seiner zukünftigen narzisstischen *Expansion* und seiner spezifischen Selbstbesetzung« an wie auch »des Begriffs des eigenen *Werts* oder der hochgestimmten Selbsteinschätzung«. Zugleich sei der Fötus durch eine *parasitäre Oralität* charakterisiert, und hier liege, wie Grunberger vermutet, der Ursprung einer »fundamentalen Gewalttätigkeit« (a. a. O., S. 75 f.).

Nietzsche verweist deshalb zurecht auf die Notwendigkeit der Sublimierung (die er dem Christentum abspricht<sup>78</sup>): »Fast alles, was wir ›höhere Cultur‹ nennen, beruht auf der

---

<sup>78</sup> »Alle Passionen haben eine Zeit, wo sie bloß verhängnisvoll sind, wo sie mit der Schwere der Dummheit ihr Opfer hinunterziehen – und eine spätere, sehr viel spätere, wo sie sich mit dem Geist verheiraten, sich »vergeistigen«. Ehemals machte man, wegen der Dummheit in der Passion, der Passion selbst den Krieg: man verschwor sich zu deren Vernichtung – alle alten Moral-Unthiere sind einmütig darüber »*il faut tuer les passions*«. Die berühmteste Formel dafür steht im Neuen Testament, in jener Bergpredigt, wo, anbei gesagt, die Dinge durchaus nicht *aus der Höhe* betrachtet werden. Es wird daselbst zum Beispiel mit Nutzenanwendung auf die Geschlechtlichkeit gesagt »wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus«: zum Glück handelt kein Christ nach dieser Vorschrift. Die Leidenschaften und Begierden *vernichten*, bloß um ihrer Dummheit und den unangenehmen Folgen ihrer Dummheit vorzubeugen, erscheint uns heute selbst bloß als eine akute Form der Dummheit. [...] Mit einiger Billigkeit werde andererseits zugestanden, dass auf dem Boden, aus dem das Christentum gewachsen ist, der Begriff »*Vergeistigung* der Passion« gar nicht concipiert werden konnte. Die erste Kirche kämpfte ja, wie bekannt, *gegen* die »Intelligenten« zu Gunsten der »Armen des Geistes«: wie dürfte man von ihr einen intelligenten Krieg gegen die Passion erwarten? – Die Kirche bekämpft die Leidenschaft mit Ausschneidung in jedem Sinne: ihre Praktik, ihre »Kur« ist der *Castratismus*. Sie fragt nie: »wie vergeistigt, verschönt, vergöttlicht man eine Begierde?« – sie hat zu allen Zeiten den Nachdruck der Disziplin auf die Ausrottung (der Sinnlichkeit, des Stolzes, der Herrschsucht, der Habsucht, der Rachsucht) gelegt. – Aber die

Vergeistigung und Vertiefung der *Grausamkeit* – dies ist mein Satz; jenes ›wilde Tier‹ ist gar nicht abgetötet worden, es lebt, es blüht, es hat sich nur – vergöttlicht« (Nietzsche 1999e, S. 166). Es scheint, dass dieses wilde Tier im Amokläufer schließlich das geschwächte Ich überwältigt hat.

Als konfiguratives Gegenstück und siamesischer Zwilling des individuellen Gewaltausbruchs muss allerdings mit Y. Gabriel die »Kanalisation des Todestrieb in festgelegte Verhaltensroutinen« gelten, insofern die »Bipolarität von narzisstischem Rückzug und erzwungenem Festhalten an Regeln genau die Anforderungen umschreibt, welche eine von unpersönlichen Maschinen und Konsum als hauptsächlichem gesellschaftlichem Austausch geprägte Zivilisation an das Individuum stellt« (Gabriel 1986, S. 46).

Beides dürfte auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen, nämlich auf das Fehlen eines stabilen narzisstischen Fundaments, das in wechselseitiger Begrenzung triebhaftes Streben in einer Mängelwelt zu komplementieren ermöglichen würde – und so das neuzeitliche Problem einer Aporie zwischen Selbst und Welt (zwischen Psychose und Normose, Amoklauf und SAART), das Safranski zufolge Goethe und Hegel ausbuchstabiert haben. Dieses Ausbuchstabieren selbst ist die Sublimierung, die das Raubtier allein zu zähmen vermag.

---

Leidenschaften an der Wurzel angreifen heißt das Leben an der Wurzel angreifen: die Praxis der Kirche ist *lebensfeindlich...*« Nietzsche 1999d, S. 82 f..

## 9 »Virgin-Killer«

I began to have fantasies of becoming very powerful and stopping everyone from having sex. I wanted to take their sex away from them, just like they took it away from me. I saw sex as an evil and barbaric act, all because I was unable to have it.

*Elliot Roger*

Abschließend möchte ich auf einen Fall zu sprechen kommen, der im Frühjahr 2014 im sonnigen Kalifornien passiert ist. Elliot Roger, ein recht kleiner, kindlich wirkender, unauffälliger Student hatte dort seinem Hass auf die Welt Ausdruck gegeben. Ich glaube, dass der Fall recht instruktiv ist bezüglich der hier dargestellten Themen.

Wir begegnen hier einer starken Mutterbindung, (angeblichem) Autismus, extremer Anpassung an das Gegebene, Traumata – vor allem im Hinblick auf die Sexualität –, mangelnder Sublimierung und massivem Ressentiment, den Wunsch, die Welt zu zerstören.

Elliot ist klein, ein Zwerg, als sei sein Körper Symbol seines psychischen Zustandes. Wurmser verwendet zur Charakterisierung des (verborgenen oder offenen) Ressentiments eine entsprechende literarische Figur, die des *Zwergen* von Lagerkvist. Er geht dabei von der Annahme aus,

dass einer der Ausgangspunkte für die Imagination, die die Gestalt des Zwergen geschaffen hat, eben die Beobachtung des Aufstandes des Spießbürgers, jenes engstirnigen, ressentimentgeladenen, konventionsgläubigen und originalitätshassenden Philisters war, wie er im Nazismus zu Macht und Geltung kam. Dabei mochte dieser Kleinbürgergeist durchaus mit hervorragender Intelligenz und einer technischen Fertigkeit, ja Pfiifigkeit einhergehen. Seine in dingorientierter Planung eingesetzten Fähigkeiten, seine völlige Stumpfheit gegenüber der Innenwelt des anderen und gegenüber dem Reichtum der eigenen Gefühlswelt und die Intensität und Grausamkeit seines Ressentiments formten die charakteristische Trias, die historisch zum »absoluten Bösen« führten (Wurmser 1993a, S. 144).

Lagerkvists Zwerg hat demnach, alle größeren Motivationssysteme bis auf ein einziges verworfen, »das der Aversion, des Rückzuges und des Antagonismus. [...] Dieses verweigernde Nein [...] wird zur einzig statthaften Motivierung. Und es ist dieses radikale, maligne Nein, das zum Leitmotiv eines solch traumatogenen Über-Ich geworden ist – die prototypische Abwehr gegen schwerste chronische Traumatisierung und die Wurzel der Verabsolutierung des Ressentiments« (Wurmser 1993a, S. 171).

Zu Verneinen ist also die tiefste Motivation, und alle aufgebrauchten motivationalen Texturen sind demgegenüber sekundär. Verneinen, das heißt im Sinne Greens, sich von der

Mutter zu befreien, die man gleichzeitig nicht loslassen kann. Eben diese Verneinung – es ist die des Flaschengeistes – treibt Elliot schließlich zu seiner Tat.

Elliot, der in der Studentenstadt Isla Vista am 23. Mai 2014 6 Menschen ermordete (und etliche weitere verletzte), bekam posthum sehr schnell das Etikett »Virgin-Killer« angehängt. Denn er hatte zuvor in einer im Internet hinterlassenen Elegie mit dem Titel *My twisted World* (Roger 2014) seinen Lebenslauf hinterlassen und darüber geklagt, dass er immer noch Jungfrau sei. An seinem »day of retribution« wollte er sich für die Ungerechtigkeit rächen, die ihm das Leben angetan hatte.

Zuvor hatte er noch mehrere Videos ins Internet gestellt, die den Rachefeldzug ankündigten und seine mit einer Lebensbeschreibung verknüpfte Tatankündigung an seine Eltern und einen Psychologen geschickt. Die Eltern konnten, aus Los Angeles kommend, die Tat aber nicht mehr verhindern. Eigentlich hatte es eine Zerstörungssorgie mit hunderten von Toten werden sollen, aber (auch) dies misslang; dem Leben von 7 Menschen einschließlich seiner selbst setzte er aber gleichwohl ein Ende. Das Misslingen, das der reale Schrecken überdeckt, kennzeichnet etliche Amokläufe, wie bereits den des Hauptlehrers Wagner und den von Littleton.

Als erstes hatte Elliot seine beiden Mitbewohner sowie einen weiteren Studenten in seinem Campus-Appartement mit vielen Messerstichen getötet, wollte dann ein Mädchenwohnhaus erstürmen, aber man machte ihm nicht auf – er hatte zu heftig angekopft. Dann schoss er mit einer Pistole auf drei Mädchen, die sich in der Nähe befanden und von denen zwei starben. Schließlich fuhr er mit dem Auto los und erschoss noch einen weiteren Studenten in einem Lebensmittelladen, fuhr um sich schießend weiter. Dabei verletzte er Menschen und überfuhr einen Radfahrer. Mit der schließlich (zu Fuß) eingreifenden Polizei lieferte er sich einen Schusswechsel; mit hoher Beschleunigung fuhr er einen weiteren Radfahrer an, der auf die Windschutzscheibe des Autos knallte, während der Wagen auf parkende Fahrzeuge auffuhr. Elliot, 22-jährig, erschoss sich schließlich selbst.

In dem hinterlassenen Text beschreibt er, wie er beinahe aufgefliegen wäre, nachdem ins Internet gestellte Videos die Polizei auf den Plan gerufen hatten. Deren Hausbesuch war jedoch folgenlos, da sie seiner Abwiegelung glaubte, ihn als »perfectly polite and kind« erlebte. Aber unter der Oberfläche tobte der Sturm.

Was war Elliot für ein Mensch, was ist ihm geschehen, dass es zu einer solchen Tat kommen konnte? Oberflächlich gesehen war er ein privilegiertes, verwöhntes Kind. Aber es ging ihm offenbar nicht gut.

Elliot scheint ein früh traumatisiertes Kind gewesen zu sein, das an einer symbiotischen Beziehung zu seiner Mutter festgehalten und Einbrüche der äußeren Welt immer wieder als erneute Traumatisierung erlebt hatte. Die Sexualität, als sie in seinen pubertären Körper einbrach, zerstörte ihn psychisch.

Er wollte »fit in« und »live a happy life amongst humanity«, aber er fühlte sich verstoßen und abgelehnt, »forced to endure an existence of loneliness and insignificance«, denn »the females of the human species were incapable of seeing the value in me«.

Dabei hatte er sein Leben als ein »blissful child« begonnen und »to the fullest« gelebt in einer Welt, von der er glaubte, sie sei »good and pure« – gut und rein (Roger 2014). Bis dann die Pubertät in aller Rohheit in diese Welt einbrach.

Ein Wunschkind war er freilich nicht gewesen; die Verhütung war durch Medikamente unwirksam geworden. Geboren wurde er dann als Sohn eines Fotografen und späteren Filmdirektors und einer malayischen Krankenschwester in England. In diesem Fall hat also das Wort »Amok« fast noch so etwas wie eine fatale Authentizität.

Drei Umbrüche bilden im Groben das äußere Szenario seiner Entwicklung: der Umzug nach Kalifornien mit fünf Jahren, die Scheidung der Eltern mit 7 und die Pubertät, die dafür gesorgt habe, dass ab dem Alter von 13 Jahren sein Leben im Wesentlichen aus Leiden bestand.

Von außen gesehen lebte er allerdings als Privilegierter, besuchte mit seinen Eltern »red carpet« Premieren; immerhin hatte seine Mutter mal was mit George Lucas gehabt, hatte der Vater in Hollywood seinen Arbeitsplatz. Immer wieder schildert er ausführlich die von ihm geliebten Gourmet-Essen.

Elliot beschreibt ein Leben, das durch Versorgung geprägt ist, aber nicht durch Beziehung. Über seine Eltern erfährt man in seinem Bericht lange nichts oder jedenfalls nur Äußerliches. Seine Gefühle anderen Menschen gegenüber sind entweder Verachtung oder Hass, Neid und Eifersucht. Er glaubt, er sei »[b]y nature<sup>79</sup>, [...] a very jealous person«. Darüber ins Moralisieren zu verfallen, würde das Problem verfehlen: Elliot will seine symbiotische Welt verteidigen (aber er schafft es nicht).

---

<sup>79</sup> Es ist immer wieder erstaunlich, wie sehr der Naturalismus zur »latenten Sinnstruktur« geworden ist.

Paradigmatisch dafür ist ein Film, dem er eine enorme Bedeutung beimisst, *The Land Before Time*. Mit dem Bild einer glücklichen Kindheit ist die Obsession in Bezug auf den Film, den Elliot »all the time« mit seiner Großmutter zu schauen pflegte, aber kaum vereinbar. Es geht dabei um einen kleinen Dinosaurier mit Namen Littlefoot, der seine Mutter verloren hat und sich nun auf eine Reise durch eine »dangerous world« begibt, um einen Ersatz zu finden: »the ›Great Valley‹, a land of prosperity and peace«. Es ist das narzisstische Paradies der Spannungslosigkeit.

Eine ungeheure Traurigkeit überkam ihn während der Szene, in der die Mutter starb, während er von »triumphant and happy emotions« überschwemmt wurde, wenn der Dinosaurier endlich das paradiesische Tal – ein Tal, nicht geschätzte Menschen – gefunden hatte. Dieser Film sei ein wesentlicher Teil seiner Kindheit gewesen: großes Leiden, das schließlich im Triumph endet (Roger 2014, S. 3).

Ein solcher Triumph blieb Elliot jedoch in der Wirklichkeit versagt. Er war keiner von den »popular kids«, blieb zeitlebens Jungfrau und litt unendlich darunter.

Im Hinblick auf sein problematisches Verhältnis zu Mädchen schildert Elliot ein Erlebnis, das sich nach seiner Darstellung kurz vor seinem 12. Geburtstag zutrug und das, wie er schreibt, Narben hinterließ.

Elliot's Mutter hatte ihn kurzfristig und gegen seinen Willen veranlasst, ein Sommercamp zu besuchen, wo sich ein Zwischenfall ereignete, den er als Trauma erlebte:

I was innocently playing with the friends I made, and they were tickling me, something people always did because I was very ticklish. I accidentally bumped into a pretty girl the same age as me, and she got very angry. She cursed at me and pushed me, embarrassing me in front of my friends. I didn't know who this girl was... She was only at Pinecrest for summer camp... But she was very pretty, and she was taller than me. I immediately froze up and went into a state of shock. One of my friends asked me if I was ok, and I didn't answer. I remained very quiet for the rest of the day.

I couldn't believe what had happened. Cruel treatment from women is ten times worse than from men. It made me feel like an insignificant, unworthy little mouse. I felt so small and vulnerable. I couldn't believe that this girl was so horrible to me, and I thought that it was because she viewed me as a loser (a. a. O.).

Das Mädchen, das ihn gedemütigt hat, sieht Elliot dann zu allem Überfluss später noch mit einem von den »popular kids«, den er dafür hasst.

Zwei Anmerkungen möchte ich hier machen. Zum einen glaube ich, dass Elliot hier ein ödipales Erlebnis hat, das aber quasi in eine narzisstische Matrix eingebettet ist; er kann die beiden nicht als Teil der Außenwelt betrachten, sondern setzt sie mit dem »im Geschlechtsverkehr vereinten Elternpaar« gleich.

Was Elliot weiterhin entgehen muss, ist, dass er das Mädchen liebt, weil sie ihn demütigt, das heißt, weil die einzige Beziehungsform, die er zu einer weiblichen Person haben

kann, eine masochistische ist. Diese (wohl zu einem nicht unerheblichen Teil der Kultur anzulastende) Konnotation von passiv, masochistisch und weiblich – sich schönmachen, um begehrt zu werden, wie er wiederholt berichtet – wirkt deshalb, als sei er psychisch mit seiner Mutter in einer Weise verstrickt, dass er Aspekte ihres Seelenlebens als eigene Intention agiert.

Diese masochistische Struktur zeigt sich erneut in einem weiteren berichteten Erlebnis, wo er sich wieder wundert, dass er sich ausgerechnet in ein Mädchen verliebt, das ihn demütigt:

My experience during Middle School really darkened my view of the world, and it would only get darker from then on, as I suffered more and more. The way I was treated by girls at this time, especially by that evil bitch [...], sparked an intense fear of girls. The funny part of this is that I had a secret crush on Monette. She was the first girl I ever had a crush on, and I never admitted it to anyone. To be teased and ridiculed by the girl I had a crush on wounded me deeply. The world that I grew up thinking was bright and blissful was all over. I was living in a depraved world, and I didn't want to accept it. I didn't want to give any thought to it. That is why I immersed myself entirely into my online games like World of Warcraft. I felt safe there (Roger 2014).

Das Mädchen, das er begehrt, ist eine »evil bitch« und ihm bleibt nur die Regression in die Computerspielwelt.

Dabei liegt ihm alles daran, »cool« zu sein, er betreibt die angesagten Aktivitäten wie skateboarding und färbt sein Haar blond. »Popular« sind nämlich die »kids«, die entweder Erfolg bei Mädchen haben oder skateboarding betreiben. Aber auch als Skateborder bringt er es nicht sehr weit, und später wird er sich nicht ohne Grund beleidigt fühlen, wenn er in der Schule als »Skateborder« bezeichnet wird. Elliot tut wirklich im Sinne der Mimikry alles, um »in« zu sein, aber ohne Erfolg; auch seine Haar- und Kleidungs-mäßige »transformation« findet wider Erwarten keine Beachtung. Immer wieder berichtet er von Bemühungen, sich als liebenswertes Objekt zu präsentieren, die eine Art Initiative darstellen, wenn auch mit »passivem Ziel«, die dann aus seiner Sicht plötzlich scheitert, was dann offenbar heftige, vernichtende Scham auslöst.

Allerdings, im Computerspielen, etwa *World of Warcraft*, bringt er es zu etwas und gewinnt so Freunde fürs gemeinsame Spielen. Aber neben der lauernden Eifersucht gibt es auch hier Einbrüche der Realität, die ihm die Fadenscheinigkeit der Spielwelt offenbaren, welche er dann auch für eine ganze Weile aufgibt.

Zentral ist freilich die Sexualität, die wie bereits angedeutet, sehr brutal in sein Leben einbricht, als er anfängt, sexuelle Gefühle Mädchen gegenüber zu hegen, ohne allerdings zu wissen, »what to do with them«. In einem Computerpool wird er Zeuge, wie ein anderer Jugendlicher einen Pornofilm sieht:

I saw in detail a video of a man having sex with a hot girl. The video showed him stick his penis inside a girl's vagina. I didn't know anything about sex at the time. I barely even knew what sex was. I was slowly starting to develop sexual feelings for hot girls, but I didn't know what to do with them. To see this video really traumatized me. I had no idea what I was seeing... I couldn't imagine human beings doing such things with each other. The sight was shocking, traumatizing, and arousing. All of these feelings mixed together took a great toll on me. I walked home and cried by myself for a bit. I felt too guilty about what I saw to talk to my parents about it. I was quite shaken for a few days.

Danach stürzt er sich in das Computerspielen, das nun sein Leben weitgehend ausfüllt und wie eine Regression in die völlige Ungeschiedenheit wirkt. Vielleicht ist dies das Hauptproblem mit dem Computerspielen: es ist eine Welt, in der nichts passieren kann, was nicht vorprogrammiert ist, wo die Identifikation mit dem Programmierer als Erben der Mutter aber primitive Allmachtsgefühle erzeugen kann, die das Trauma der Getrenntheit und der Kastration in der Tat ungeschehen machen sollen. Aber auch hier droht die Außenwelt, wenn man das Programm nicht perfekt bedienen kann und auf der anderen Seite die auflösende Verschmelzung, wenn das Programm zu perfekt beherrscht wird.

Als beschämend empfand Elliot, dass seine Mutter eine Wohnung bezog, hatten sie doch immer – vor und nach der Scheidung – in einem eigenen Haus gelebt. Die Wohnung verweist auf Kastration gegenüber dem vollständigen Haus.

Mit 14 beginnt Elliot zu masturbieren, und damit bricht für ihn erst der Himmel und dann die Hölle los:

It was during this winter break that I experienced my first masturbation and ejaculation. It was one of the most peculiar and memorable experiences of my life. At this point I was officially going through the stages of puberty, and I had lots of sexual urges. I often fantasized about hot naked girls while rubbing my penis against my mattress at night. One time, while doing this, I felt an intense stirring numbness all around my fully erect penis, and it extended all over my body. It felt magical and ecstatic, and I kept rubbing my penis on the mattress. That was when the orgasm happened. I couldn't believe how much pleasure I felt from that. I looked down at my penis to see that my semen had poured out all over it, like a volcanic eruption of white, sticky fluid. What was happening to me? I thought to myself with nervous excitement. It was like nothing I had ever seen or experienced before, something completely out of my world. I felt really guilty afterwards, so I refrained from telling anyone about it.

I started to masturbate on a regular basis. At first I only did it by rubbing my penis on my bed, but it eventually escalated to looking at pictures of girls online while rubbing my penis against my pants, fantasizing about doing sexual things with them. I didn't know how to access any porn sites, so I would just browse regular websites until I found a picture of a hot girl to masturbate to.

I developed a very high sex drive, and it would always remain like this. This was the start of hell for me. Going through puberty utterly doomed my existence. It condemned me to live a life of suffering and unfulfilled desires. Even at that young age, I felt depressed because I wanted sex, yet I felt unworthy of it. I didn't think I was ever going to experience sex in reality, and I was right. I never did. I was finally interested in girls, but there was no way I could ever get them. *And so my starvation began.*

The boys in my grade talked about sex a lot. Some of them even told me that they had sex with their girlfriends. This was the most devastating and traumatizing thing I've ever heard in my life. Boys having sex at my age of *Fourteen*? I couldn't fathom it. *How is it that they were able to have such intimate and pleasurable experiences with girls while I could only fantasize about it?* I frequently started asking myself. This was an all-boys school... *How in the hell were those boys even able to meet girls to have sex with?* I wondered. I hoped they were lying. I hoped against all hope. Hearing that really shook me to the core. Words cannot describe how much hatred and envy I felt for those boys. That hatred would

only fester the more I suffer from my sexual starvation. I was too scared to tell anyone about it, and I hid it well... for a time. (Roger 2014, S. 46–47)

Elliot war offensichtlich nicht aufgeklärt worden, aber das ist nur eine seiner Kalamitäten. Das aus meiner Sicht wesentliche Problem ist, dass seine Sexualität keine ödipale sondern eine präödipale (narzisstische) ist. Die sexuellen Phantasien können keine objektbezogenen sein, sondern dürften unbewusst inzestuös konnotiert sein. Zur Wirklichkeit der realen Objektbeziehung kann er nicht durchdringen, Mädchen bleiben ihm unerreichbar, werden zu Verfolgern.

Wieder bleibt ihm nur der Rückzug in die Ungetrenntheit der Computerspiele.

In der Schule, die er mehrfach wechselt, geht es ihm meist schlecht, fühlt er sich unbeachtet oder sonst gedemütigt. Solche Demütigungen sucht er auch immer wieder auf. Vor allem hübsche jugendliche Paare im sonnigen Kalifornien sind ihm die Pest. »Sich als Frucht am Baume zu wissen, die vor zu viel Schatten nie reif werden kann und dicht vor sich den Sonnenschein liegen zu sehen, der einem fehlt!« (Nietzsche 1999f, S. 381), so könnte man mit Nietzsche seine Klagen zusammenfassen. Man muss hier sicherlich noch als besonderes Problem die narzisstische kalifornische Partiewelt, den prävalenten Exhibitionismus und Narzissmus beachten und die Glamourwelt Hollywoods.

Zunächst belässt Elliot es dabei, gelegentlich solche Paare mit heißer Latte Macchiato zu überschütten oder mit einer organgensaftgeladenen Spritzpistole zu beschießen. Sein Hass schwelt und steigert sich über die Jahre, sich auf einen imaginierten und schließlich teilweise realisierten, orgastischen Höhepunkt zubewegend: der Amoklauf als perverser Orgasmus.

Der »Wendepunkt«, der Punkt, wo Elliot »zurückschlagen« will, kommt im Alter von 17 Jahren:

One day I found some posts on the internet about teenagers having sex, and I was once again reminded of the life I had been denied. I felt that no girl would ever want to have sex with me... And I developed extreme feelings of envy, hatred, and anger towards anyone who has a sex life. I saw them as the enemy. I felt condemned to live a life of lonely celibacy while other boys were allowed to experience the pleasures of sex, all because girls didn't want me. I felt inferior and undesirable. This time, however, I couldn't just stand by and accept such an injustice anymore. I refused to continue hiding away from the world and forgetting about all the insults it dealt to me.

I began to have fantasies of becoming very powerful and stopping everyone from having sex. I wanted to take their sex away from them, just like they took it away from me. I saw sex as an evil and barbaric act, all because I was unable to have it. This was the major turning point. My anger made me stronger inside. This was when I formed my ideas that sex should be outlawed. It is the only way to make the world a fair and just place. If I can't have it, I will destroy it. That's the conclusion I came to, right then and there. [...]

I have an exceptionally high level of intelligence. I see the world differently than anyone else. Because of all of the injustices I went through and the worldview I developed because of them, I must be destined for greatness. I must be destined to change the world, to shape it into an image that suits me!

At the beginning of the winter break, I decided to quit playing World of Warcraft entirely. On my last day on the game, I had a long, emotional conversation with James where I opened up about all of my troubles. I told him about all my newfound views of the world, and my belief that sex must be abolished. He seemed to be supportive of my stance, and I was glad that he understood me. It was a very memorable day (Roger 2014, S. 56)

James wird allerdings die von Elliot begehrte symbiotische Beziehung sprengen, als Elliots Vorstellungen ihm schließlich zu extrem werden.

In diese kritische Zeit fällt eine finanzielle Krise des Vaters, der mit einem ehrgeizigen, Kosten-intensiven Dokumentarfilm-Projekt nicht den erwarteten Erfolg hatte:

What a bitter coincidence, that right at the point when my life fell even deeper into agony, my father is cursed with this financial crisis. Right at the time when I needed my father's support the most, he lost all of his assets. It was as if some malevolent being cursed me with bad luck. I truly had no advantage at all. The universe was not kind to me.

Das führte nun dazu, dass er die Welt beherrschen, ihr seinen Willen aufzwingen und sich an allem Differenten rächen wollte:

I formed an ideology in my head of how the world should work. I was fueled both by my desire to destroy all of the injustices of the world, and to exact revenge on everyone I envy and hate. I decided that my destiny in life is to rise to power so I can impose my ideology on the world and set everything right. I was only seventeen, I have plenty of time. I thought to myself. I spent all of my time studying in my room, reading books about history, politics, and sociology, trying to learn as much as I can.

I became a new person, furiously driven by a goal. My torment would continue, but I had something to live for. I felt empowered.

Ein neuer Hitler wurde Elliot dann allerdings nicht – es dauerte ihm zu lange, die Welt-herrschaft vorzubereiten. Der Alternativplan, die anderen durch Erfolg zu besiegen, etwa als erfolgreicher Schriftsteller oder Drehbuchregisseur scheiterte an demselben Problem, was wohl mit dem affektiven Druck zu tun haben dürfte, der nicht oder kaum durch Sublimierung gemildert ist.

In den Ferien wird Elliot von seiner Mutter – für ihn plötzlich und unerwartet – mit seiner marokkanischen Stiefmutter in deren Heimat geschickt, wo er »couldn't help but cry all the time«. Er bombardiert seine Mutter mit Emails, verspricht ihr, sich mehr anzustrengen »to lead a better life and become a person she could be proud of«. Sie gibt schließlich nach und holt ihn in Marokko ab.

Als er einmal von »popular kids« wegen seiner nicht hippen Kleidung aufgezo-gen wird, macht er sich Gedanken über seine Eltern, von denen er sich völlig missverstanden fühlt:

My misery became harder and harder to bear, and none of my parents understood my plight. My father thought that all was well with me. *How could he be so blind?* He was so caught up in his failing work that he didn't care about how my life was turning out. I cursed him for it. My father never made any effort to prepare me for facing such a cruel world. He never taught me how to attract girls. He nev-

er warned me that if I didn't attract girls at an early age, my life would fall into a miserable pit of despair! Again... *How could he be so blind?* I asked myself constantly.

Was Elliot immer wieder als traumatisch beschreibt, ist der Anblick von glücklichen erscheinenden jungen Leuten, insbesondere Paaren, die Händchen halten und feiern.

I looked around me and saw lots of young couples holding hands and groups of good looking teenage boys and girls walking together and having fun on their Saturday night out. I saw all of those teenagers enjoying their pleasurable lives together, while I was all alone. They were enjoying everything I couldn't have. I was filled with intense anguish, and I quickly ran all the way back to father's house with tears pouring down my cheeks. Once I got home I had a breakdown and cried for hours and hours into the night.

Er bricht sogar einen College-Besuch wegen eines Paares ab, dessen Anblick er nicht erträgt. Elliot sieht sozusagen überall kopulierende Eltern, kann das – ödipale – Problem aber nicht lösen und keine reale Beziehung eingehen, denn dies würde die Akzeptanz der Differenz zur übrigen Welt voraussetzen.

Und all dies verweist meines Erachtens auf ein sehr frühes Trauma, das die affektive Differenzierung, die Separierung verunmöglicht hat. Er braucht weiter seine Eltern als Reizschutz, fühlt sich total abhängig von seiner Mutter, von der er verlangt, zu seinem Wohl reich zu heiraten: aber gegen die sexuelle Erregung hilft dieser äußere Reizschutz nicht. Kein Mädchen geht auf ihn zu, um die Rolle der versorgenden Mutter zu übernehmen.

Männer zu früheren Zeiten der bürgerlichen Entwicklung mögen da mehr Glück gehabt haben, gab es da doch noch aufopferungsvolle Frauen, die den infantilen männlichen Kern betreut haben, während dessen äußere Hülle ein erfolgreicher Unternehmer oder Künstler sein konnte.

So ist Rosenbaum der Auffassung, dass »die Männer im 19. Jahrhundert in einer günstigeren Position waren, dass sie sowohl ihre aggressiven als auch ihre Abhängigkeitstendenzen offener zeigen konnten: Es war für sie relativ leicht, bei der Arbeit aktiv zu sein und sich gleichzeitig zu Hause von ihren Frauen bemuttern und verwöhnen zu lassen« (Rosenbaum zit. n. Mentzos 1988, S. 87).

Flanierende blondierte Mädchen mit dem passenden Adonis waren damals vermutlich auch noch nicht epidemisch.

Elliot, der von Woche zu Woche zwischen den Häusern der Eltern pendelte, wurde mit 18 von seiner Stiefmutter vor die Tür gesetzt, was ihn wieder über die Schwäche seines Vaters nachgrübeln lässt, der ihn nicht verteidigt. Nun ist Elliot wieder gänzlich in der Obhut der Mutter, die zwar alle seine Wünsche sofort erfüllt – wie das nach Winnicott

dem frühen Säugling zusteht – aber seine Probleme damit nicht lösen kann, sondern eher verstärkt.

Elliot war wohl schon zu Zeiten der Trennung der Eltern in psychiatrischer bzw. psychologischer Behandlung. Über diese Trennung macht er im Übrigen noch eine bezeichnende Bemerkung. Die Mutter hatte ihn angesichts von Streitereien noch kurz zuvor beruhigt, dass es nicht zu einer Trennung kommen würde – von der Elliot dann wieder unvorbereitet überfahren wurde.

Im Scheidungsstreit spielte auch er selbst eine Rolle; er war wohl von einem Gutachter als »Asperger-Autist« diagnostiziert worden, und die Mutter meldete »special needs« an. Elliot ist in der Tat ein einziges Bedürfnis, und dies eben ist nach meiner Auffassung ein Anzeichen früher Traumatisierung. Nach Green hängt der die Existenz grundierende primäre Narzissmus des Säuglings davon ab, dass anfänglich

die Mutter die Bedürfnisbefriedigung sicherstellt, damit sich das Feld des Begehrens als Ordnung des Signifikanten öffnen kann. Dasselbe gilt für den Bereich des Narzissmus, der sich nur insofern zu etablieren vermag, wie die Sicherheit des Ichs durch die Mutter gewährleistet ist. Wenn aber diese Sicherheit und diese Bedürfnisebene einer vorzeitigen Konfliktaktualisierung unterliegen (im Inneren des Subjekts oder ausgelöst von der Mutter), kommt es – parallel zum Erlöschen des Begehrens und seiner Reduktion auf den Status des Bedürfnisses – aufgrund der narzisstischen Verletzung, die ein Erleben der Omnipotenz und damit auch ihr Überschreiten nicht erlaubt – zu einer exzessiven Abhängigkeit vom mütterlichen, Sicherheit garantierenden Objekt« (Green 1998a, S. 432 f.)

Die innere sexuelle Besessenheit Elliots bedeutet ja nicht, dass er beim realen Vollzug potent gewesen wäre. Er verhielt sich passiv gegenüber Frauen, die ihn faszinierten, also wie ein Bedürftiger.

Ich meine, dass sich in all den Scherben von Elliots Leben ein frühes Trauma wie ein Medusenhaupt spiegelt, auch wenn darüber nichts konkretes zu erfahren ist. Die sexuelle Besessenheit spricht wiederum für traumatische Erfahrungen einer affektiven Überwältigung der dargestellten Art. Denn die Mutter scheint kein Gefühl für das Angemessene zu haben; sie versorgt ihn größtenteils und frustriert ihn dann plötzlich und unvermittelt durch eine »vernünftige« Überlegung, etwa ihn in ein Ferienlager oder nach Marokko zu schicken.

Das heißt, sie sorgt dafür, dass er sich in (narzisstischer) Sicherheit wiegt, um ihn anschließend ohne Schutz etwas ihm Unerträglichem auszusetzen. Das stellt sich als ein der Mutter offenbar völlig unbewusster Sadismus dar. Die Formel des Autismus, die ja häufig in Amokzusammenhängen gehandelt wird, wirkt hier letztlich problemverschärfend. Denn er sorgt für eine persistierende Symbiose in einem dafür völlig unpassenden Alter, die nach Winnicott für ein Scheitern im Bereich der *primären Mütterlichkeit* zeugt:

Praktisch ergibt sich daraus, dass Frauen, die ein Kind geboren, aber im Anfang diese Umstellung nicht erreicht haben, vor der Aufgabe stehen, das Versäumte irgendwie nachzuholen. Sie müssen sich bewusst über lange Zeit den wachsenden Bedürfnissen des Kindes genau anpassen, und es ist nicht sicher, ob es ihnen gelingt, die frühe Störung wiedergutzumachen. Statt die gute Wirkung eines frühen, vorübergehenden Aufgehens im Kinde, als selbstverständlich anzusehen, verfangen sie sich wie in einem Netz in den nunmehr sozusagen therapeutischen Bedürfnissen des Kindes, d. h., sie haben lange mit der Anpassung an die Bedürfnisse oder der Verwöhnung zu tun. Statt einfach Mütter zu sein, treiben sie Therapie (Winnicott 1960, S. 396)

Die letzte Chance, die Elliot dem Leben gibt, ist Isla Vista, ein Ort studentischen Hochlebens – der freilich auch wieder für ihn zum Ort des Scheiterns wird und in einsamer Agonie den »day of retribution« heranreifen lässt, den Tag, an dem »popular kids« und »young couples« endlich dafür bestraft werden sollen, dass es ihnen besser geht:

I will make them all suffer for rejecting me. I will arm myself with deadly weapons and wage a war against *all women and the men they are attracted to*. And I will slaughter them like the animals they are. If they won't accept me among them, then they are my enemies. They showed me no mercy, and in turn I will show them no mercy. The prospect will be so sweet, and justice will ultimately be served. And of course, I would have to die in the act to avoid going to prison (a. a. O.).

Elliot setzt alle begehrten Frauen symbolisch gleich (Segal 2012, S. 208) mit seiner Mutter (ein psychotischer Aspekt), deren Zuwendung zum Vater ihm unerträglich ist. Es dürfte seine eigene sexuelle Begierde sein, die er auf diese Frauen projiziert und abwertet. Elliots Bild der Sexualität erscheint sadomasochistisch konnotiert und es drängt sich dabei auch die Vermutung auf, dass hier »Urszenen«-Erfahrungen eine Rolle spielen.

Deshalb will ich hier kurz auf eine These von Dietmut Niedecken eingehen, die postuliert, dass die prävalente Sexualität, die generell einen sadomasochistischen Anstrich zu haben scheint, keinesfalls als naturgegeben zu betrachten ist. Vielmehr versteht sie die konkrete Ausgestaltung der »Urszene«, des elterlichen Geschlechtsverkehrs, als sexuellen und Denk-Horizont desjenigen, der die genealogische Linie fortsetzt.

Niedecken konstatiert einen »je individuell ausgebildete Urszenenmythos« (Niedecken 2013, S. 150), der nämlich sowohl *binär* als auch als auch *trinär* gestaltet sein kann. Die binäre Inszenierung des Mythos analysiert sie anhand kriegsspielender Kinder, deren Spiel durch einen unbewussten Bedeutungsüberschuss geprägt sei. Zwar sei das Material durch öffentliche Medien und Computerspiel vorgegeben, aber maßgeblich sei die Überlagerung verschiedener Szenen aus der Erfahrungswelt der Kinder.

Es sei zumal »eine Encodierung der die Szene konstituierenden Gesten in männlich-sexuelle und weiblich-sexuelle Klischees unverkennbar«. Den Kindern habe die kriegsrische Szene dazu gedient, unbewusste Erfahrungen mit der elterlichen Sexualität zu rekapitulieren (Niedecken 2013, S. 151).

Niedecken bedient sich dabei Laplanches Begriff der »rätselhaften Botschaft«. Dieser Begriff knüpft an dessen Theorie der Urverführung an als »jene grundlegende und grundsätzliche Situation, in der der Erwachsene an das Kind sowohl verbale als auch nicht-verbale Signifikanten heranträgt, oder sogar solche, die sich in seinem Verhalten anbieten – Signifikanten, die von unbewussten, sexuellen Bedeutungen durchsetzt sind« (Laplanche 1988, S. 224).

Auch die »Urszene« versteht Laplanche als »Ur-Verführung« für das Kind, dem sie Szenarien aufzwingt, die, »da sie selbst für die Handelnden unverständlich sind«, nicht assimilierbar und Trauma-erzeugend seien. Mit Verweis auf Melanie Klein sieht Laplanche die »Eltern in einem ewigen Koitus vereint, der den Genuss mit dem Tod verbindet und durch den sie das Kind von jeglicher Fähigkeit teilzunehmen, also zu symbolisieren, ausschließen« (a. a. O., S. 224 f.).

Daran knüpft Niedecken an, indem sie das Kriegsspiel der Jungen als »phallisch aggressive[n] Übergriff« interpretiert, der zugleich einen Übersetzungsversuch der rätselhaften Botschaft der Urszene darstelle (Niedecken 2013, S. 151). Im Kriegsspiel bereitet sich danach also ein aggressives Verständnis von Sexualität vor im Sinne eines Machtverhältnisses und damit auch einer privatistischen Sexualität unter Ausschluss des Dritten. Wir dürfen nicht vergessen, dass hiervon, wie auch Laplanche und Niedecken betonen, die Symbolisierungsfähigkeit, also das Denken und die Fähigkeit, sich diskursiv zu arrangieren betroffen ist.

Diese Auffassung der »Urszene als ein Kampfgeschehen, als sadomasochistische Gewalt« sieht Niedecken nun in der Psychoanalyse schulübergreifend ubiquitär an; die Aufgliederung der »Urszene in Täter und Opfer, als das Extrem der Subjekt-Objekt-Dichotomie« sei gegeben und daher »das Erleben des Ausgeschlossenenseins und die vernichtende Wut darüber anscheinend unvermeidlich«. Der Ausschluss resultiere aus dem naturgegebenen Mangel an identifikatorischen Möglichkeiten des Kindes gegenüber der elterlichen Sexualität. Das Kind erlebe sich dementsprechend als grundlegend und uneinholbar mangelhaft und erlebe dies »mit Verlassenheitsangst, Schmerz und vernichtender Aggression«, während es diese Affekte in das sexuelle Geschehen projiziere: »die gewalttätige Interpretation wäre damit zwangsläufige Folge der körperlichen Unreife des Kindes« (Niedecken 2013, S. 152 f.).

Nun erscheint ein notorisch auftretendes Dilemma immer zweideutig, als Vexierbild quasi. Es könnte sich um eine anthropologische Gegebenheit handeln oder um etwas

Kontingentes, um ein Attribut menschlicher Sexualität oder um eines, das speziell die *bürgerliche* Sexualität konstituiert.

Muss denn eine sexuelle Beziehung aus der Kind-Perspektive zwangsläufig als gewaltförmig und trennend erscheinen, oder liegt das Problem etwa in einer kulturellen Praxis, bei der vom Sein auf das Sollen geschlossen wird? Stellt vielleicht das, was wir unter Sexualität zu verstehen gewöhnt sind, generell eine Deformation derselben dar? Niederkens eröffnet anhand einer kleinen Szene, bei der sich das schlafend gewähnte Kleinkind als nicht ausgeschlossenes Drittes einer sexuellen Interaktion der Eltern zu fühlen scheint, die Möglichkeit, dass die kulturell als normal geltende binäre Sexualität keineswegs ohne weiteres als etwas Gegebenes hinzunehmen ist, ohne dass man dabei gleich an eine de Sadsche Orgie denken muss. Schließt doch die Orgie gerade das Dritte aus.

Es ist interessant, dass Elliot es vor dem geplanten Attentat mit dem Schicksal noch einmal im Guten versucht. Er spielt Lotto, um so schnell reich und damit attraktiv für Mädchen werden zu können. Es muss freilich auch ein praller Jackpot von etlichen Millionen sein. Dafür fährt er sogar eigens nach Arizona. Wenn er dann nicht gewinnt, ist das für ihn gleichbedeutend damit, bestohlen worden zu sein. Denn in seinem Leben gibt es keine Kontingenz, die ja Getrenntheit impliziert.

Elliot, der zwischendurch auch mal erster Klasse nach England fliegt oder auf ein exquisiten Privatkonzert eines Popsterns geladen ist, hatte, bevor er seinen Amoklauf startete, ein Äquivalent ins Kalkül gezogen: die anderen durch Überholen auszustechen. Menschen, die sich durch Angeberei und Hybris »rächen«, dürfte es insbesondere in Amerika, aber nicht nur dort, genügend geben. Und gerade dieses System bringt es mit sich, dass immer »Verlierer« übrig bleiben müssen, an denen sich die »Gewinner« aufrichten können. Das kulturelle Enzym des Amoklaufs dürfte darin bestehen, dass die westliche Gesellschaft tendenziell Pathologie nur beim Verlierer wahrnimmt, während sie den Gewinner als per se »gesund« betrachtet. Dadurch gerät der konfigurative Gesichtspunkt aus dem Blick. Es dürfte jedoch sicherlich genügend Reiche geben, die ohne ihren Reichtum tatsächlich keine Frau oder jedenfalls keine »Trophäe« hätten für sich einnehmen können.

Die amerikanische Währung ist der Erfolg, der aber nicht unbedingt ein Zeichen von Ich-Stärke sein muss. Gerade die Unterzeichnung der kulturellen Affirmation von Erfolg

kann ein Zeichen von Ich-Schwäche sein, da die betreffende Person dann ihr Zentrum außerhalb ihrer selbst hat.

Elliot fand schließlich den Grund heraus, warum ihm das Leben so übel mitgespielt hat und warum Frauen »have a perverted sexual attraction for the most brutish of men instead of gentlemen of intelligence«:

I concluded that women are flawed. There is something mentally wrong with the way their brains are wired, as if they haven't evolved from animal-like thinking. They are incapable of reason or thinking rationally. They are like animals, completely controlled by their primal, depraved emotions and impulses. That is why they are attracted to barbaric, wild, beast-like men. They are beasts themselves. Beasts should not be able to have any rights in a civilized society. If their wickedness is not contained, the whole of humanity will be held back from advancement to a more civilized state. Women should not have the right to choose who to mate with. That choice should be made for them by civilized men of intelligence. If women had the freedom to choose which men to mate with, like they do today, they would breed with stupid, degenerate men, which would only produce stupid, degenerate offspring. This in turn would hinder the advancement of humanity. Not only hinder it, but devolve humanity completely. Women are like a plague that must be quarantined. When I came to this brilliant, perfect revelation, I felt like everything was now clear to me, in a bitter, twisted way. I am one of the few people on this world who has the intelligence to see this. I am like a god, and my purpose is to exact ultimate Retribution on all of the impurities I see in the world (a. a. O.).

Elliot projiziert offenbar das mit der narzisstischen Aggression verbündete Triebhafte in sich selbst, das ihn überwältigt und traumatisiert, auf die äußere Welt, auf Frauen und sexuell aktive Männer. Wenn Frauen keine Wahl haben sollen, mit wem sie sexuelle Kontakte haben wollen, dann sind sie keine psychisch autonomen Subjekte mehr, dann sind sie nurmehr Derivate der frühen versorgenden aber auch verschlingenden Urmutter. Hier würde Elliot freilich vom Regen in die Traufe kommen.

Der Ausdruck »civilized men« ist verweist in diesem Zusammenhang klar auf den primären Narzissmus, der noch untransformiert ist durch Trieberfahrungen. Der Zusammenklang und -hang von Zivilisation, Narzissmus und Naturfeindlichkeit ist gleichwohl keine reine Idiosynkrasie Elliots, sondern verweist auf ein basales Problem unserer Kultur, vielleicht des Menschseins überhaupt. Wenn wir Amokläufer wie Schmetterlinge auf ein psychiatrisches Tableau speißen, dann ist das eine Vogel-Strauss-Taktik, die das vorangestellte von Adorno übernommene Motto ignoriert und sicherlich ihren Teil zur Verzweiflung der im Internet über ihre »Krankheit« recherchierenden Ausgestoßenen beiträgt.

Frauen sind Tiere, unfähig zum rationalen Denken und »controlled by their primal, depraved emotions and impulses«. Sie geben sich »beast-like men« hin und müssen deshalb unter Quarantäne gestellt werden. Sind wir hier nicht wieder bei Böhme und Böhme und der bürgerlichen Kultur des neunzehnten Jahrhunderts? Oder inmitten des weißen

Lynchmobs in den USA, der schwarze Männer dafür umbrachte, dass sie das Interesse weißer Frauen genossen?

Nach dem nach seinen Ansprüchen missglückten Rachefeldzug, der vorgestellten ultimativen Vergewaltigung der Gesellschaft, hat sich Elliot wie angekündigt getötet, und es ist zu vermuten, dass er mit dem Gefängnis der Vergeltung, der Kastration durch den Vater – nicht dem wirklichen, sondern dem symbolischen – entkommen wollte und damit der Differenz. Der Tod beerbt die Symbiose, ist ja die psychische Ungetrenntheit bereits eine Art Tod – des geschlagenen Triebes nämlich.

Mit Green kann man hier im Übrigen an Dostojewskis Helden Raskolnikow aus dem Roman *Schuld und Sühne* denken: »Wenn Gott nicht existiert, ist alles erlaubt«, sagt dieser und Green ergänzt: »Wenn Gott nicht existiert, ist es mir erlaubt, ihn zu ersetzen und das Beispiel zu sein, das den Glauben an Gott wiederherstellt. Ich werde also Gott in Stellvertretung sein« (Green 1998a, S. 428 f.).

## 10 Schlussbetrachtung und Thesen

Es ist inzwischen unüblich geworden, weite kulturbezogene Bögen zu spannen und Mikro-Makro-Aspekte sozialer Erscheinungen jenseits des atomistischen Tableaus zumindest versuchsweise zu verräumlichen. Dieser Verräumlichung entspricht die Funktionsweise der rechten Hirnhälfte, die auf einer affektiven Basis operiert und die daher die Realität nicht als Ansammlung von Fakten, sondern als integrierten Zusammenhang abbildet. Diesen Teil unseres Hirns haben wir leider eklatant vernachlässigt, während wir den Konfabulationen des linken, punktuell-rationalen Teils (die Basis des logischen Empirismus) allzu bereitwillig Glauben geschenkt haben. Das weithin prävalente betriebswirtschaftliche Dogma der Social Behavioral Sciences legt davon Zeugnis ab.

Aber die Welt, die wir so erschaffen, wird immer enger, lässt dann doch immer mehr draußen. Und dieses Draußen macht sich leider in einer Weise bemerkbar, die unsere Ignoranz immer gefährlicher erscheinen lässt. Amokläufe sind eine Form der Aktivität dieses Draußen, das sich allerdings mehr und mehr als ein Drinnen entpuppt.

Der Goldmarie folgt die Pechmarie immer auf dem Fuße. Das Leben lässt sich nicht in Reglements einzwängen.

Im Hirn der »Protagonisten« nach Anomalien zu suchen oder in deren Genen erscheint mir da wenig hilfreich. Vielmehr sollte der kulturelle Narzissmus auf den Prüfstand gestellt werden, den die Amokläufer nur komplementieren dürften. Deren Taten sind gleichwohl nicht zu entschuldigen, was aber nichts daran ändert, dass sie diesen unglückseligen Weg aus ihrer Zwangslage gewählt haben.

Angesichts von Fragen der Konstitution des Subjekts und der Funktion von Familie und Gesellschaft hierbei sei, so Legendre, »[d]ie Kriminologie [...] schnell dabei, ihre Hände in unzuständiger Unschuld zu waschen« (Legendre 2011a, S. 148). Dieser Kritik wollte diese Arbeit begegnen.

Der Empirismus sowie die deskriptive Psychiatrie beschreiben nur Phänomene, aber es kommt darauf an, sie (im Sinne der Phänomenologie) zu erkennen. Das verhindert jedoch die Subjekt-Objekt-Spaltung, die ein historisches Produkt des Ressentiments zu sein scheint, das nur eine Zweiheit, Täter und Opfer, kennt, aber kein Drittes.

Dieses Dritte geht zurück auf die Differenzierung von Subjekt und Objekt aus dem Spiegel, den die Mutter für das Baby ist. Das ist der neuralgische Punkt. Die Mutter selbst wiederum ist aber auch ein Spiegel der sie umgebenden und sie prägenden Kultur. Sie

ist wie ein Brennglas, das Wärme, aber auch eine Feuersbrunst erzeugen kann. Es ist jedoch das Licht der Sonne, das dazu nötig ist.

Das Problematische am Empirismus der Social-Behavioral Sciences ist, dass er nur isolierte Phänomene untersuchen kann, aber keine Konfigurationen – so muss er auf einer Zeichenebene verkümmern. Der Amokläufer wird dann ähnlich bestimmt wie eine Butterblume oder ein Karpfen. Aber, wie bei Adorno zu lesen: »Dem Bewusstsein der Einzelperson dämmert an dem, was ihr widerfährt, die universale Interdependenz. Ihr dem Schein nach isoliertes Schicksal reflektiert das Ganze« (Adorno 2003c, S. 313).

Es wirkt schildbürgerisch, hier den Amokläufer, dort den islamistischen Attentäter und noch anderswo den Familienmörder jeweils für sich zu untersuchen. Ebenso ist es zu beurteilen, wenn man den individuellen Narzissmus isoliert vom Gruppennarzissmus untersucht, den Trieb isoliert vom Narzissmus. Das Eindämmen der triebhaften Aggression mit behavioristischen Programmen bringt so womöglich die schwerer wiegende narzisstische Aggression zum Vorschein. – »Aber die Leidenschaften an der Wurzel angreifen heißt das Leben an der Wurzel angreifen« (Nietzsche 1999d, S. 83).

Die Abgabe von Verantwortung – an therapeutische Manuale etwa – lässt sich nur als Exkommunikation des »Behandelten« aus der Welt der Bezogenheit verstehen, der menschlichen Welt – zugunsten der Statistik als Signum der Herrschaft des Nichts.

Es spricht einiges für die Nietzsche-Schelersche These, dass dem Ressentiment eine prägende Kraft in der westlichen Kultur zukommt. Aber Ressentiment, (pathologischer) Narzissmus und auch Scham sind nur Aspekte der Undifferenziertheit vom primären Objekt, das noch nicht Objekt ist. Mimikry und Gewalt sind zwei untaugliche Weisen, der Gefangenschaft im Spiegelbild zu entfliehen. Beides wirkt letztlich destruktiv. Man kann hier auf die US-Gefangenenlager verweisen, die dieses fatale Dynamik zu explizieren geeignet sind. Ein autonomer Mensch würde sich nicht an ein Milgramsches Szenario akkommodieren.

Die Basis für solche Autonomie wird in der frühen Lebenszeit geschaffen. Dort werden die Weichen dafür gestellt, ob der (doppelte) Narzissmus der intrauterinen Welt und das Triebleben des Außenbezugs miteinander konvergieren können, oder nicht. Im ersten Fall resultiert ein stabiles, flexibles Ich mit unauffälliger, funktionaler Selbstkontrolle, im letzteren ein schwaches mit fehlender oder rigider Selbstkontrolle, auch wenn diese Schwäche durch bestimmte gesellschaftliche Vorkehrungen skotomisiert bleiben kann.

Die Mutter wirkt hier als Medium, aber gerade wenn sie sich unter der Ägide gesellschaftlicher Moden anstrengt, alles richtig zu machen, wird es ihr häufig so gehen, wie dem König Ödipus oder der Pechmarie. Sie verliert dann selbst die Basis des Seins und versucht unwillkürlich, am Säugling Halt zu finden. Derartige Traumata sind zu subtil, um die Beachtung einer (psychoanalytisch uninformierten) empiristischen Forschung zu erhalten. Aber ihre Folgen können gewaltig sein. Die Vogel-Strauß-Politik des Naturalismus scheint da kaum ein geeignetes Mittel des Umgangs abzugeben.

Aufgrund meines Versuchs einer exemplarischen Rekonstruktion glaube ich mich zu einigen abschließenden Thesen berechtigt:

Der typische Amokläufer unterscheidet sich nicht grundlegend von vielen anderen Menschen unserer Kultur (und anderer Kulturen). Man spricht besser von einer Störung des Narzissmus, als von einer narzisstischen Störung.

Die extreme Betroffenheit durch Zurückweisung oder befürchtete Zurückweisung, die auch empirische Studien für typisch halten, deutet darauf hin, dass der betreffende Mensch seinen Narzissmus – als Konstanzgefühl des Seins mit pränatalen Wurzeln – nach außen projiziert, was durch Überanpassung bzw. Mimikry imponiert.

Die Wirkung der Zurückweisung lässt sich etwa damit vergleichen, dass jemand all seinen ihm haltgebenden Besitz in einem Bankhaus hinterlegt hat, während sich der Geschäftsführer mit diesem Besitz aus dem Staub macht. Die Zurückweisung entspricht psychisch keinem Beziehungsverlust, sondern (primär) einem Selbstverlust.

Das verweist auf einen borderline-artigen Mangel im Bereich der psychischen Differenzierung von Subjekt und Objekt (Objekt Konstanz) und damit auf ein Trauma-induziertes Ich-Schwäche (auf der Basis einer Ich-Spaltung). Die Ich-Spaltung dürfte ursprünglich einen Schutz vor übermäßiger traumatischer Erregung bezweckt haben, verhindert allerdings fatalerweise dauerhaft, dass es zu einer Integration von Narzissmus (Konstanz) und Trieb (Dynamik) kommen kann.

Deshalb kommt es auch späterhin zu einer triebbedingten Trauma-Affinität, soweit dies nicht durch einen stabilisierenden äußeren Rahmen kompensiert wird (der narzisstisch besetzt werden kann). So kann es zu einer relativen Stabilisierung kommen, die aber durch die sexuelle Reifung der Pubertät einem so massiven Angriff ausgesetzt ist, dass das fragile Ich hinweggespült wird und die sexuelle Erregung zum Treibstoff eines massiven Ressentiments werden kann, das einer primitiven Affektregulierung entspricht.

Die Mängel der Affektbindung auf der Basis einer nur ungenügenden Separation von der Mutter werden nun akut; die Symbolisierungsfähigkeit ist beeinträchtigt, es kommt vermehrt zu symbolischen Gleichungen (die Gesellschaft wird etwa zur bedrängenden Mutter, von der man sich befreien will). Sublimierung als sozialverträgliche Transformation von Triebspannungen ist nicht oder kaum möglich. Der Amoklauf entspricht dann psychisch einer primärprozessartigen (klimaktischen) Spannungsabfuhr.

Ich habe den Amoklauf exemplarisch aus der Perspektive verschiedener Disziplinen betrachtet, aber auch bestimmte kriminologische Theorien aus Sicht des Amoklaufs. Auch dazu möchte ich hier einige Thesen formulieren:

Die (US-amerikanisch geprägte) Kriminologie oszilliert tendenziell zwischen Rationalismus und Behaviorismus (betriebswirtschaftliche Kriminologie) und übersieht weitgehend die trans- und intersubjektiv geprägte Subjektconstitution, die die Handlungsfähigkeit im Sinne von Aristoteles zu begründen wie auch zu verhindern geeignet ist.

In dieser Hinsicht habe mich exemplarisch mit der *General Theory of Crime* von Gottfredson und Hirschi beschäftigt als Beispiel für eine rationalistische Theorie. Deren Postulat der Kriminogenität von Mängeln im Bereich der Selbstkontrolle kann zugestimmt werden. Soweit die Autoren jedoch die Genese einer suffizienten Selbstkontrolle allein auf eine rationale verbale Kontrolle im ja/nein-Modus stützen, erscheint sie aus psychoanalytischer Perspektive als äußerst naiv. Die entsprechende empiristische Kritik von Seiten der Neuropsychologie, die Selbstkontrolle auf einen biologischen Automatismus verkürzt, ist entgegenzuhalten, dass die dort angeführten, bei Kindergartenkindern beobachteten motorischen Fehlleistungen nicht zwingend in die (autonom verstandene) Biologie verweisen, sondern auch als Aspekte einer beziehungs- und Trauma-abhängigen Störung der Ich-Konstitution verstanden werden können.

Amokläufer zeigen mitunter eher eine extreme Selbstkontrolle, die sich als Ausdruck von Affektrigidität verstehen lässt, die wiederum auf frühe Traumatisierung verweist, die kumulativ sein kann und sich nicht immer nachweisen lässt.

Eine suffiziente Selbstkontrolle muss deshalb vielmehr als Folge der beziehungsgestützten Differenzierung von Subjekt und Objekt betrachtet werden, die den Zugang zur menschlich-symbolischen Ordnung inauguriert, was wiederum Affektbindung und Sublimierung ermöglicht.

Die Basis dafür bildet eine frühe Säuglingsbetreuung, die dem primären Narzissmus Rechnung trägt und es dem Säugling in genügendem Ausmaß gestattet, bei sich zu sein und nicht etwas für die Mutter sein zu müssen. Auf dieser Basis kann das dem extrauterinen Mangel geschuldete Triebleben allmählich in ein einheitliches Ich integriert werden.

Als Beispiele für eine mehr behavioristisch ausgerichtete Kriminologie dienten mir die *Bindungstheorie* von Hirschi und die *General Strain Theory* von Agnew.

Zu ersterer möchte ich die These formulieren, dass das, was Hirschi als mangelnde Bindung bezeichnet, eher eine Totalverneinung als Ausdruck von Ressentiment darstellen könnte, wie sie uns bei de Sade und reflektiert bei Wurmser begegnet ist. Die Bindungslosigkeit ist dann eine scheinbare, ein performativer Widerspruch im Sinne von Waldenfels.

Agnew ist zuzustimmen, wenn er die Vernachlässigung des Affekts im Hinblick auf Kriminalität seitens der kognitivistischen Theorien kritisiert. Meine Kritik, die ich hier als These formuliere, geht jedoch dahin, dass Agnew selbst rationalistisch argumentiert, indem er allzu leichtgläubig die Gründe hinnimmt, die das gesellschaftliche Imaginäre anbietet, die hier als narzisstisch bezeichnete Adhäsion an das Gegebene nicht hinterfragt. Die Beispiele, die er für *Strain* bringt – Statusmangel, Statusverlust, aversive Erlebnisse – wie auch seine Vorstellungen von Coping deuten auf eine entwicklungsbedingte Unreife, die keinesfalls als »normal« im normativen Sinne vorausgesetzt werden kann. Die Möglichkeiten von Symbolbildung und Sublimierung bleiben ausgespart.

Negative Erfahrungen können insbesondere auch provoziert werden, um so unterdrückte Affekte (Triebe) – das ist nach meiner Auffassung die Bedeutung von *Strain* – (vermeintlich gerechtfertigt) abreagieren und so in einen – vermeintlichen – »Raum reinen Glücks« zurückkehren zu können.

## Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W (1973): Studien zum autoritären Charakter. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1952): Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Gesellschaftstheorie. In: *Psyche* 6 (1), S. 1–18.
- Adorno, Theodor W. (2003a): *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (2003b): *Soziologische Schriften I*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor Wiesengrund (2003c): *Negative Dialektik*. Frankfurt a.M: Suhrkamp.
- Agnew, Robert (1985): A revised strain theory of delinquency. In: *Social forces* 64 (1), S. 151–167.
- Agnew, Robert (1992): Foundation for a General Strain Theory of Crime and Delinquency. In: *Criminology* 30 (1), S. 47–88. DOI: 10.1111/j.1745-9125.1992.tb01093.x.
- Agnew, Robert (1995): Testing the Leading Crime Theories: An Alternative Strategy Focusing on Motivational Processes. In: *Journal of Research in Crime and Delinquency* 32 (4), S. 363–398. DOI: 10.1177/0022427895032004001.
- Amendt, Gerhard (1993): *Wie Mütter ihre Söhne sehen*. Bremen: Ikaru.
- Anders, Günther (2002a): *Die Antiquiertheit des Menschen 2. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution*. 3. Aufl. in der Beck'schen Reihe. München: Verlag C.H. Beck.
- Anders, Günther (2002b): *Über prometheische Scham*. In: Günther Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen 1. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*. 2. Aufl. in der Beck'sche Reihe. München: Verlag C.H. Beck, S. 21–95.
- Anonyma (2013): »Du Psycho!«. In: *Der Spiegel* (39), S. 126–127.
- Arendt, Hannah (1958): *Die Krise in der Erziehung*. Bremen, 13.05.1958. Online verfügbar unter [www.adz-netzwerk.de/files/mp3/Kahl\\_NDR\\_HannahArendt\\_1.mp3](http://www.adz-netzwerk.de/files/mp3/Kahl_NDR_HannahArendt_1.mp3), zuletzt geprüft am 23.10.2014.
- Arendt, Hannah (2006): *Über das Böse. Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik*. München [u.a.]: Piper.
- Aristoteles (2003): *Nikomachische Ethik*. Bibliogr. erg. Ausg. Stuttgart: Reclam.
- Badinter, Elisabeth (1983): *Die Mutterliebe*. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg.
- Bannenberg, Britta (2012): Sogenannte Amokläufe junger Täter – Mehrfachtötungen aus unklarem Motiv. In: Helmut Remschmidt (Hg.): *Tötungs- und Gewaltdelikte junger Menschen*. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg, S. 77–104.

Bannenberg, Britta (2014): Entwicklung schwerer Gewalt aus kriminologischer Sicht. In: *Zeitschrift für Internationale Strafrechtsdogmatik* 9 (9), S. 435–441. Online verfügbar unter [http://www.zis-online.com/dat/artikel/2014\\\_9\\\_850.pdf](http://www.zis-online.com/dat/artikel/2014\_9\_850.pdf).

Bannenberg, Britta; Bauer, Petra; Kirste, Alexandra (2014): Erscheinungsformen und Ursachen von Amoktaten aus kriminologischer, forensisch-psychiatrischer und forensisch-psychologischer Sicht. In: *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie* 8 (4), S. 229–236. DOI: 10.1007/s11757-014-0289-9.

Bäßler, Rüdiger (2010): Täter von Eislingen: Die Black Box blieb fest verschlossen. In: *Stuttgarter Zeitung Mobil*. Online verfügbar unter <http://m.stuttgarterzeitung.de/...t.taeter-von-eislingen-die-black-box-blieb-fest-verschlossen.3ba6a55f-b7d7-436e-b11d-2f6fb396495f.html>[24.04.2013 14:50:55], zuletzt geprüft am nicht mehr verfügbar.

Bauriedl, Thea (1989): Beziehungsanalyse. D. dialekt.-emanzipator. Prinzip d. Psychoanalyse u. seine Konsequenzen für d. psychoanalyt. Familientherapie. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beaver, Kevin M.; Wright, John P.; Delisi, Matt (2007): Self-Control as an Executive Function: Reformulating Gottfredson and Hirschi's Parental Socialization Thesis. In: *Criminal Justice and Behavior* 34 (10), S. 1345–1361. DOI: 10.1177/0093854807302049.

Benjamin, Walter (2007): Über den Begriff der Geschichte. In: Walter Benjamin und Alexander Honold: Erzählen. Schriften zur Theorie der Narration und zur literarischen Prosa. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 127–140.

Böhme, Hartmut; Böhme, Gernot (1983): Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Böllinger, Lorenz (2010): Die Entwicklung zu terroristischem Handeln als psychosozialer Prozess. In: Volker Friedrich Drecktrah (Hg.): Die RAF und die Justiz. Nachwirkungen des "Deutschen Herbstes". München: Meidenbauer, S. 35–44.

Bosse, Sebastian (2006): Abschiedbrief. Online verfügbar unter <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/24/24032/1.html>, zuletzt geprüft am 03.08.2009.

Breuer, Stefan (1992): Sozialpsychologische Implikationen der Narzißmustheorie. In: *Psyche* 46 (1), S. 1–31.

Bröckling, Ulrich (2004): Disziplinen des Lebens. Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik. Tübingen: Narr.

Crowe, Marie (2004): Never good enough-part 1: Shame or borderline personality disorder? In: *Journal of psychiatric and mental health nursing* 11 (3), S. 327–334. DOI: 10.1111/j.1365-2850.2004.00732.x.

DeMause, Lloyd; Ende, Aurel (1989): Grundlagen der Psychohistorie. 1. Aufl., Erstaug. Frankfurt: Suhrkamp.

Dickens, Charles (1987): Klein Dorrit. Berlin: Rütten & Loening.

Eagleton, Terry (2011): Das Böse. Berlin: Ullstein.

Eissler, Kurt R. (1963): Die Ermordung von wievielen seiner Kinder muss ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben? In: *Psyche* 17 (5), S. 241–291.

- Eissler, Kurt R. (1968): Zur Notlage unserer Zeit. In: *Psyche* 22 (9), S. 641–657.
- Elias, Norbert (1977): Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. In: *Zeitschrift für Soziologie* 6 (April), S. 127–149. Online verfügbar unter <http://www.zfs-online.org/index.php/zfs/article/view/2320>.
- Elias, Norbert (1985): Das Credo eines Metaphysikers Kommentare zu Poppers "Logik der Forschung". In: *Zeitschrift für Soziologie* 14 (2), S. 93–114.
- Elias, Norbert (1991): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, Norbert; Scotson, John L. (1993): Etablierte und Außenseiter. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Erdheim, Mario (1981): Die Wissenschaften, das Irrationale und die Aggression. In: Hans Peter Duerr (Hg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale. Frankfurt am Main: Syndikat, S. 505–517.
- Erdheim, Mario (1988): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. E. Einf. in d. ethnopschoanalyt. Prozess. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Erdheim, Mario (2013): Gesellschaftlich Unbewusstes, Macht und Herrschaft. In: *Psyche* 67 (9/10), S. 1023–1050.
- Erikson, Erik H. (1958): Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie. München: Szczeny.
- Esman, Aaron H. (1991): Die »Reizschranke«. Forschungsbericht und Neubetrachtung. In: *Psyche* 44 (2), S. 143–156.
- Faulkner, William (1956): Absalom, Absalom! Roman. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Fenichel, Otto (1998): Das Ich und die Affekte. In: Otto Fenichel: Aufsätze, II. Giessen, [Hesse, Germany]: Psychosozial-Verlag, S. 243–257.
- Ferenczi, Sandor (1967): Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. In: *Psyche* 21 (4), S. 256–265.
- Foerster, Heinz von (1987): Entdecken oder Erfinden - Wie lässt sich Verstehen verstehen? In: Wilhelm Rotthaus und Heinz von Foerster (Hg.): Erziehung und Therapie in systemischer Sicht. Dortmund: Verl. Modernes Lernen (Therapie in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, 5), S. 22–60.
- Fonagy, Peter; Gergely, György; Jurist, Elliot L; Target, Mary; Vorspohl, Elisabeth (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foucault, Michel (1973): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte d. Wahns im Zeitalter d. Vernunft. 1. Aufl. Frankfurt (am Main): Suhrkamp.
- Foucault, Michel (Hg.) (1975): Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafjustiz. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2008): Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974-1975). 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, Anna (1968): Das Ich und die Abwehrmechanismen. Ungek. Aufl. München: Kindler.

- Freud, Sigmund (1962): Aus den Anfängen der Psychoanalyse. Briefe an Wilhelm Fliess, Abhandlungen u. Notizen aus d. Jahren 1887 - 1902. Frankfurt a.M: Fischer.
- Freud, Sigmund (2000a): Das Unbehagen in der Kultur. In: Sigmund Freud: Studienausgabe. Frankfurt am Main: Fischer, S. 191–270.
- Freud, Sigmund (2000b): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. In: Sigmund Freud: Studienausgabe. Frankfurt am Main: Fischer, S. 455–581.
- Freud, Sigmund (2000c): Der Untergang des Ödipuskomplexes. In: Sigmund Freud: Studienausgabe, V. Frankfurt am Main: Fischer, S. 243–251.
- Freud, Sigmund (2000d): Die Frage der Laienanalyse. In: Sigmund Freud: Studienausgabe. Frankfurt am Main: Fischer, S. 271–349.
- Freud, Sigmund (2000e): Die Ichspaltung im Abwehrvorgang. In: Sigmund Freud: Studienausgabe III. Frankfurt am Main: Fischer (Studienausgabe), S. 389–394.
- Freud, Sigmund (2000f): Die Zukunft einer Illusion. In: Sigmund Freud: Studienausgabe, IX. Frankfurt am Main: Fischer, S. 135–189.
- Freud, Sigmund (2000g): Fetischismus. In: Sigmund Freud: Studienausgabe, III. Frankfurt am Main: Fischer, S. 379–388.
- Freud, Sigmund (2000h): Jenseits des Lustprinzips. In: Sigmund Freud: Studienausgabe, III. Frankfurt am Main: Fischer, S. 213–272.
- Freud, Sigmund (2000i): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Sigmund Freud: Studienausgabe. Frankfurt am Main: Fischer, S. 447–608.
- Freud, Sigmund (2000j): Über die weibliche Sexualität. In: Sigmund Freud: Studienausgabe, V. Frankfurt am Main: Fischer, S. 273–292.
- Freud, Sigmund (2000k): Über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). In: Sigmund Freud: Studienausgabe, VII. Frankfurt am Main: Fischer, S. 133–203.
- Freud, Sigmund (2000l): Zur Einführung des Narzißmus. In: Sigmund Freud: Studienausgabe, Bd. 3. Frankfurt am Main: Fischer, S. 37–68.
- Friedrichsen, Gisela (2009a): „Eine Vorzeigefamilie“. Wie kam es zur Tragödie von Eislingen? Das Landgericht Ulm sucht händeringend nach einem Motiv. In: *Der Spiegel* (51), S. 42–43.
- Friedrichsen, Gisela (2009b): Vierfachmord von Eislingen: Die netten Mörder vom Wirtschaftsgymnasium. Hg. v. Spiegel Online. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/vierfachmord-von-eislingen-die-nettenmoerder-vom-wirtschaftsgymnasium-a-654733.html>, zuletzt geprüft am 28.04.2014.
- Friedrichsen, Gisela (2010): Motiv Habgier? In: *Der Spiegel* (14), S. 34–35.
- Fromm, Erich (1999): Die Seele des Menschen. Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen. In: Erich Fromm und Rainer Funk: Gesamtausgabe. In zwölf Bänden, II. Fotomechanischer und korrigierter Nachdr. der 1980 - 1981 in der Dt. Verl.-Anst. Stuttgart erschienenen Gesamtausg. in 10 Bd. Stuttgart, München: DVA; Dt. Taschenbuch-Verl, S. 159–268.

- Gabriel, Gottfried (2004): Assoziationstheorie. In: Jürgen Mittelstraß (Hg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, I. Unveränd. Sonderausg. 4 Bände. Mannheim [u.a.]: Bibliograph. Inst., S. 189–190.
- Gabriel, Yiannis (1982): Freud, Rieff, and the Critique of American Culture. In: *Psychoanalytic Review* 69 (3), S. 341–366.
- Gabriel, Yiannis (1986): Unbehagen und Illusionen in der psychoanalytischen Kulturtheorie'. In: *Psyche* 40 (1), S. 21–48.
- Gadamer, Hans-Georg (1990, 1960): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 6. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Gaertner, Joachim (Hg.) (2009): "Ich bin voller Hass - und das liebe ich!!". Dokumentarischer Roman ; aus den Original-Dokumenten zum Massaker an der Columbine-Highschool. Frankfurt, M: Eichborn (Eichborn Berlin).
- Garland, David (2008): Kultur der Kontrolle. Verbrechensbekämpfung und soziale Ordnung in der Gegenwart. Frankfurt, M, New York, NY: Campus-Verl.
- Gaupp, Robert Eugen (1914): Zur Psychologie des Massenmords. Hauptlehrer Wagner von Degerloch. In: Hans W. Gruhle und Albrecht Wetzel (Hg.): Verbrechertypen, I, Heft 3. Berlin: Springer (I).
- Gaupp, Robert Eugen (1996): Hauptlehrer Wagner. Zur Psychologie des Massenmords. Frickenhausen: Sindlinger-Burchartz.
- Goffman, Erving (2009): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Ungekürzte Taschenbuchausg., 7. Aufl. München [u.a.]: Piper.
- Gottfredson, Michael R; Hirschi, Travis (2004): A general theory of crime. [Reprint.]. Stanford, Calif.: Stanford Univ. Press.
- Grasmick, Harold G.; Davenport, Elizabeth; Chamlin, Mitchell B.; Bursik, Robert J. (1992): Protestant Fundamentalism and the Retributive Doctrine of Punishment\*. In: *Criminology* 30 (1), S. 21–46. DOI: 10.1111/j.1745-9125.1992.tb01092.x.
- Green, André (1998a): Der moralische Narzißmus. In: *Psyche* 52 (5), S. 415–449.
- Green, André (1998b): Hat Sexualität etwas mit Psychoanalyse zu tun? In: *Psyche* 52 (12), S. 1170–1191.
- Green, André (2000a): Chiasmus. Prospektiv: die Grenzfälle aus der Sicht der Hysterie; retrospektiv: die Hysterie aus der Sicht der Grenzfälle. In: *Psyche* (12), S. 1191–1221.
- Green, André (2000b): Passionen und Passionsschicksale. Zu den Beziehungen zwischen Verrücktheit und Psychose. In: André Green: Geheime Verrücktheit. Grenzfälle der psychoanalytischen Praxis. Giessen: Psychosozial-Verlag, S. 47–109.
- Green, André (2001): Todestrieb, negativer Narzißmus, Desobjektalisierungsfunktion. In: *Psyche* 55 (9/10), S. 869–877.
- Greenacre, Phyllis (1952/1969): Trauma, Growth, and Personality. 2. Aufl. New York: International Universities Press.
- Greenacre, Phyllis (1971): On Focal Symbiosis. In: Phyllis Greenacre: Emotional Growth. Psychoanalytic Studies of the Gifted and a Great Variety of Other Individuals, I. New York: International Universities Press (I), S. 145–161.

- Gross, Otto (2009a): Über Konflikt und Beziehung. In: Otto Gross und Lois L. Madison: Werke. 1901 - 20. Hamilton, NY: Mindpiece, S. 357–374.
- Gross, Otto (2009b): Über psychopathische Minderwertigkeiten. In: Otto Gross und Lois L. Madison: Werke. 1901 - 20. Hamilton, NY: Mindpiece, S. 193–297.
- Grunberger, Béla (1988): Narziss und Anubis oder Die doppelte Ur-Imago. In: Bela Grunberger: Narziss und Anubis. Die Psychoanalyse jenseits der Triebtheorie. München, Wien: Verl. Internationale Psychoanalyse, S. 72–92.
- Grunberger, Béla; Dessuant, Pierre (2000): Narzissmus, Christentum, Antisemitismus. Eine psychoanalytische Untersuchung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gustini, Ray (2011): Cannes Downgrades Lars Von Trier To 'Persona Non Grata' Status. Online verfügbar unter <http://www.thewire.com/entertainment/2011/05/cannes-downgrades-lars-von-trier-persona-non-grata-status/37906/>.
- Hagner, Michael (1995): Monstrositäten haben eine Geschichte. In: Michael Hagner (Hg.): Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten. Göttingen: Wallstein Verlag, S. 7–20.
- Halász, József; Liposits, Zsolt; Kruk, Menno R.; Haller, József (2002): Neural background of glucocorticoid dysfunction-induced abnormal aggression in rats: involvement of fear- and stress-related structures. In: *The European journal of neuroscience* 15 (3), S. 561–569. Online verfügbar unter <http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pubmed/11876784>.
- Haller, J.; Halász, J.; Mikics, E.; Kruk, M. R. (2004): Chronic glucocorticoid deficiency-induced abnormal aggression, autonomic hypoarousal, and social deficit in rats. In: *Journal of neuroendocrinology* 16 (6), S. 550–557. DOI: 10.1111/j.1365-2826.2004.01201.x.
- Haller, J.; van de Schraaf, J; Kruk, M. R. (2001): Deviant forms of aggression in glucocorticoid hyporeactive rats: a model for 'pathological' aggression? In: *Journal of neuroendocrinology* 13 (1), S. 102–107. Online verfügbar unter <http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pubmed/11123520>.
- Heitmeyer, Wilhelm (2011): »Die Gesellschaft ist vergiftet«. Der Bielefelder Sozialforscher Wilhelm Heitmeyer, 66, über das Verhältnis der Deutschen gegenüber Minderheiten und menschenfeindliche Eliten im Kapitalismus. In: *Der Spiegel* (50), S. 71–72.
- Hess, Henner; Scheerer, Sebastian (2004): Theorie der Kriminalität. In: Dietrich Oberwittler und Susanne Karstedt (Hg.): Soziologie der Kriminalität, Bd. 43. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss (Sonderhefte, 43), S. 69–92.
- Hirschi, Travis (1971): Causes of delinquency. Berkeley, Calif.: Univ of Calif. Press.
- Holzkamp, Klaus (1972): Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten. Orig.-Ausg. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W. (1989): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Leipzig: Reclam.
- Horn, Klaus (1974): Gesellschaftliche Produktion von Gewalt. Vorschläge zu ihrer polit-psychologischen Untersuchung. In: Klaus Horn und Otthein Rammstedt (Hg.): Gewaltverhältnisse und die Ohnmacht der Kritik. Erstaug. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 59–106.

- Huck, Wilfried (2012): Amok. School Shooting und zielgerichtete Gewalt aus kinder- und jugendpsychiatrischer Sicht. Berlin: Med.-Wiss. Verl.-Ges.
- Jacobson, Edith (1983): Zur psychoanalytischen Theorie der Affekte. In: Edith Jacobson: Depression. E. vergleichende Unters. normaler, neurot. u. psychot.-depressiver Zustände. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 17–61.
- Jaspers, Karl (1958): Glaube und Aufklärung, Vortrag.
- Kafka, Franz (1988): Ein Bericht für eine Akademie. In: Franz Kafka: Das erzählerische Werk, I. 2. Aufl. Berlin: Rütten & Loening, S. 230–239.
- Keller, Evelyn Fox (1998): Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? Ungekürzte Ausg. Frankfurt am Main: Fischer.
- Kohut, Heinz (1973): Überlegungen zum Narzißmus und zur narzißtischen Wut. In: *Psyche* (6), S. 513–554.
- Kohut, Heinz (1975): Überlegungen zum Narzißmus und zur narzißtischen Wut. In: Heinz Kohut: Die Zukunft der Psychoanalyse. Aufsätze zu allgemeinen Themen u. zur Psychologie d. Selbst. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 205–251.
- Kolk, Bessel A. van der (1998): Zur Psychologie und Psychobiologie von Kindheitstraumata (Developmental Trauma). In: Annette Streeck-Fischer (Hg.): Adoleszenz und Trauma. Unter Mitarbeit von Peter Fonagy. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 32–56.
- Küchenhoff, Joachim (2013): Psychiatrische Klassifikation und die Anerkennung des Fremden. Online verfügbar unter [http://www.pschoanalyse-aktuell.de/325+M54c64bf41f2.0.html?&tx\\_ttnews%5Bday%5D=19&tx\\_ttnews%5Bmonth%5D=07&tx\\_ttnews%5Byear%5D=2013](http://www.pschoanalyse-aktuell.de/325+M54c64bf41f2.0.html?&tx_ttnews%5Bday%5D=19&tx_ttnews%5Bmonth%5D=07&tx_ttnews%5Byear%5D=2013), zuletzt geprüft am 30.07.2014.
- Kunz, Karl-Ludwig (2004): Kriminologie. Eine Grundlegung. 2. Aufl. Bern: Haupt (Uni-Taschenbücher, 1758).
- Langman, Peter (2009): Amok im Kopf. Warum Schüler töten. 1. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Laplanche, Jean (1988): Von der eingeschränkten zur allgemeinen Verführungstheorie. In: Jean Laplanche: Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze. Tübingen: Ed. Diskord, S. 199–233.
- Laplanche, Jean (1996): Masochismus und allgemeine Verführungstheorie. In: Jean Laplanche: Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse. Dt. Erstausg. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl., S. 202–221.
- Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand (1972): Das Vokabular der Psychoanalyse. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lasch, Christopher (1995): Das Zeitalter des Narzissmus. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Lee, Royce J.; Hempel, Jessica; Tenharmel, Aaron; Klock, Alan; Liu, Tianmin; Mathe, Aleksander A. (2012): The neuroendocrinology of childhood trauma in personality disorder. In: *Psychoneuroendocrinology* 37, S. 78–86. DOI: 10.1016/j.psyneuen.2011.05.006.

- Legendre, Pierre (2010): Die Narbe. Rede an die Jugend, die begierig sucht ... Rede vor Studenten über Wissenschaft und Unwissen. In: Pierre Legendre: Vom Imperativ der Interpretation. Fünf Texte. Wien [u.a.]: Turia + Kant (Schriften, 1), S. 11–64.
- Legendre, Pierre (2011a): Das Verbrechen des Gefreiten Lortie. Abhandlungen über den Vater. Wien, Berlin: Turia + Kant (Schriften / Pierre Legendre, 3).
- Legendre, Pierre (2011b): Gott im Spiegel. Untersuchung zur Institution der Bilder. Hg. v. Georg Mein und Clemens Pornschlegel. Wien: Turia + Kant (Schriften / Pierre Legendre, 2).
- Legendre, Pierre (2012): Das politische Begehren Gottes. Studie über die Montagen des Staates und des Rechts. Wien: Turia + Kant (Schriften / Pierre Legendre, 6).
- Levine, Seymour (1957): Infantile Experience and Resistance to Physiological Stress. In: *Science* 126 (3270), S. 405.
- Lichtenberg, Joseph D. (1990): Einige Parallelen zwischen den Ergebnissen der Säuglingsbeobachtung und klinischen Beobachtungen an Erwachsenen, besonders Borderline-Patienten und Patienten mit narzisstischer Persönlichkeitsstörung. In: *Psyche* 44 (10), S. 871–901.
- Link, Jürgen (2009): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 4. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Liu, Dong; Diorio, Josie; Tannenbaum, Beth; Caldji, Christian; Francis, Darlene; Freedman, Alison et al. (1997): Maternal Care, Hippocampal Glucocorticoid Receptors, and Hypothalamic-Pituitary-Adrenal Responses to Stress. In: *Science* 277 (5332), S. 1659–1662. DOI: 10.1126/science.277.5332.1659.
- Loewald, Hans W. (1986): Über Motivation und Triebtheorie. In: Hans W. Loewald: Psychoanalyse. Aufsätze aus d. Jahren 1951-1979. Hg. v. Hans W. Loewald. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 81–119.
- Loewald, Hans W. (1988): Sublimation. Inquiries into theoretical psychoanalysis. London: Yale university press.
- Lombroso, Cesare (1887): Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. Hamburg: Richter.
- Lynd, Helen Merrell (1958): On shame and the search for identity, New York: Harcourt, Brace.
- Mahler, Margaret S. (1975): Symbiose und Individuation. In: *Psyche* 29 (7), S. 609–625.
- Marty, Pierre; M'Uzan, Michel de (1974): Das operative Denken („Pensée opératoire“) In: *Psyche* 28 (10), S. 974–984.
- Masterson, James F. (1992): Psychotherapie bei Borderline-Patienten. 2., veränd. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Maturana, Humberto R.; Varela, Francisco J. (2009): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens. Frankfurt, M: Fischer.
- Mauthner, Fritz (1923): Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 2. Aufl. 3 Bände. Leipzig: Felix Meiner.
- McDevitt, J. B. (1997): Das Konzept der Objekt Konstanz und seine klinischen Anwendungen. In: Salman Akhtar, Selma Kramer und Henri Parens (Hg.): Die innere Mutter.

Zur theoretischen und klinischen Bedeutung der Objekt Konstanz. Dt. Erstaussg. Frankfurt am Main: Fischer, S. 24–56.

McGowan, Patrick O.; Sasaki, Aya; D’Alessio, Ana C.; Dymov, Sergiy; Labonté, Benoit; Szyf, Moshe et al. (2009): Epigenetic regulation of the glucocorticoid receptor in human brain associates with childhood abuse. In: *Nature Neuroscience* 12 (3), S. 342–348. DOI: 10.1038/nn.2270.

Mentzos, Stavros (1988): Interpersonale und institutionalisierte Abwehr. Erw. Neuausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Metzger, Hans-Geert (1979): Selbstkontrolle und Selbstsicherheit. In: *Psyche* 33 (1), S. 29–62.

Niedecken, Dietmut (2013): Urszene und Denken. Zur Zerstörung des Denkens im Trauma. In: Sabine Mitzlaff und Dietmut Niedecken (Hg.): *Zerstörung des Denkens im Trauma*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 148–165.

Nietzsche, Friedrich (1973): Aus dem Nachlass der Achziger Jahre. In: Friedrich Wilhelm Nietzsche und Karl Schlechta: *Werke in drei Bänden*, III. 7. Aufl. München: Hanser (III).

Nietzsche, Friedrich (1999a): Also sprach Zarathustra. In: Friedrich Nietzsche, Giorgio Colli undazzino Montinari: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*; KSA, IV. Neuausg. Berlin: Dt. Taschenbuch-Verl.; De Gruyter.

Nietzsche, Friedrich (1999b): Der Antichrist. Fluch auf das Christentum. In: Friedrich Nietzsche, Giorgio Colli undazzino Montinari: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*; KSA, Bd. 6. Neuausg. Berlin: Dt. Taschenbuch-Verl.; De Gruyter, S. 165–254.

Nietzsche, Friedrich (1999c): Die fröhliche Wissenschaft. In: Friedrich Nietzsche, Giorgio Colli undazzino Montinari: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*; KSA, Bd. 3. Neuausg. Berlin: Dt. Taschenbuch-Verl.; De Gruyter, S. 343–651.

Nietzsche, Friedrich (1999d): Götzen-Dämmerung. oder Wie man mit dem Hammer philosophiert. In: Friedrich Nietzsche, Giorgio Colli undazzino Montinari: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*; KSA. Neuausg. Berlin: Dt. Taschenbuch-Verl.; De Gruyter.

Nietzsche, Friedrich (1999e): Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. In: Friedrich Nietzsche, Giorgio Colli undazzino Montinari: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*; KSA. Neuausg. Berlin: Dt. Taschenbuch-Verl.; De Gruyter, S. 9–244.

Nietzsche, Friedrich (1999f): Unzeitgemäße Betrachtungen. Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher. In: Friedrich Nietzsche, Giorgio Colli undazzino Montinari: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*; KSA, I. Neuausg. Berlin: Dt. Taschenbuch-Verl.; De Gruyter, S. 335–427.

Nietzsche, Friedrich (1999g): Zur Genealogie der Moral. In: Friedrich Nietzsche, Giorgio Colli undazzino Montinari: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*; KSA, V. Neuausg. Berlin: Dt. Taschenbuch-Verl.; De Gruyter, S. 245–412.

Orange, Richard (2013): *Im Kopf eines Irren*: AmazonCrossing, S. 153.

Ovidius Naso, Publius (2007): *Metamorphosen*. 2. Aufl. Düsseldorf: Artemis & Winkler.

- Parin, Paul (1977): Das Ich und die Anpassungs-Mechanismen. In: *Psyche* 31 (6), S. 481–515.
- Parin, Paul (1990): Die Beschädigung der Psychoanalyse in der angelsächsischen Emigration und ihre Rückkehr nach Europa. In: *Psyche* 43 (3), S. 191–201.
- Petermann, Franz; Koglin, Ute (2013): Aggression und Gewalt von Kindern und Jugendlichen. Hintergründe und Praxis. Berlin: Springer Berlin.
- Pilgrim, Volker Elis (1988): Dressur zum Bösen. Warum wir uns selber und andere kaputtmachen. 13.-15. Tsd. Reinbek bei Hamburg: Rohwohlt.
- Plack, Arno (1970): Die Gesellschaft und das Böse. Eine Kritik der herrschenden Moral. 7. Aufl. München: Paul List Verlag.
- Prokop, Andreas (2010): Aggression, Scham und metakognitive Fähigkeiten. Zur Mikroanalyse der Kultur der Kontrolle. Berlin, Münster: Lit-Verl.
- Prokop, Andreas (2011): Ich-destruktive Scham und (mediale) Gewalt. Zu den Voraussetzungen einer gewaltfördernden Wirkung medialer Gewaltdarstellungen. In: Dieter Dölling und Dirk Baier (Hg.): Täter, Taten, Opfer. Grundlagenfragen und aktuelle Probleme der Kriminalität und ihrer Kontrolle. Wissenschaftliche Fachtagung der Kriminologischen Gesellschaft (Neue kriminologische Schriftenreihe, 114), S. 488–505.
- Prokop, Andreas: Mörderische Selbstkontrolle. Das »banalisierte Monster« an den Grenzen der Normalität, Soziale Interaktion, im Druck.
- Reckwitz, Andreas (2006): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms ; mit einem Nachwort zur Studienausgabe 2006: Aktuelle Tendenzen der Kulturtheorien. 1. Aufl. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas (2010): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Studienausg.; unveränd. Nachdr. der Erstausg. 2006. Weilerswist: Velbrück Wiss.
- Reemtsma, Jan Philipp (2008): Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne. 1. Aufl. Hamburg: Hamburger Ed.
- Riesman, David (1966): Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. 106.-112,5. Tsd. Hamburg: Rowohlt.
- Roger, Elliot (2014): My twisted World. Online verfügbar unter <http://abclocal.go.com/three/kabc/kabc/My-Twisted-World.pdf>.
- Rohde-Dachser, Christa (1977): Das Borderline-Syndrom. In: *Psyche* 33 (6), S. 481–527.
- Rosa, Hartmut (2009): Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen. In: Vera King und Benigna Gerisch (Hg.): Zeitgewinn und Selbstverlust. Frankfurt am Main [u.a.], S. 21–39.
- Roth, Gerhard; Kernberg, Otto F. (2014): Messfühler ins Unbewusste. Spiegel-Gespräch. In: *Der Spiegel* (7), S. 131–134.
- Sachsse, Ulrich (2011): Sinngebung bei schweren Persönlichkeitsstörungen. In: Birger Dulz, Sabine Herpertz, Otto F. Kernberg und Ulrich Sachsse (Hg.): Handbuch der Borderline-Störungen. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Schattauer, S. 870–879.
- Sachsse, Ulrich; Roth, Gerhard (2008): Neurobiologische Grundlagen psychischer Traumatisierung. In: Marianne Leuzinger-Bohleber, Gerhard Roth und Anna Bucheim

- (Hg.): Psychoanalyse, Neurobiologie, Trauma. Stuttgart, New York, NY: Schattauer, S. 69–99.
- Sack, Martin; Sachsse, Ulrich; Dulz, Birger (2011): Ist die Borderline-Persönlichkeitsstörung eine Traumafolgestörung? In: Birger Dulz, Sabine Herpertz, Otto F. Kernberg und Ulrich Sachsse (Hg.): Handbuch der Borderline-Störungen. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Schattauer, S. 197–202.
- Safranski, Rüdiger (1997): Das Böse oder das Drama der Freiheit. München: C. Hanser.
- Scheerer, Ann Kathrin (2013): Leidenschaftliche Aggression als Tabu? In: Psychoanalyse Aktuell – Online-Zeitung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung DPV. Online verfügbar unter: [http://www.psychanalyse-aktuell.de/321+M576ebe5733f.0.html?&tx\\_ttnews%5Bday%5D=21&tx\\_ttnews%5Bmonth%5D=08&tx\\_ttnews%5Byear%5D=2013](http://www.psychanalyse-aktuell.de/321+M576ebe5733f.0.html?&tx_ttnews%5Bday%5D=21&tx_ttnews%5Bmonth%5D=08&tx_ttnews%5Byear%5D=2013)
- Scheithauer, Herbert (2003): Aggressives Verhalten von Jungen und Mädchen. Göttingen: Hogrefe Verl. für Psychologie. Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/hebis-darmstadt/toc/11005086X.pdf>.
- Scheler, Max (1955a): Das Ressentiment im Aufbau der Moralen. In: Max Scheler: Vom Umsturz der Werte. Abhandlungen und Aufsätze. Bern: Francke, S. 33–147.
- Scheler, Max (1955b): Der Bourgeois. In: Max Scheler: Vom Umsturz der Werte. Abhandlungen und Aufsätze. Bern: Francke, S. 343–361.
- Scheler, Max (1955c): Die Idole der Selbsterkenntnis. In: Max Scheler: Vom Umsturz der Werte. Abhandlungen und Aufsätze, 213–292. Bern: Francke.
- Scheler, Max (1973): Wesen und Formen der Sympathie ; Die deutsche Philosophie der Gegenwart. Die deutsche Philosophie der Gegenwart. Hg. v. Manfred S. Frings. Bern, München: Francke (Gesammelte Werke, 7).
- Scheler, Max (2000): Der Formalismus in der Ethik und die materielle Wertethik. Neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus. 7. Aufl. Bonn: Bouvier (Gesammelte Werke, 2).
- Schneider, Manfred (2010): Das Attentat. Kritik der paranoischen Vernunft. 1. Aufl. Berlin: Matthes & Seitz.
- Schönflug, Wolfgang (2013): Geschichte und Systematik der Psychologie. 3. Aufl. Weinheim: Julius Beltz.
- Schulz, Sonja; Eifler, Stefanie; Baier, Dirk (2011): Wer Wind sät, wird Sturm ernten. In: *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 63 (1), S. 111–145. DOI: 10.1007/s11577-010-0127-9.
- Segal, Hanna (2012): Bemerkungen zur Symbolbildung. In: Elizabeth Bott Spillius (Hg.): Melanie Klein heute. Entwicklungen in Theorie und Praxis. 4. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 202–224.
- Sloterdijk, Peter (2008): Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch. 1. Aufl. Frankfurt, M: Suhrkamp.
- Solms, Mark (2006): Sigmund Freud heute. Eine neurowissenschaftliche Perspektive auf die Psychoanalyse. In: *Psyche* 60, (9/10) S. 829–859.

- Spitz, René A. (1974): Brücken. Zur Genese der Sinngebung. In: *Psyche* 28 (11), S. 1003–1018.
- Stach, Reiner (2008): Kafka. Die Jahre der Erkenntnis. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Tretter, Felix (2014): Brücke zum Bewusstsein. Warum es sich lohnt, das Gehirn einzuschalten, bevor man selbiges erforschen will. In: *Der Spiegel* (9), S. 122–124.
- van Goozen, Stephanie H. M.; Fairchild, Graeme (2008): How can the study of biological processes help design new interventions for children with severe antisocial behavior? In: *Development and psychopathology* 20 (3), S. 941–973. DOI: 10.1017/S095457940800045X.
- Wahl, Klaus (2009): Aggression und Gewalt. Ein biologischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher Überblick. Heidelberg. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-8274-2389-4>.
- Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. 1. Aufl., Originalausg. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2004): Phänomenologie zwischen Pathos und Response. In: Wolfram Högbe und Joachim Bromand (Hg.): Grenzen und Grenzüberschreitungen. XIX. Deutscher Kongress für Philosophie, Bonn, 23.-27. September 2002 : Vorträge und Kolloquien. Berlin: Akademie Verlag, S. 813–825.
- Waldenfels, Bernhard (2012): Hyperphänomene. Modi hyperbolischer Erfahrung. 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- Weaver, Ian C. G.; Cervoni, Nadia; Champagne, Frances a.; D'Alessio, Ana C.; Sharma, Shakti; Seckl, Jonathan R. et al. (2004): Epigenetic programming by maternal behavior. In: *Nature Neuroscience* 7 (8), S. 847–854. DOI: 10.1038/nn1276.
- Weilbach, Karl (2009): Amok. »es sieht so aus, als würde ich der Wolf sein« ; eine kriminologische Einzelfallstudie zur Amoktat von Zug (CH). Frankfurt, M: Verl. für Polizeiwiss. Lorei.
- Weininger, Otto (1954): Physiological Damage under Emotional Stress as a Function of Early Experience. In: *Science* 119 (3087), S. 285–286.
- Welldon, Estela V. (1992): Mutter, Madonna, Hure. Verherrlichung und Erniedrigung der Mutter und der Frau. Waiblingen: Bonz (50).
- Winnicott, Donald W. (1960): Primäre Mütterlichkeit. In: *Psyche* 14 (7), S. 393–399.
- Winnicott, Donald W. (1974): Ich-Verzerrung in Form des wahren und des falschen Selbst. In: Donald Woods Winnicott: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. 5.-6. Tsd. Frankfurt am Main: Kindler, S. 182–199.
- Winnicott, Donald W. (2008): Die Beziehung zwischen Aggression und Gefühlsentwicklung. In: Donald W. Winnicott: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. 1976. Aufl. Giessen: Psychosozial-Verl., S. 79–96.
- Wurmser, Léon (1993a): Die zerbrochene Wirklichkeit. Psychoanalyse als das Studium von Konflikt und Komplementarität. Berlin [etc.]: Springer.
- Wurmser, Léon (1993b): Flucht vor dem Gewissen. Analyse von Über-Ich und Abwehr bei schweren Neurosen. 2., unveränd. Aufl. Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokyo, Hong Kong, Barcelona, Budapest: Springer.

Wurmser, Léon (2008): Scham, Rache, Ressentiment und Verzeihung. In: *Psyche* 62 (9), S. 962–989.

Yuan, Jada (2011): The 10 Most Controversial Things Lars Von Trier Said at the Melancholia Press Conference. Online verfügbar unter [http://www.vulture.com/2011/05/the\\_10\\_most\\_controversial\\_thin.html](http://www.vulture.com/2011/05/the_10_most_controversial_thin.html).

Zimbardo, Philip G. (2012): Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen. Unter Mitarbeit von Karsten Petersen. Berlin, Heidelberg: Springer Spektrum.

Žižek, Slavoj (2011): Gewalt. Sechs abseitige Reflektionen. Hamburg: LAIKA.